This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600020671M

Leben

Charlottens von Schiller,

geborenen von Lengefeld.

Gerda Fjellner.

Leben
Charlottens von Schiller,

geborenen von Lengefeld.

Von

Karl Fulda.

Mit dem Portrait Charlottens von Schiller.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1878.

210. 0

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Es ist eine bekannte Sache, daß auch die beste Vorrede ein Buch nicht vor übeler Nachrede zu sichern vermag und darum leistet der Verfasser im Voraus darauf Verzicht, sich über sein Buch mit denen zu verständigen, welche durch die falschberühmte Kunst solcher Schriftsteller verwöhnt sind, die lieber sich selbst als das Objective, das rein Geschichtliche reden hören. Es geschieht oft, daß man sich von viel genannten Personen ein Bild entwirft, welches man bei späterer persönlicher Bekanntschaft durchaus nicht bestätigt findet und doch nicht gleich los werden kann, so daß es wie ein Doppelgänger neben der Wirklichkeit sinnverwirrend einhergeht. Sollte auch der eine oder andere der Leser dieses Buches ein solches selbstgemachtes willkürliches Bild von Schillers Gattin

mitbringen, so möchte der Verfasser ihn bitten, es bei Seite zu legen, damit nicht falsche Voraussetzungen ihm den Eindruck verkümmern, welchen das einfache Geschichtsbild, das hier aufgerollt werden soll, bei dem unbefangenen Beschauer hervorbringen muß. Der Leser möge sich mit der Angabe begnügen, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht worden ist, das Leben Charlottens von Schiller ganz aus den vorhandenen Quellen mit ihren eigenen Worten darzustellen, so daß wir die vortreffliche Frau kennen lernen, so wie sie sich selbst in ihrem Leben, in ihren Schriften und Briefen gegeben hat und wie Schiller und ihre Angehörigen, wie ihre Freunde und Zeitgenossen sie geschildert haben. Wie ihr Leben, ihre ganze Sorge und alle ihre Gedanken ihrem berühmten Gatten gewidmet waren, so liegt es auch ganz in der Natur der Sache, daß sie hinter ihm zurücktritt und in dem Buche oft mehr von Schiller als von seiner Gattin die Rede ist, als von der Sonne, deren Strahlen ihr Leben mit Glanz erfüllt und die reichen Blüten ihres Geistes und Herzens der vollendeten Entwickelung entgegengeführt haben, die ihr die Liebe und Verehrung des deutschen Volks für immer sichern wird.

Der Verfasser darf sagen, daß er seinen Plan fest im Auge behalten hat und bei Lösung seiner Aufgabe mit Treue und Sorgfalt zu Werke gegangen ist, ob ihm aber diese Lösung wirklich gelungen, muß sich zeigen.

Was aber auch das Urtheil der Kritik ſein mag, ſollte aus dieſem Buche manchem Leſer das Bild der edlen und geiſtvollen Gattin unſeres größten dramatiſchen Dichters in ſeiner ganzen Lebensfriſche und Urſprünglichkeit entgegen treten und die Liebe und Bewunderung für ihre ſeltenen und großartigen Vorzüge bis in die weiteſten Kreiſe tragen, ſo würden die Wünſche des Verfaſſers ſchon vollkommen erfüllt ſein.

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Charlottens Geburt. Ihre Eltern, ihre und ihrer Schwester Caroline häusliche Erziehung und Unterricht. Tod des Vaters. Die Familie bleibt in Rudolstadt. Carolinens Verlobung mit Herrn von Beulwitz. Reise nach der Schweiz. Besuch bei Frau von Wolzogen in Stuttgart. Aufenthalt in Vevay. Dortige Umgangsbeziehungen der Familie Lengefeld. Lavater. Unterricht in der französischen Grammatik bei Fauconnier. Rückreise nach Rudolstadt. Besuch bei Schillers Eltern auf der Solitude. Aeußerungen Christophinens über Charlotte. Erstes Zusammentreffen mit Schiller in Mannheim. Schiller, von Wilhelm von Wolzogen bei dem Schwesternpaar von Lengefeld in Rudolstadt eingeführt. Charlotte und Caroline, im freundschaftlichen Verkehr mit Schiller. Briefe Schillers über Charlotte an seinen Freund Körner in Dresden. Frau von Stein und ihr Sohn Fritz, der Schüler Göthes. Freund-

Seite

schaft Göthes für Charlotte. Charlotte zu Besuch in Weimar. Stammbuchblatt. Correspondenz zwischen Schiller und Charlotte 12

Zweites Kapitel.

Schillers Uebersiedelung nach Volkstädt. Das dortige Schillerhaus. Zirkel im Lengefeldschen Hause. Arbeiten und Lectüre. Die Schwestern von Lengefeld. Der Freundeskreis; von Beulwitz, von Gleichen, Friederike von Holleben. Sommerausflüge. Schillers beginnende Liebe zu Charlotte. Zusammenkunft mit Göthe in Rudolstadt. Tod der Frau von Wolzogen. Schillers Rückkehr nach Weimar, sein dortiges Leben. Briefwechsel mit Charlotte. Audienz bei der Herzogin Amalia. Berufung nach Jena . . . 34

Drittes Kapitel.

Vorlesungen Schillers in Jena. Lotte und Caroline in Jena zu Besuch bei Hofräthin Griesbach. Verlobung Schillers mit Charlotte in Lauchstädt. Charlottens Brautstand. Einwilligung der Frau von Lengefeld in die Heirath. Karl August gewährt einen Gehalt. Schiller wird Meiningscher Hofrath. Schillers Verhältniß zu Caroline von Beulwitz. Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt. Caroline von Dachröden. Stellung der Eltern Schillers zu seiner Verheirathung. Aufgebot in der Jenaischen Hauptkirche und Trauung in der Dorfkirche von Wenigen-Jena. Document über die Trauung im Kirchenbuche. Eheglück Charlottens. Brief an Wilhelm von Wolzogen, an Schillers Vater und an Schillers Mutter. Charlotte als Gattin und Hausfrau; ihre Sanftmuth. Gesellige und Freundeskreise des Schillerschen Ehepaars in Jena. Reisen nach Rudolstadt. Schillersche Tischgesellschaft. Niethammer, Fischenich, Salis, Novalis. Fieberanfälle und Brustkrämpfe Schillers. Charlottens treue Pflege. Brief an Christo-

Seite

phine. Geschenk aus Dänemark. Wiederholte lebensgefährliche Krankheitsanfälle. Brief Körners. Allgemeine Theilnahme für Schillers Leidenszeit. Gebrauch des Karlsbades. Aufenthalt in Erfurt, Besuch bei Dalberg. Unterstützung durch Karl August 46

Viertes Kapitel.

Rückkehr des Schillerschen Ehepaars nach Jena. Butterbrotgesellschaften. Charlottens Beschäftigung mit Zeichnen und Musik. Briefwechsel Charlottens mit Körner. Theodor Körners Geburt, Charlotte wird Pathin. Besuch der Mutter Schillers und ihrer jüngsten Tochter Nanette in Jena. Wachsende Zuneigung der Mutter für Charlotte. Das Schillersche Ehepaar reist nach Schillers Heimat. Aufenthalt in Heilbronn. Einzug in Ludwigsburg. Schillers Jugendfreund von Hoven und dessen Gattin. Seine Aeußerungen über Schiller, desgleichen solche von Jean Paul und Göthe. Tod des Herzogs Karl von Würtemberg. Schillers erstes Kind (Karl) wird geboren. Vaterfreuden. Charlottens Briefe über ihren ersten Sohn an Fischenich. Großmütterliche Freude. Bekanntschaft mit Cotta. Herausgabe der Horen. Folgenreiches Zusammentreffen mit Göthe in Weimar. Charlotte, die Hauptförderin des Freundschaftsbundes zwischen Göthe und Schiller. Ihre Aeußerungen über Beide. Wachsende Annäherung 78

Fünftes Kapitel.

Schillers große dichterische Productivität. Das Humboldtsche Ehepaar in Jena. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, ihr Einfluß auf einander, ihre gegenseitigen Besuche in Weimar und Jena. Charlottens zweiter Sohn Ernst wird geboren. Anzeige dieser Geburt an Göthe und an Frau von Lengefeld. Diese kommt zur

Seite

Pflege. Schillers Sorge um Charlotte. Caroline verheirathet sich mit Wilhelm von Wolzogen. Tod Nanettens und des Vaters Schillers. Sein Schmerz darüber. Ruf nach Tübingen abgelehnt. Entstehung und Erscheinung der Xenien 105

Sechstes Kapitel.

Schiller auf dem Gipfel seines Ruhmes. Gesellige Zirkel im Schillerschen Haus mit Göthe, Wilhelm und Caroline von Wolzogen, Wilhelm und Alexander von Humboldt. Hermann und Dorothea, Wallenstein, die Glocke. Wallensteins Lager. Die Capuzinerpredigt. Abraham a Sancta Clara. Schillers Garten vor dem Jenaer Thore. Charlottens Garteneinrichtungen, ihre Ansichten über Aufwand und Putz der Frauen, ihre Sparsamkeit im Haushalt. Charlottens Besuche bei ihrer Mutter in Rudolstadt, ihre Briefe von dort an Schiller, ihre Aeußerungen über ihre beiden Kinder und Christine . . 115

Siebentes Kapitel.

Wallenstein vollendet. Theater in Weimar. Schauspielgebäude erneuert. Eröffnung der Bühne mit Wallensteins Lager. Proben, von Schiller und Göthe geleitet. Generalprobe. Reiterlied. Die Aufführung. Vorbereitung der Piccolomini's. Manuscript. Leseproben. Die Darsteller der Hauptrollen. Zudrang des Publikums zur Vorstellung. Wallensteins Tod. Mehrwöchiger Aufenthalt Schillers in Weimar. Besuch der Preußischen Königsfamilie. Charlottens Urtheile über Wallenstein. Charlottens drittes Kind (Caroline) wird geboren. Anzeige Schillers an Göthe. Brief von Frau von Stein. Charlotte am Nervenfieber bedenklich erkrankt. Schiller ist untröstlich darüber. Charlottens Wiedergenesung. Brief

Seite

der chère mère an Schiller. Vorliebe Charlottens für Corona Schröter 129

Achtes Kapitel.

Ueberſiedelung Schillers und Charlottens nach Weimar. Beſuche mit Göthe in Jena. Die Triesnitz. Park in Weimar. Spaziergänge Schillers und Göthes darin. Hecken- und Felſengang beim römiſchen Hauſe. Die Bühne in Weimar zu Göthes und Schillers Zeit. Schillers Erhebung in den Reichsadelſtand. Charlottens Aeußerung darüber an Fritz von Stein. Karl Auguſt. Schiller vollendet die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart. Charlotte als Mutter. — Ernſt, Carl und Caroline. Schiller und die Schauſpieler. Pius Alexander Wolf, der Dichter der Precioſa und ſeine Gattin. Turandot, ihre Aufführung. Geiſtreiche Zirkel am Weimarer Hof. Der Herzog und ſeine Gemalin. Die Herzogin Amalia. Prinzeſſin Caroline. Einſiedel, Heinrich Meyer, Geheimerath Voigt, Amalia von Imhoff, Herder. Das Wolzogenſche Ehepaar. Das Schillerhaus in Weimar, Geſchichte ſeines Ankaufs durch Schiller. Arſeniktapeten im Schillerhaus. Schillers Mutter ſtirbt 145

Neuntes Kapitel.

Mittwochskränzchen in Weimar. Kotzebues Intriguen und Pläne. Feuerprobe für den Freundſchaftsbund Göthes und Schillers ſiegreich beſtanden. Vorſtellung Kotzebues geſcheitert. Der Aſchermittwoch in Weimar. Charlottens Urtheil über die Braut von Meſſina. Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Wilhelm Tell. Schiller in Lauchſtädt. Frau von Staël in Weimar, ihre Beziehungen zu Schiller und Lotte. Das Schillerſche Ehepaar in Berlin. Schillers Dramen auf der Berliner Hof-

Seite

bühne. Iffland. Des Kronprinzen von Preußen freundschaftliche Zuneigung für Schillers ältesten Sohn Carl. Schillers jüngste Tochter Emilie wird geboren. König Gustav Adolf IV. von Schweden. Herders Tod . . . 165

Zehntes Kapitel.

Schillers letzte Lebenszeit; seine schwere Erkrankung zu Anfang des Jahrs 1805. Auch Göthe ist sehr leidend. Voß, der Wächter Beider. Erster Ausgang Schillers zu Göthe. Abermalige heftige Erkrankung Schillers zu Ende April. Sein Tod und Begräbniß. Allgemeine Welttrauer. Der Schmerz Charlottens. Carolinens und Charlottens briefliche Aufzeichnungen über Schillers Lebensende . . 185

Elftes Kapitel.

Tribute der allgemeinen Verehrung und Liebe für Schiller an Charlotte, in Briefen und Aeußerungen von Wilhelm von Humboldt, Dannecker, Hofräthin Griesbach, Hufeland, der Königin Luise von Preußen, des Kronprinzen (König Friedrich Wilhelm IV.), des Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm I. von Deutschland) (ausgesprochen von ihrem Erzieher Geheimerath Delbrück), von Fräulein von Wildermeth, Namens der Prinzessin Charlotte (nachherigen Kaiserin von Rußland), von Iffland u. A. Briefe Charlottens an ihre Schwägerin Luise, an Fischenich und an Christophine Reinwald. Caroline und Charlotte über Schillers Gestalt, Haltung, Eigenthümlichkeiten und Character 214

Zwölftes Kapitel.

Charlottens Witwenstand. Briefwechsel mit Göthe. Brand des Theaters in Weimar. Charlottens Söhne und

Seite

Töchter, ihr Besuch bei ihrem Sohn Ernst. Das Verhältniß der Fürstin Caroline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt zu Charlotte und ihren Angehörigen. Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in Weimar (1815). Aufenthalt Charlottens in Bonn und an den Ufern des Rheins. Tod der chère mère — Frau von Lengefeld. Die letzten Lebenstage Charlottens — Augenoperation, Hinscheiden in Bonn in Folge eines Nervenschlages. Brief ihrer Tochter Emilie an deren Schwester Caroline. Ernst und Carl von Schiller. Caroline Junot und Emilie von Gleichen. Ihr Leben und ihr Lebensende. Dr. Carl Hoffmeister. Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm. Der letzte männliche Nachkomme Schillers, Carl von Schillers Sohn, † 9. Mai 1877. Tod und Begräbniß Carolinens von Wolzogen. Schlußworte zum Andenken Charlottens 250

Anhang I.

Gedichte Charlottens von Schiller und ein Gedicht ihres Sohnes Ernst 301

Anhang II.

Ein Stammblatt von Schillers Schwester Christophine nebst einem von Schillers Enkel (Ludwig von Gleichen) durch ein Stammblatt mitgetheilten Gedicht 325

Anhang III.

Auszüge aus urkundlichen Belegen für Ausgaben für die Jugenderziehung Charlottens 329

Anhang IV.

Seite

Genealogiſche Nachweiſungen Schillers und Charlottens Familienabſtammung betreffend, mit ſonſt urkundlichen Belegen über Schiller und ſeine Angehörigen — Mittheilung ſeines Adelsdiploms 333

Anhang V.

Der Weimariſche Park 360
Stammbaum der Familie von Lengefeld 363
Stammbaum der Familie Schiller 364

Einleitung.

Noch nie ist ein Dichter so der Liebling seines Volkes geworden, für das sein großes Herz in heiliger Liebe geschlagen, dem er gelebt, dem er seine unvergleichlich schönen Dichtungen gewidmet, wie Friedrich Schiller.

Als im Mai 1805 die erschütternde Trauerkunde durch Deutschland ging, der Unvergleichliche weile nicht mehr auf dieser Erde, ein Held aus der Reihe der edelsten Geister unseres Volkes sei geschieden und den sichtbaren Blicken entschwunden gleich einem leuchtenden Meteor, da blieb kein Herz unbewegt, und selbst Göthe, der ruhig heitere Mann, der über alle menschliche Regungen erhaben schien, weinte, denn er hatte nicht blos einen Freund, sondern die Hälfte seines Daseins verloren. Wie Orgelton und Glockenklang tönt sein zur Aufführung des Lieds von der Glocke und zur Todten-

feier seines berühmten Freundes im Namen der trauernden deutschen Nation gedichteter Epilog. Für Göthe war der Bund mit Schiller ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.

„Denn er war unser! mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns, im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Es ist dies Gedicht ein mächtiger Strom, von inniger Freundschaft und unvergänglicher Poesie überflutend, der den Grabhügel des größten deutschen dramatischen Dichters unversiegbar umrauscht.*

Christophine, Schillers Lieblingsschwester, in deren Leben der Tod des Unvergeßlichen eine unausfüllbare Lücke riß, schrieb unter das liebste Portrait, das sie von dem Verklärten besaß, die Worte aus Don Carlos:

„Du warst so reich, ein ganzer Weltkreis hatte
„In Deinem weiten Busen Raum, das Alles
„Ist nun dahin!"

Doch am Tiefsten empfand die ganze Größe dieses unermeßlich schweren Verlustes Schillers Gattin, die

* Göthe hatte das Gedicht der Schauspielerin Wolf, die es als Muse sprechen sollte, selbst eingelernt. Aber bei einer besonders ergreifenden Stelle überwältigte ihn sein Gefühl so sehr, daß er sie bat, innezuhalten und mit Thränen in den Augen in die Worte ausbrach: „Ich kann den Menschen nie vergessen!"

nun auch schon längst in die ewige Heimat hinübergegangen ist und deren Andenken diese Blätter gewidmet sind. Sie hat das Wort der Schrift an sich erfahren „die Liebe hört nimmer auf", in ihrem Andenken lebte der hohe Vollendete fort als ein ewig Tüchtiger, von dessen Gruft her der Anhauch seiner Kraft sie belebend aufrichtete.

Rührend und ergreifend war für Dannecker der Besuch der Wittwe seines Freundes; lange setzte sie sich vor dem verklärten Bilde des großen Dichterfürsten schweigend nieder und sagte dann zu ihren Söhnen: „Kinder küßt dem Manne die Hand, der Euren Vater so fortleben läßt."

Noch nach 10 Jahren (1815) sprach Charlotte ihre Klage um Schiller, in dessen Andenken, in dessen Geist sie fortlebte, in einer Weise, in des eignen Liedes Tönen aus, der wir nachempfinden, wie ihr das Gefühl ihrer Liebe und der Schmerz lebendig geblieben war.

„Nur durch den Himmel noch mit Dir verbunden,
„Such' ich auf Erden trauernd Deine Spur!
„Was ich in Dir, Du hohes Bild, gefunden,
„Das gab nur eine göttliche Natur.
„Nur aus dem Quell des ewig großen Guten
„Trug Dich das Schicksal in des Lebens Fluten.
„Du wagtest in des Unermessenen Tiefen
„Mit Kraft und edlem Willen Dich voran;
„Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
„Sie wandelte dein Geist auf rascher Bahn.
„Du wolltest nur das Ewige gestalten
„Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.
„Für eine Welt nicht war das große Wesen,
„Nur uns gegeben als ein Unterpfand.

1*

„Denn mit dem Stab des Götterboten
„Beherrscht er das bewegte Herz;
„Er taucht es in das Reich der Todten
„Und hebt es staunend himmelwärts."

Eine geeignetere bessere Frau für unsern Schiller, als Charlotte von Lengefeld, konnte es nicht geben. Sie ging ganz in seinen Schicksalen, in seinen Entwürfen und Schöpfungen auf. Mit der zartesten aufopferndsten Sorgfalt wachte sie über das theure Leben.

Die größten Vorzüge des Geistes und Gemüthes waren ihr eigen; ihre feine allseitige Bildung, ihre reichen Geistesgaben, ihr heiterer geselliger und gastlicher Sinn erwarben ihr die allgemeinste Verehrung und Liebe, die Freundschaft bedeutender Männer und machten das Schiller'sche Haus zu einem gesuchten Sammelpunkt für die zahlreichen Freunde und Verehrer des Dichters. Sie war die Seele dieser Vereinigungen und wie sie Schiller verstanden, in wie hohem Grad sie auch seine geistige Genossin gewesen, davon zeugen ihre eigenen nachstehenden Aufzeichnungen.

„Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenstand, wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus.

teren Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreun", so wird es uns zu Muthe, wenn wir bei Schiller und Charlotte unser deutsches Volk einführen, dem für alles Große und Unvergängliche, vor Allem für Schiller, den Dichter der Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes, in edler dankbarer Begeisterung das Herz schlägt.

Ja, bei Schiller ist Jugend bei nimmer versiechender Fülle! Als im Jahre 1876 in Marbach, seinem Heimatsort, die Enthüllung des dort zu seiner Verherrlichung errichteten Denkmals stattfand und die ansehnliche Festversammlung durch Triumphbogen und grüne Alleen von Fichtenbäumen zu dem mit Kränzen und Flaggen verzierten einfachen Geburtshause des unsterblichen Dichterfürsten schritt, da tönte es noch durch die tiefe Stille mit schmerzlichen Klagen über den so frühen Heimgang des Lieblings seines Volkes zu dem niedrigen Fenster zu ebener Erde in Marbach herüber: „Der Sänger schläft". Doch von da kam erst leise und dann immer lauter und siegreicher die Antwort zurück: aus dem Kinde, welches einst durch dieses Fenster der erste Lichtstrahl gegrüßt, erwuchs ein Riese, dessen schallender Schritt, verklärt von reinem Lichtglanz aus Himmelshöhen, über die Erde klang, der uns vorangeleuchtet, wie ein Komet entschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend, der, obwohl man ihn seit mehr als siebenzig Jahren zur Ruhe gebettet, in unwandelbarer Frische durch alle Zeiten geht.

„Denn mit dem Stab des Götterboten
„Beherrscht er das bewegte Herz;
„Er taucht es in das Reich der Todten
„Und hebt es staunend himmelwärts.“

Eine geeignetere bessere Frau für unsern Schiller, als Charlotte von Lengefeld, konnte es nicht geben. Sie ging ganz in seinen Schicksalen, in seinen Entwürfen und Schöpfungen auf. Mit der zartesten aufopferndsten Sorgfalt wachte sie über das theure Leben.

Die größten Vorzüge des Geistes und Gemüthes waren ihr eigen; ihre feine allseitige Bildung, ihre reichen Geistesgaben, ihr heiterer geselliger und gastlicher Sinn erwarben ihr die allgemeinste Verehrung und Liebe, die Freundschaft bedeutender Männer und machten das Schiller'sche Haus zu einem gesuchten Sammelpunkt für die zahlreichen Freunde und Verehrer des Dichters. Sie war die Seele dieser Vereinigungen und wie sie Schiller verstanden, in wie hohem Grad sie auch seine geistige Genossin gewesen, davon zeugen ihre eigenen nachstehenden Aufzeichnungen.

„Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenstand, wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus.

Seine Unterhaltung war immer tief; er erſchuf Alles in ſeinem Gemüth mit größerem Reichthum, als es Andern erſcheinen kann. Jedes Geſpräch war faſt eine neue Schöpfung ſeines Geiſtes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam ſich ſelbſt auf einem höheren Standpunkt ſtehend vor. Er war duldſam gegen jede Geiſtesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falſche Anſpruch war ihm zur Laſt. Es war, als ſei er allmächtig und man fühlte, ſobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt ſei, ſo konnte ſein kräftiger Geiſt auch Hülfe ſchaffen. Man hätte ihm Alles frei geſtehen können, ſelbſt ein Verbrechen. Jahrtauſende gehören dazu, einen Geiſt, wie den ſeinigen zu wiederholen. Das Hohe, rein Geniale in Schillers Wirken und Weſen hat Niemand ſo gefühlt, ich kann es frei ſagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft zu ahnen und zu verſtehen. Göthe verſtand ihn allein unter ſeinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen dieſe beiden Phänomene oft an einander vorüber und einer faßte die Flamme des andern auf, ohne ſich zu zerſtören.

Schillers Geiſt ſtieg immer aus der tiefſten Tiefe wieder mit Kraft aufwärts zum reinen Element und deswegen wird kein ſolcher Menſch wieder erſcheinen, den eine göttliche Kraft ſo belebte als ihn."

Und wie dieſe glücklichſte der Ehen Schillern die freieſte Entfaltung ſeiner Kräfte ſicherte, wie dem Segen dieſer Verbindung die Reihe der unſterblichen und groß-

artigen Schöpfungen zu danken ist, die eben auf dem festen Grund einer beglückenden Gemüthsfreiheit entstanden sind, so hat auch unser deutsches Volk das größte Interesse daran, die edele Frau näher kennen zu lernen, der keine Nüance seines Geistes entgangen ist, dessen treueste Gefährtin sie gewesen und die ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Unsere Literatur besitzt manch werthvolles Werk über Schillers Lotte. Ein Buch, welches in gedrungener und anschaulicher Kürze dem deutschen Volk ein treues Bild der trefflichen Frau vorführt und von dem Einfluß erzählt, den sie auf Schiller, Göthe und die gesammte Entwickelung der deutschen Literatur in ihrer damaligen Blütezeit geübt, zu schreiben oder für ein solches einen Beitrag zu liefern, hat der Verfasser sich zur Aufgabe gestellt, und das um so freudiger, weil kunstsinnige Freunde und Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes ihn dazu aufgefordert haben.

Es sind bei dieser Biographie von dem Verfasser vorzugsweise benutzt worden: das Werk Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Verlag von Cotta. 3 Bde. Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog von Augustenburg. Berlin, Gebrüder Paetel. Literarischer Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1848. Ungedruckte Briefe von Schiller und Göthe, herausgegeben von Bilkow (1845). Schillers und Göthes Briefe an Schlegel. (1846). Schillers und Fichtes Briefwechsel von J. H. Fichte (1847). Die Selbstbekenntnisse Schillers, drei Vorträge

von Cuno Fiſcher. Briefwechſel Schillers mit Körners Vater. Briefwechſel Schillers mit Wilhelm v. Humboldt. Briefwechſel Schillers mit ſeiner Schweſter Chriſtophine und ſeinem Schwager Reinewald. Schillers Bekenntniſſe u. ſ. w. über ſein Leben von Diezmann. Johannes Scherr, Schiller und ſeine Zeit. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, von Heinrich Düntzer. (Leipzig, Brockhaus 1856.) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eigenen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner von Caroline v. Wolzogen. Stuttgart, Cotta. Schillers Leben nach Carl Hoffmeiſter, von Heinrich Viehoff. Stuttgart, Conradi. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. Schiller und Lotte 1788, 1789. „Andenken an Bartholomäus Fiſchenich", von Prof. Dr. Hennes. Göthes Leben von J. W. Schäfer. Briefe von Göthe, deſſen Mutter, Charlotte v. Schiller an Friedrich v. Stein, herausgegeben von Dr. Ebers und Dr. Kahlert. Leipzig, Weidmannſche Buchhandlung 1846. Schillers Leben von Palleske. Göthe und Schiller von Karl Goedeke. Der größeren Treue und Objectivität wegen hat der Verfaſſer Lotte's eigene Worte nach ihren Briefen beibehalten.

Keine bedeutſame Erſcheinung des geiſtigen Lebens ging unbeachtet an Schiller und ſeiner Lotte vorüber. Mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen ſtanden ſie in freundſchaftlicher Verbindung, die ihnen als geiſtiger, künſtleriſcher und gemütlicher Verkehr, als anregender erfriſchender und belebender Gedankenaustauſch

zu jeder Zeit als höchst werthvoll erschien. Charlotte hat, wie überall das Leben, Dichten und Schaffen ihres großen Gatten dem deutschen Volke aufs Treuste offenbarend, sein hellglänzendes Bild auch dadurch in dem Vordergrund gehalten, daß sie den Verkehr mit den ersten Geistern unserer Nation in gleicher Weise bis zu ihrem Tod, der 21 Jahre später als der seine erfolgte, fortsetzte. Charlottens Biographie gewährt in überwiegendem Grade einen besonders klaren Einblick in die vollendet künstlerische Werkstatt der hohen Majestät eines Dichtergenius von Gottes Gnaden und bereitet einen Genuß, durch den ein noch besseres Verständniß des unvergleichlichen Dichters und seiner Werke vermittelt wird. Sein glückliches eheliches Leben reifte die Erzeugnisse seines Geistes inmitten des durch Charlotte geförderten Freundschaftsbündnisses mit Göthe ihrer höchsten Vollendung entgegen. Bei der Verfolgung des Lebensgangs der treuen Gattin Schillers gewinnen wir zugleich die gründlichste Totalanschauung seines äußeren und inneren Lebens. Das tiefe Gefühl der Verehrung für das Schillersche Ehepaar wird sich in dem Herzen des deutschen Volks von Jahr zu Jahr noch in dem Maße steigern, als in ihm mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn brechen muß, daß Größe des Geistes, Adel des Characters, daß Güte und Wärme des Herzens aufs Innigste bei Beiden verbunden waren.

Erſtes Kapitel.

Luiſe Charlotte Antoinette v. Lengefeld, ſeit dem 22. Februar 1790 Schillers Gattin, der Schutzgeiſt unſeres großen Dichters, welche durch ihre echte und ſchöne Weiblichkeit, ſowie durch das Gewicht einer wahren künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung einen ganz außerordentlichen Einfluß auf Schiller ausgeübt hat, iſt geboren zu Rudolſtadt am 22. November 1766.

„Niemand", ſagt ſie in einem ihrer Briefe (vom 4. Auguſt 1805) „kannte den Unvergleichlichen wie ich, Niemand kannte ſo den ganzen Reichthum ſeines Herzens. Er ſprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber ſein heiterer Blick, ſeine Aeußerungen der Liebe ließen mich oft tiefer in ſein Herz ſchauen, als eine lange Folge von Handlungen bei andern Men-

ſchen es würde verrathen haben. Er war oft ſo leidend, fühlte tief, wie ſchmerzlich es ſei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte ſich ſein Geiſt endlich über das körperliche Gefühl zu ſiegen. Er ergriff muthig jeden Anlaß, ſeinen Geiſt zu beſchäftigen und ſobald er das drückende Gefühl des Schmerzes überwinden konnte, errieth man aus ſeinen Geſprächen nicht ſeine Leiden.

Immer thätig, rang ſein hoher Geiſt raſtlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Beſtreben ſich zu vervollkommnen. Selbſt ſeine vollendetſte Arbeit genügte ſeinem Geiſt oft nicht; er hatte immer den Willen in ſich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich muthlos an ſeiner Kraft. Es gab keinen Menſchen, der, ohne ſtolz zu ſein, ſo erhaben über das Urtheil der Welt war. Das Lob Anderer munterte ihn nur inſofern auf, als es ihn freute, verſtanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in ſeinen Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte."

„Bis an des Aether's bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war zu hoch und nichts zu ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

Charlotte v. Lengefeld und ihre Schweſter Caroline, geb. am 3. Febr. 1763 (in erſter Ehe mit v. Beulwitz, in zweiter mit Wilhelm v. Wolzogen verheirathet) erhielten die ſorgfältigſte Erziehung.

Der Vater wollte uns — erzählt Caroline* — beſſer unterrichtet ſehen, als in dem kleinſtädtiſchen Weſen, das uns umgab, gebräuchlich war und unſere Mutter, in deren liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch ſelbſt eine beſſere Erziehung genoſſen hatte, ging ganz in ſeine Gedanken ein. Wenn nun auch der Umgang mit unſern Eltern uns vor dem Gemeinen und Alltäglichen ſchützte, ſo war bei unſerer aufgeregten jugendlichen Phantaſie Bildung des Verſtandes und eine ernſte Richtung desſelben nöthig. Wir hatten Bücher, die das Herz und Gemüth anſprachen. Schiller ſcherzte ſpäterhin oft mit uns und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit Grandiſon aufgewachſen ſeien. Die Phantaſie bot uns ihre ſchönſten Freuden und unſer tägliches einſames Hausleben, durch ſie verſchönert und reich, war uns ſo lieb, daß uns jede gewöhnliche Geſellſchaft eine leidige Unterbrechung ſchien. Wer uns von fremden Orten und Gegenden erzählte, war uns willkommen; denn bei aller Freude am Hauſe erfüllte uns doch ein lebhaftes Verlangen, die Welt kennen zu lernen und eine Sehnſucht nach der Ferne.

Daß dieſes Leben in der Phantaſie uns nicht ſchädlich wurde, dafür ſorgte der Vater auf zweierlei Weiſe. Er bemühte ſich ſorgſam um die Ausbildung

* Wer die verſchiedenen Schriften Carolinens v. Wolzogen über Schiller kennt, wird leicht finden, daß wir an vielen Stellen der Worte der Verfaſſerin uns bedient haben. Wer aber, der für ihre geiſtvolle Darſtellung Sinn und Verſtändniß hat, konnte der Verſuchung, dies zu thun, widerſtreben?

unſeres Körpers; es machte ihm große Freude, wenn wir nach den Lehrſtunden in muntern Spielen in freier Luft unſere phyſiſchen Kräfte übten."

Charlottens und Carolinens Mutter, Luiſe Juliane Eleonore Friederike von Wurmb, hatte in früher Jugend aus Neigung und Ehrfurcht am 31. October 1761 ſich mit Carl Chriſtoph von Lengefeld, Herr auf Reſchwitz und Pippelsdorf, (geb. am 15. Mai 1715), einem Manne verbunden, der beinahe ihr Vater hätte ſein können; ſie liebte ihn mit Wärme und lebte ganz für ihn. Er war heiter, geſprächig, hatte viel Witz, Lebhaftigkeit des Geiſtes und etwas Geniales in ſeinem ganzen Weſen und Treiben.

Er war Fürſtlich Schwarzenburg-Rudolſtädter Kammerjunker, Rath und zuletzt Oberlandjägermeiſter, ein Ehrenmann von ſtrengen, frommen Sitten und in ſeinem Fach ſo tüchtig, daß König Friedrich v. Preußen ihn in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte und in Leipzig, wohin er ihn gegen das Ende des ſiebenjährigen Kriegs kommen ließ, ihm die ehrenvollſten und vortheilhafteſten Anträge machte. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſein engeres Vaterland zu verlaſſen; auch hinderte ihn ſeine körperliche Unbehilflichkeit, denn ſchon ſeit ſeinem zwanzigſten Lebensjahre war er am rechten Arm und linken Bein gelähmt, ſo daß er auf einen Stock geſtützt gehen mußte. Lengefeld brachte eine geſteigerte Verehrung vor dem großen Könige, den er auf dem Gipfel ſeines Ruhmes geſehen, zurück, die nicht ohne Einfluß auf ſeine Kinder blieb.

Charlottens und Carolinens Mutter war eine Frau von echter Frömmigkeit, sittlicher Würde und voll edelen Wohlwollens. Sie nahm stets Theil an den Beschäftigungen ihres Mannes und entsagte gern den Vergnügungen ihres jugendlichen Alters, um sein Leben zu verschönern. Bis zu ihrem in hohem Alter erfolgten Tode, genoß sie in reichem Maße das Vertrauen aller Glieder des Rudolstädter Hofes, an welchem sie nach dem Ableben ihres Gatten das Amt der Oberhofmeisterin verwaltete.

Charlotte schildert ihre elterliche Wohnung als höchst romantisch. Vor ihren Blicken lagen in der Ferne hohe schöne Berge, ein fürstliches Lustschloß, eine alte Kirche, eine Reihe Dörfer, aus denen das Geläute der Glocken zu allen Stunden herübertönte und malerische Wälder. Wie Ossian in seiner Welt, lebte Charlotte am liebsten mit den Bäumen im Wald, mit den Höhen und Thälern, mit den Nebeln. Früh schon wurde ihr poetischer Sinn geweckt, manch liebliches Gedicht hat sie verfaßt, nicht viele davon sind uns erhalten, aber über alle, die noch vorhanden, ist ein unbeschreiblicher Zauber der Anmuth ausgegossen, sie athmen eine wohlthuende Innigkeit und einen Reichthum echter dichterischer Empfindung und zeichnen sich durch rythmischen und musikalischen Wohlklang aus.

Ein Fest für Charlotte und ihre Schwester Caroline war der Besuch bei einem alten Geistlichen, dem Seelsorger des Lengefeld'schen Hauses, der mit seiner Frau ein patriarchalisches Leben führte. Sympathisch

berührten sie die von dem Ehepaar mit Einfalt im Gemüth gehaltenen Gespräche und verloren sie sich ganz in diese kindliche Welt. Wenn um 6 Uhr Abends die große Glocke schallte, so faltete — einerlei, welches Gespräch gehalten wurde — der alte gute Pastor seine Hände und betete laut, Alle beteten mit; die Pastorin ging zu ihrem Manne, rief ihm laut ins Ohr, denn er war taub: „Glückseligen guten Abend, Papa!" und das vorige Gespräch begann wieder.

Charlottens erster großer Schmerz war der Tod ihres Vaters, der in das harmonische Stillleben seiner Frau und Töchter eine unbeschreiblich große Lücke riß.

Charlotte nennt ihren Vater in ihren Erinnerungen aus den Kinderjahren einen der interessantesten Menschen seiner Zeit. Sein körperliches Leiden — sagt sie — erinnerte ihn an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge und bestärkte ihn in einer anerzogenen schlichten Frömmigkeit. Er hörte in der Zeit auf zu leben für die Welt, da Andere erst anfangen zu leben, weil die Reife des Geistes dann erst den Dingen ihren wahren Werth gibt und die Leidenschaften sich besänftigen. Er lebte nur seiner Familie und den Wissenschaften, die er mit Wärme liebte.

Seiner klaren und weiten Weltansicht — theilt uns Caroline mit — verdankten wir eine frühe Anregung des Verstandes. Wir lernten den Geist kennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unsern blauen Bergen dichteten, gewann im

Lichtblicke seines Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männlichen Würde insbesondere faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, welche Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild.

Charlotte verlor ihren Vater, als sie in ihr neuntes Lebensjahr eingetreten war (1775). Ueber seinen Tod berichtet uns Caroline: Die Krankheit unseres Vaters wurde uns wohl als bedenklich, doch nicht als einen nahen Tod drohend vorgestellt. Noch hatten wir nichts Geliebtes durch den Tod verloren, so daß uns diese grauenvolle Erscheinung in ihrer Macht und Tiefe fremd war. Unser Vater starb in der Nacht an einem Stickflusse. Die Diener kamen zu uns herauf in den oberen Stock, mit dem Befehle der Mutter, wir sollten uns ruhig in unserem Zimmer halten. Ihre Klagetöne drangen zu uns herauf; die Unruhe trieb uns die Treppe hinab, um den Eltern näher zu sein. Es war gegen 3 Uhr Morgens; schwach brannte eine Lampe auf der Hausflur. Die Zimmer der Mutter öffneten sich, man ging aus und ein, wir lehnten auf dem Treppengeländer, um in das Innere derselben blicken zu können. Da erklang des Vaters Stimme: „weißt Du nicht, daß ein allmächtiger Gott lebt?" Sonderbar nahe dünkte uns diese Stimme. Wir zweifelten nicht, daß der Vater noch lebe und die Mutter zu trösten suche. Als dann am nächsten Morgen das traurige Ereigniß uns ausführlich mitgetheilt wurde und die Mutter äußerte, schon

gegen ein Uhr sei der Vater sprachlos gewesen, erwiderten wir, daß wir ihn aber noch um 3 Uhr hätten reden hören — welche Aeußerung Alle in Erstaunen setzte.

Frau v. Lengefeld entschied sich nach dem Tode ihres Gatten für das Verbleiben in Rudolstadt. Es konnte nicht fehlen, daß Caroline, deren lebhaftes geistvolles Wesen und hervorragendes Talent Bewunderung erregte, frühzeitig Neigung und den Wunsch, sie zu besitzen erregte. Ein Herr v. Beulwitz, Enkel des Hofmarschalls gleichen Namens, ein feingebildeter höchst angesehener Mann, hielt um Carolinens Hand an und fand die Fürsprache ihrer Mutter. Schon in ihrem sechzehnten Jahre war Caroline Beulwitz's Verlobte, doch wurde die Vermählung hinausgeschoben.

Die liebliche anmuthige und talentvolle Charlotte v. Lengefeld kam durch ihre Familienbeziehungen mit Göthes so berühmt gewordener Freundin, der Baronin v. Stein, der Perle der Weimar'schen Hofgesellschaft, in nähere Berührung. Der Umgang mit dieser geistreichen Frau, die auf den Gang unserer Literatur durch den mächtigen Einfluß, welcher ihr in der Periode genialen Treibens, womit Carl August von Weimar sich umgab, zugestanden wurde, erheblich eingewirkt hat, war für die jugendliche Charlotte ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Frau v. Stein fühlte sich bald zu dem ausgezeichneten Mädchen durch die ihm innewohnende reiche poetische Begabung, durch den feinen Geschmack und das innige Verständniß für die Kunst von ganzem Herzen hingezogen und führte Charlotte

2*

in den glänzenden Kreis von Bildung und Hoheit, von Poesie, Kunst und Geschmack ein, mit welchem der Weimar'sche Hof in einen bis dahin nicht dageweſenen trauten und fruchtbringenden Bund getreten war.

Charlottens Mutter und Freundin (Fr. v. Stein) gingen mit dem Plan um, Charlotten der Herzogin Luiſe als Hofdame vorzuſchlagen, worauf die Fürſtin einzugehen bereit war. Um Charlotten eine genaue Kenntniß, Aneignung und Uebung in der franzöſiſchen Sprache zu verſchaffen, wählte ihre Mutter für ſie einen längeren Aufenthalt in der franzöſiſchen Schweiz.

Im Frühjahr 1783 trat die Familie, — Frau v. Lengefeld, ihre beiden Töchter — und der Verlobte Carolinens, Herr v. Beulwitz — die Reiſe nach der Schweiz an. Unter den Briefen von Göthe an Lavater iſt einer (vom 7. April 1783), worin Jener dem Freunde die Reiſenden empfiehlt. Dieſe beſuchten unterwegs in Stuttgart Frau v. Wolzogen, deren Sohn Wilhelm für Caroline eine tiefe Neigung faßte, die in ſpäteren Jahren zwiſchen beiden, nach Eintritt der Scheidung Carolinens von Herrn von Beulwitz, zu einer ehelichen Verbindung führte. Am 21. Mai 1783 langte die Reiſegeſellſchaft in Vevay an, der lieblichen Stadt am Fuß der Alpen und unweit der reizenden Ufer des Genfer See's, die jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberdufte der Rouſſeauſchen Dichtung erblickt. Dort war Charlotte in kurzer Zeit die Seele eines, durch heitere und geiſtreiche Geſelligkeit ſich auszeichnenden, Mitgliedern des berniſchen und waadtländiſchen Patriziats

angehörigen Kreises, den sie durch die ihr eigne bezaubernde coquetterie d'esprit wahrhaft zu beleben verstand. In Lyon, wohin v. Beulwitz gereist war und die Lengefeld'schen Damen einen Abstecher machten, sahen sie das im Glanze der Neuheit imponirende Schauspiel einer Luftschifffahrt. Ein sehr willkommener Umgang in der Schweiz war ihnen der Lavaters. Seine edele liebenswürdige Gestalt — schreibt Caroline in ihren späteren Jahren — steht noch vor mir. Er erhob über das Leben, öffnete ein anderes, in welchem er selbst athmete, kindlich, klar, natürlich, nicht trübend die kleinen Freuden der Erde. In Vevay hatte Charlotte nebst ihrer Schwester einen ehemaligen Jesuiten Falconnier zum Lehrer, der, um zu heirathen, den Orden verlassen hatte. Er unterrichtete die beiden jungen Mädchen in der französischen Grammatik. Doch fehlten auch Schattenseiten für unsere Reisenden nicht. Caroline hatte sich durch unvorsichtiges Baden in dem sehr kalten Genfersee eine Nervenkrankheit zugezogen.

Im Sommer 1784 traten die Frauen mit v. Beulwitz die Rückreise nach Rudolstadt an. Mit Schmerzen trennte sich die Familie von Lengefeld von dem für sie im Ganzen beglückend gewesenen, durch den anregenden Umgang mit lieben Freundinnen und geistvollen Männern verschönerten Aufenthalt. Auf der Rückreise über Stuttgart im Juni 1784, machte Frau von Wolzogen die Damen mit Schillers Eltern auf der Solitude bekannt. Hier sah Christophine Schiller, später Reinewald's Gattin, zuerst Charlotte, deren anmuthige schöne

Gestalt einen so tiefen Eindruck in ihr hinterließ, daß sie ihn ewig lebendig im Herzen behalten hat, wie sie Schillers Tochter Emilie in ihrem 90. Lebensjahr mit größter Lebendigkeit erzählte, wobei sie noch des himmelblauen Jäckchens erwähnte, das Lottchen reizend gekleidet und wovon diese in ihrer anmuthsvollen Natürlichkeit, einem dahin gehenden Wunsche Christophinens begegnend, für diese in einem Nebenzimmer in größter Eile das Muster abgeschnitten habe. — —

Die Familie von Lengefeld veranlaßte dieser Besuch bei Schillers Eltern und die Beziehungen zu der ihnen nahe verwandten Wolzogen'schen Familie, zumal ihr Weg sie über Mannheim führen sollte, des dort weilenden Dichters Bekanntschaft zu machen. Schiller war gerade von einem Ausgang zurückgekehrt, wie er sie damals, wo er fieberkrank war, täglich zu machen pflegte, fand die Besuchskarten der Damen vor, begab sich alsbald in ihren Gasthof und traf sie, im Begriff abzureisen.

„Seine hohe, edele Gestalt" — schreibt Caroline „frappirte uns, aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte. Unser Zusammensein war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können." Diese erste Begegnung war auf beiden Seiten eine noch sehr flüchtige. Die Lengefeld'schen Damen hatte ohnedies die Masse des wilden Lebens in den Räubern erschreckt und abgestoßen. Um so mehr waren sie darüber verwundert, „daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne.

Wir scherzten oft in der Folge über die Kälte unseres ersten Begegnens."

Im Spätherbst 1787 sahen Schiller und Charlotte sich wieder.

Im Juli 1787 — erzählt uns Emilie von Gleichen, Schillers jüngste Tochter, in dem von ihr als ein Vermächtniß ihrer Eltern herausgegebenen Buch „Schiller und Lotte. 1788, 1789." — war Schiller von Dresden, wo er im Hause seines Freundes Körner das Jahr vorher Don Carlos* vollendet hatte, nach Weimar gezogen. Was ihn hier hauptsächlich beschäftigte, war die Geschichte des Abfalles der Niederlande. Einsam genug lebte er in Weimar, da er von dem weitern Kreise von Bekannten, in den er Anfangs hineingezogen worden, sich immer mehr entfernte. Am 19. November meldete er Körner, daß er ganz seinen Arbeiten lebe, selten Jemanden sehe außer im Fluge. „Den Klub versäume ich", schreibt er, „die Komödie besuche ich selten und in den Häusern gehe ich vollends zu Niemandem." In dieses einsame und freundlose Leben fiel bald ein hellleuchtender belebender Strahl!

Kurz nach Absendung jenes Briefes erhielt Schiller wiederholt die dringende Einladung seiner mütterlichen Beschützerin Henriette von Wolzogen, bei der gerade ihr Sohn Wilhelm zu Besuch war, zu ihr nach Meiningen zu kommen. Er folgte der Aufforderung gegen

* Ludwig Börne nennt Don Carlos ein schönes vergoldetes Lehrbuch und Seelenkunde, vom Schulstaub gereinigt, uns in die Hände gegeben.

ſeine Neigung, „aus wirklichem Pflichtgefühl", wie er ſpäter erzählte.

Und doch ſollte gerade dieſe Reiſe das höchſte Glück ſeines Lebens begründen! Auf der Rückreiſe kam Schiller in Begleitung Wilhelms von Wolzogen am 6. Dezember nach Rudolſtadt.

Wilhelm von Wolzogen ſtammte aus einem altadeligen Geſchlechte, welches in früheren Zeiten in Tyrol und Niederöſterreich bedeutende Güter beſaß, die es aber wegen religiöſer Bedrückungen zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs, unter großen Aufopferungen, verließ. Die Familie fand Schutz und Beförderung bei den Brandenburgſchen Fürſten, erwarb Güter in der Grafſchaft Henneberg und ward ein Glied der freien Reichsritterſchaft. Wilhelms Vater war Meiningſcher Geheime-Rath, ſeine Mutter war die hochherzige Beſchützerin Schillers, die als Wittwe, dem jugendlichen Dichter auf ihrem Gute in Bauerbach eine Zufluchtsſtätte eröffnete, als er von Würtemberg flüchtete und die Nachtheile nicht beachtete, die ihren in die Carlsakademie aufgenommenen Söhnen daraus bei dem Herzog Carl erwachſen konnten. Wilhelm war der älteſte ihrer Söhne, und ſeinen Verwandten, den beiden Lengefeld'ſchen jungen Mädchen, von Herzen zugethan. Charlotte und Caroline waren die erſten weiblichen Weſen, die ſein Herz gerührt hatten, ſeine Jugendträume hingen mit ihnen zuſammen und in jugendlich ritterlichem Sinne forderte er von ihnen feierlich das Verſprechen, ſie ſollten ihm ſchreiben, wenn er in irgend einer Noth

ihnen helfen könne, vom Ende der Welt werde er herbei eilen. Für Schiller, der einige Jahre mehr zählte, war er durch die ersten feurigen Erzeugnisse des jugendlichen Dichtergenius begeistert, er nahm innigen Theil an seinem Schicksal und empfahl ihn seiner Mutter, was die Aufnahme in Bauerbach zur Folge hatte.

„An einem trüben Wintertage" — erzählt Caroline — „kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten Schiller, welcher Frau von Wolzogen (seine Mutter) in Meiningen besucht, am Abend bei uns einzuführen."

An diesen Abend knüpfte sich Schillers Zukunft. Er fühlte sich heimisch in diesem edelen, für die höchsten Aufgaben der Kunst und Wissenschaft erglühenden Kreise. Im Umgang mit solchen ausgezeichneten Damen, welche das Geistige mit Herzenswärme umfaßten, von kritischen Vorurtheilen nicht befangen waren, und nur der eigensten Richtung ihrer reichen Natur folgten, konnte sich Schillers Genius frei und voll aussprechen und aufschließen.

Die mit Verstand und Gemüth geführten Gespräche hatten vorzugsweise Schillers Don Carlos, die Briefe von Julius an Raphael und die darauf bezüglichen Gedichte der Anthologie zum Gegenstande.

Besonders war es Schillern Herzenssache, seine jungen Freundinnen mit seinem Don Carlos bekannt zu machen, der ihnen noch fremd war. Mit Entzücken nahm er den Eindruck wahr, den seine Mittheilungen und Vorlesungen in den empfänglichen, in einer idealen Welt, in der Welt der Freiheit und der poetischen Gestaltung weilenden Gemüthern hervorriefen.

Schon an jenem Abend schien in Schiller der Gedanke aufzudämmern, sich der Lengefeld'schen Familie anzuschließen und er sprach beim Abschied von ihr den Plan aus, den kommenden Sommer im Rudolstädter Thale zu verleben.

Schiller, dessen Dichterruf damals schon mächtig genug war, ihm zur Empfehlung zu gereichen, war den Lengefeld'schen Damen lieb und werth geworden; das Aeußere seiner Persönlichkeit, wenn auch nicht wie bei Göthe geschaffen, Herzen im Sturm zu erobern, war liebenswürdig und einnehmend genug; sein geistvolles sinniges Wesen, der Ausdruck seines edelen Antlitzes hatte etwas Bezauberndes.

Auf den Dichter machte die Begegnung mit dieser liebenswürdigen Familie einen doppelt wohlthuenden Eindruck, weil ihn in Weimar das für ihn peinlich gewordene Verhältniß zu Frau von Kalb und der Mangel an vertrauten Freunden quälte. Er spricht sich darüber in einem Brief an seine mütterliche Freundin von Wolzogen in folgenden Worten aus: „wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie

fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geſchmack bewundern; denn mir ſelbſt wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen und, ſobald ich auf einige Tage Luft habe, dort ſein."

Briefe Schillers, nach dem Beſuche in Rudolſtadt geſchrieben, ſind beredte Zeugniſſe davon, was in ſeiner Seele vorging; denn, wenn er auch ſelbſt ſeinem Freunde Körner eine aufkommende Neigung zu Charlotten nicht geſteht, und ihm zu allererſt ſchreibt, „er habe noch nicht gewählt", ſo fühlt man doch bei ihm heraus, wie das Herz ein Verräther iſt. Denn der Wunſch, Charlotte zu beſitzen, hatte ſchon des Dichters ganze Seele erfüllt.

Von beſonderem Werthe aber iſt dies Urtheil Schillers zu jener Zeit über Charlotte und Caroline in ſeinen brieflichen Mittheilungen an den Dresdener Freund: „es ſollte mich wundern, wenn Dich und Deine Frauen dieſe Leute nicht ſehr intereſſirten. Beide Lengefeld'ſche Schweſtern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben; doch iſt ſie bei beiden dem Verſtande ſubordinirt und durch Geiſtescultur gemildert. Die jüngere iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen coquetterie d'esprit, die aber durch Beſcheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt, als drückt. Ich rede gern von ernſthaften Dingen, von Geiſteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es

nach Herzensluſt und ebenſo leicht wieder auf Poſſen überſpringen."

Charlotte war in jedem Sinne eine höchſt wünſchenswerthe und geeignete Verbindung für Schiller. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, war ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen, wie zu begründen. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte ſtrahlte in ihren Zügen, ihr ganzes Weſen hatte etwas höchſt Ideales und Künſtleriſches und zeugte von der Harmonie ihrer Seele. Ihre Zeitgenoſſen wiſſen ihre graziöſe Geſtalt, ihre anmuthige Lebensfriſche, ihr liebliches Geſicht nicht genug zu rühmen. Charlottens ſpöttiſche Schmollmiene galt für unerreichbar. Sie hatte Talent beſonders zum Landſchaftszeichnen, einen feinen tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Keinen Augenblick verſäumte ſie, ernſte Studien in der Muſik, im Franzöſiſchen und im Engliſchen zu machen, ſie verſenkte ſich in den Geiſt der Dichter beider Nationen. Treffliche bedeutende Männer, unter Andern Knebel, empfingen einen tiefen Eindruck von dem edelen Character des reichbegabten Mädchens. Charlottens Gemüth war noch wund und bewegt durch eine Herzensneigung, welche ſie aufgeben mußte, weil äußere ungünſtige Verhältniſſe dazwiſchen traten.

Ein engliſcher Capitain Henry Heron* hatte ihre

* Heinrich Düntzer theilt uns in den von ihm herausgegebenen, höchſt werthvollen Briefen von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, welche eine wahre Fülle reichen, auch vom Verfaſſer vorliegender Biographie vielfach benutzten Materials enthalten, im Anhange S. 557 einen Brief Heron's an Knebel mit, auf den wir unſere Leſer beſonders aufmerkſam machen wollen.

Liebe gewonnen. Die Wehmuth über die Trennung von diesem liebenswürdigen und edelen Manne, den sein Militairdienst über das Meer nach Indien führte, tönte noch lange in Charlottens Seele nach.

Frau von Stein, jene hochbegabte geistreiche Frau, die Zierde des damaligen Weimarer Hofcirkels, welche stets eine treue Freundin Charlottens geblieben ist, hatte einen Sohn Friedrich Constantin (geb. 27. October 1773, gestorben 3. Juli 1844), den Göthe, der Freund seiner Eltern, zu sich in sein Haus nahm, als jener etwa 9 Jahr alt war.

Zwei Jahre lang leitete Göthe die Erziehung des jungen Stein und bemühte sich sogar, seine unfertige Handschrift durch Dictiren auszubilden.

Die Briefe Charlottens an Fritz Stein reichen bis in ihre Jugend zurück. Innig mit seiner Mutter befreundet, durfte sie sich als seine Gespielin betrachten und nichts war daher natürlicher, als daß Stein, wie er später die Universität Jena bezog, in Schillers Haus seine Wohnung nahm. Göthe, den Charlotte durch ihre Beziehungen zu der Stein'schen Familie auf deren eine Meile von Rudolstadt gelegenem Gute kennen lernte, war nach seinem eignen Zeugniß in der Morphologie gewohnt, Schillers Gattin „von Kindheit auf" zu lieben und zu schätzen. Die besonders herzliche Freundschaft und Hochachtung, welche Göthe für Schillers Frau bis zu ihrem Tode unverändert hegte, ergeben im Nähern auch die Briefe Göthes an sie, welche in dem Buch „Charlotte von Schiller und ihre

Freunde", Band 2, S. 234—251 mitgetheilt sind. Sie selbst hat dem Freunde folgendes Sonett (1808) gewidmet:

An Göthe.

Auch mir, ergriffen von des Zaubers Tönen,
Fühl ich das Herz. Mein Lied, es möchte zeigen,
Nur Dir allein, wie ich dem hohen Schönen
Zu huldigen vor Dir mich möchte neigen.
Doch Dich, von Allen hochgeliebt, zu krönen,
Bedürft' es mehr als stumme todte Zeichen;
Es mag der Wille sich nach Bildern sehnen,
Doch keins vermag Dich würdig zu erreichen.
Der Geist, der schaffend alles kann vollenden,
Dem tausend Welten sich im Busen regen,
Der könnt' allein von sich ein Bild uns geben.
Sollt' auch Apollo keine Stimme senden,
Die's ihm verkünde, was uns mag bewegen —
Er wird in allem Schönen ewig leben.

Von den Briefen, welche Charlotte mit ihrem Jugendfreund von Stein gewechselt, können wir uns nicht versagen, hier an dieser Stelle einen mitzutheilen, welcher in besonders anmuthiger reizender Weise den überaus liebenswürdigen Character der Schreiberin zum Ausdruck bringt, der Schiller von Anfang von der Geliebten seines Herzens entzückte: „ich muß Ihnen meinen Glückwunsch abstatten — wie soll ich Sie nennen, Hofjunker oder Assessor? Ich hätte billig erst fragen sollen. Es ist viel gewagt, Ihnen noch zu schreiben, da Sie einen so angesehenen Titel haben und ich — gar nichts bin. Aber lassen Sie sich nur herab und sagen Sie mir zuweilen ein Wort. Sie haben mir immer so viel Freude gemacht mit Ihren Briefen und

es wird mir immer Freude machen, zu beobachten, welchen Eindruck die Welt auf Sie macht. Wenn Sie einmal auf der Universität sind, so belehren Sie mich zuweilen, und schicken mir Weisheit, deren man nie zu viel haben kann. Ich dachte wohl, daß Ihnen Schiller's Geschichte gefallen würde. Jetzt lese ich Müller's Schweizergeschichten und finde viel Schönes darin. Es ist mir gar lieb, daß er die Geschichte von Wilhelm Tell nicht widerlegt, wie es Andere gethan haben. Es soll gar nichts Artiges auf der Welt mehr vorgehen; ein Pater von Erfurt hat auch die Geschichte vom Grafen von Gleichen widerlegt. Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist; denn wir glauben gern, es könne wahr sein, daß ein Mann existirt habe, der zwei Frauen so lieben kann und der der ersten Geliebten doch immer so treu geblieben ist, wie Graf Gleichen."

Charlotte hatte inzwischen für einige Zeit ihren Aufenthalt in Weimar genommen, wohin sie zugleich die Aussicht auf die Hofdamenstelle führte, da die Herzogin Luise fortwährend geneigt blieb, ihres deshalbigen Versprechens zu gedenken. Hier wohnte sie mit ihrer Freundin von Holleben im Imhoff'schen Hause auf der Esplanade und hier sah Schiller Charlotte wieder, er hielt sich aber in der gehörigen Entfernung, wie die Verhältnisse und der ihm angeborene feine Tact es ihm lehrten. Doch durfte er ihr Bücher zur Lectüre senden. Auch das gemeinsame Interesse für Wilhelm von Wolzogen bot Annäherungspuncte. Den übersandten Büchern wurden nach und nach erst kleinere, dann

größere Billets beigelegt. Zur Zeit ihrer Abreiſe bat Lotte den Dichter um ein Blatt ins Stammbuch; mit Freude erfüllte er ihren Wunſch und überſandte ihr die bekannten Verſe „einer jungen Freundin". Lotte dankte dem Freunde ſchriftlich. Es war zum erſten Male, daß ſie an ihn ſchrieb.

Mit dieſem Billet beginnt die Reihe ihrer anmuthigen Briefe. Wir entnehmen den Briefen aus jener Zeit einige Stellen, welche zeigen, wie Schiller's Herz ſich zu Charlotten hingezogen fühlte und welche Hoffnungen er an die Bekanntſchaft mit ihr knüpfte: „Sie werden gehen, mein liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit wegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich. Ich habe mir dieſes ſchon ſo oft geſagt, daß es mich nicht mehr überraſchen ſollte und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierſeins auch die meinigen waren und die meinigen ſein konnten, ſo war mir Ihr Hierſein doch ſchon an ſich allein ein Vergnügen und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu ſehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreiſe bringt mich um Alles Dieſes. Seitdem Sie Weimar verlaſſen haben, iſt die Erinnerung an Sie meine beſte Geſellſchaft geweſen. Die Einſamkeit macht jetzt meine Glückſeligkeit aus, weil ſie mich mit Ihnen zuſammenbringt und mich ungeſtört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für ſchöne Freuden bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen

können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen und das ist doch etwas für diesen Tag."

„Sie können Sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Eine schöne Natur wirkt auf uns, wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie Sich in der Hof- und Assemblée-Luft gefallen; ich hätte eine ganz andre Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Lassen Sie das Samenkorn unserer Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus wird. Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll." Aus diesen letzten Worten dürfen wir wohl schließen, daß schon jetzt Schiller's Neigung nicht ganz unerwidert geblieben ist.

Charlotte erwiderte dem Freunde: „ich verlasse Sie ungern; Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verschafft. Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl — wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll und gedenken Sie meiner. Ich wünschte, daß es recht oft geschähe."

Zweites Kapitel.

Im Frühjahr 1788 bezog Schiller seine Wohnung in Volkstädt bei Rudolstadt, dem selbstgewählten Pathmos des Dichters, wie Wieland es nannte. Charlotte hatte dies Tuskulum für ihren Freund auserwählt. „Ich denke" — schreibt sie ihm — „diese Gegend am Ufer der Saale wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohl that. Die Stube, die ich für Sie bestimmte, ist nicht sehr groß, aber reinlich; auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bett stehen kann, auch eine für den Bedienten nicht weit davon. Für Betten will der Schulmeister sorgen, dem das Haus gehört. Auch wohnt eine Frau darin, die Ihnen Kaffee machen und Sie auch bedienen könnte. Zur Noth könnte sie auch

kochen, wenn das Wetter zu böse wäre, um das Essen aus der Stadt holen zu lassen."

Wie die beiden Leonoren ein Glück darin fanden, dem lebensunpractischen Tasso mit zarter Sorgfalt und fein beobachtendem Geiste an die Hand zu gehen, so unternahmen es damals die beiden Fräulein von Lengefeld für den Dichter zu sorgen, indem sie ihm in dem kleinen Hause vor Volkstädt jenseit der Saale eine Behaglichkeit gründeten, die Schiller nicht dankbar genug anerkennen konnte. „Alles haben Sie vortrefflich eingerichtet" — schreibt er den Freundinnen — „Sie haben aus meiner Seele gewählt, eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben." Aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich wie ein silbernes Band durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter sagenhafter Bäume dahinfließt. O könnten diese Bäume erzählen von den abendlichen Gängen dieser drei Menschen, denen ihr Thal eine Welt dünkte, die, fern vom Geräusch des Lebens, in dieser heiligen Ruhe ihr schönstes Glück fanden. In dem Lengefeld'schen Hause begann für den Dichter ein neues Leben. Er hatte lange Zeit den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt. Hier fand er, wonach sein Geist verlangte, natürliche und zugleich edel gebildete Menschen voll Empfänglichkeit und Entwickelungsfähigkeit.

„Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths" — erzählt Caroline von jener Zeit — „waren in Schiller's Umgang immer

3*

lebendig, man wandelte wie zwiſchen den umwandelbaren Sternen und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns ſeelige Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die ſich in einem reineren leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns bei ihm zu Muthe, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeviſite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten!

Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm inneren Sinne."

Schiller las in dieſem belebten und anregenden Freundeskreis, welchem auch Carolinens Gatte, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen, der Vater des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, der in einer ſpätern Zeit der Gatte von Schillers jüngſter Tochter Emilie wurde, und ſeine Braut Friederike von Holleben angehörten, außer den Werken der damaligen berühmten Dichter Homers Odyſſee vor und verſprach ſeinen Freunden, ihre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen. Er ſchreibt in jener Zeit an ſeinen Freund Körner:

„Die Alten geben mir wahre Genüſſe, ich bedarf ihrer im höchſten Grade, um meinen eignen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Die abendlichen Zusammenkünfte im Lengefeld'schen Hause wechselten mit genußreichen gemeinsamen Ausflügen in die reizende Umgegend an dazu geeigneten Tagen. Schiller und Lotte waren jetzt schon „einander nöthig geworden". „Es entwischt mir", schreibt Schiller seinem Freunde Körner, „manches schöne Stündchen, das ich eigentlich vor dem Schreibtische zubringen sollte." Zwischen Schiller und Lotte gingen trauliche Billets hin und her. „Ich wünsche", schreibt ihr Schiller in einem derselben, „daß Sie recht heiter erwacht sein mögen und daß Ihnen der gestrige Abend so angenehm verstrichen ist, wie mir. Es fiel mir unterwegs ein, einen Spaziergang zu machen; da habe ich mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einige glückliche dichterische Augenblicke (wahrscheinlich Ideen zu den „Künstlern"), wofür ich Ihnen danken muß, denn sie waren gewiß nur ein Nachhall des Vergnügens, das mir gestern Ihr Umgang bereitet hat. Ja, ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mir gestern überhaupt einen recht schönen Tag gemacht haben. Verlassen Sie sich darauf, daß ich diesen Tag Ihnen anschreiben und mir Mühe geben werde, ihn abzutragen."

Hierauf antwortete Lotte: „Haben Sie Dank für Ihre Zeilen. Daß Sie gestern einen frohen Tag hatten, freut mich, und noch mehr, wenn einige Ihrer Freuden auf meine Rechnung kämen. Ginge es meinen Wünschen nach, so wären Sie stets froh." Ein anderes Mal schreibt Schiller an Lotte: „Der gestrige

Abend verſtrich wieder ſo ſchnell. Ich möchte Ihnen oft ſo viel ſagen und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich Nichts geſagt. Bin ich bei Ihnen, ſo fühle ich nur, daß mir wohl iſt und ich genieße es mehr ſtill, als daß ich es mittheilen könnte. — Was haben Sie für heute beſchloſſen? Ich denke heute ſobald zu kommen, wie geſtern; und dann räumen Sie mir Ihr Zimmer ein, damit ich aus Gibbon etwas überſetze, weil bei Ihrer Schweſter mehr Unruhe iſt.“ Und wie lautet Lottens Antwort? „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtiſch. Es iſt mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben; es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zuſammen ſind — dieſes iſt aber ein böſer Gedanke, der ſich da einmiſcht, ich entferne ihn gern.“ Zum Scherz wurde in der Familie Lengefeld Lotte die Weisheit, Caroline die Bequemlichkeit genannt. Dieſem Brauch Folge gebend, wünſchte Schiller in einem ſeiner anmuthigen Billete an Lotte „der Weisheit und der Bequemlichkeit einen ſchönen guten Morgen“, worauf die Weisheit dem Dichter einen prachtvollen Blumenſtrauß mit freundlichem Gruß überſandte.

Die Pläne Schillers für die Zukunft deuten ſchon damals auf ein vereintes Leben mit Charlotte. Eine beſtimmte Ausſicht auf ſie wagte er noch nicht auszuſprechen, da noch keine feſte Lebensſtellung für ihn vorhanden und er ſich über die Bedenklichkeit ſeiner geſammten Situation klar geworden war.

Schiller gelangte immer mehr zu der Ueberzeugung,

daß er heirathen müsse: „Ich muß eine Frau ernähren können“ schreibt er am 7. Januar 1788 an Körner — „denn dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber im Zweifel sein. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße, Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger Empfindungen, mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder erwärmt. Ich bin jetzt als ein isolirter fremder Mensch in der Welt herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.“

An Zumsteeg schrieb Schiller: „an eine Person, die unsere Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam in unsere Laune schmiegt, gekettet zu sein — an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen und tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.“

In Rudolstadt war es auch, wo Schiller im Lenge-

feld'schen Hause (1788) zum ersten Mal Göthe sah, der vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt war.

Caroline und Charlotte waren höchst gespannt, wie diese Zusammenkunft ausfallen würde, und wünschten nichts sehnlicher, als eine Annäherung, welche damals noch nicht erfolgte. Von Göthe hatten die Freundinnen größeres Entgegenkommen, von Schiller größere Wärme in seinen Aeußerungen erwartet. Schillers Auslassungen über diese seine erste Begegnung mit Göthe seinen Freundinnen gegenüber stimmten genau mit dem überein, was er seinem Freund Körner darüber geschrieben:

„Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Göthe nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt es sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Ein unauflösbares Räthsel ist es, was um jene Zeit in Göthe's Seele vorging. Durch seine italiänische Reise zu innerer Ruhe gelangt, im vollen Selbstbewußtsein seiner schöpferischen Kraft und ihrer Bethätigung, schien Göthe kaum noch das Streben zu besitzen, dem Leben etwas abzugewinnen, während Schiller, voll ver-

zehrender geiſtiger Glut und beunruhigenden dichteriſchen Dranges, noch der feſten äußeren Stellung im Leben entbehrte. Sechs Jahre vergingen noch weiter, ehe der große Geiſterbund geſchloſſen wurde, welcher dem deutſchen Volke die goldene Zeit geiſtiger Hoheit bringen ſollte.

Schiller mußte erſt noch dieſe Prüfungsjahre beſtehen, um ſich als Göthe ebenbürtig zu bewähren. Schillers Ruf ging an den Genius der im Staat und im Leben unterdrückten und gemißhandelten Menſchheit. Von den Räubern ſagte ein deutſcher Fürſt, wenn er Gott bei der Erſchaffung der Welt geweſen wäre und vorausgeſehen hätte, daß die Räuber darin vorkommen würden, ſo hätte er die Welt nicht geſchaffen. Kein Dichter vor Schiller hatte ſo viel politiſchen Sinn bei ſeinem Volke geweckt. Für Göthe war Anregung, für Schiller Läuterung und Ideenaustauſch nöthig. Göthen lag jede Empfindung von Eiferſucht auf Schiller ebenſo fern wie Schillern der Gedanke, ſich über Göthe erheben zu wollen und weit ſpäter noch urtheilte Göthe bezüglich des Streites, wer von ihnen beiden der Größere ſei: ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein Paar Kerle da ſind, über die ſie ſich ſtreiten können.

Die Dritte aber im Bunde, ſeine eigentliche Seele, Freundin, Beſchützerin und Pflegerin war Niemand anders als Charlotte von Schiller.

Ein für Schiller ſchmerzliches Ereigniß trübte dieſen Sommer. Seine mütterliche Freundin und Be-

ſchützerin, Frau von Wolzogen, war in Bauerbach den Leiden und Folgen einer ſchmerzlichen Krankheit erlegen. „Alle Liebe", ſchreibt Schiller dem trauernden Sohne, „die mein Herz der edlen Verſtorbenen gewidmet hatte, will ich ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte Freundſchaft verbunden; laſſen Sie uns dies Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen und, wo möglich, noch feſter knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören."

In der Mitte des November 1788 kehrte Schiller nach Weimar zurück. Seine Entwürfe und Arbeiten, mit denen er ſich trug, vielleicht auch eine zarte Rückſicht gegen Lottchen von Lengefeld, da im Publikum Gerüchte über ihre Verlobung mit Schiller im Umlauf waren, deren Verwirklichung noch ungewiß erſchien, bewogen den Dichter hierzu.

Es war ihm Bedürfniß, ſein Inneres befreundeten Herzen offen darzulegen und die ihm ſchmerzliche Lücke, welche durch die Trennung von den Freunden für ihn entſtanden, durch häufige Briefe auszufüllen.

„Die Trennung von Ihnen abgerechnet", — ſchreibt Schiller von Weimar — „kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolſtadt fortſetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir ſelbſt und mit der ſchönen Erinnerung an dieſen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieſer Zeit, und wie viel haben Sie auch abweſend mir

gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den mir so wohlthätigen Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundschaft! Gewiß, die edle und reine Freundschaft kann sich auch abwesend recht viel sein, und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Dasein."

„Es ist brav, daß Sie dem Plutarch treu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer besseren kraftvolleren Menschenart.

Frau von Stein ist mir sehr lieb und werth geworden und das danke ich Ihnen. Vorher kannte ich sie wenig. Ich habe Ihren Geburtstag heute auf eine gar angenehme und wohlthuende Art beschlossen. Ich war in dem Zustand heiterer Stille, wie es in den Künstlern heißt:

— — — in der schönen Welt,
Wo aus nimmer versiechenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt

und überließ mich süßen poetischen Träumen. Und dies Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages und freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieblichen Quelle empfange.

Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne Sommer in Rudolstadt in mir getrieben und zum Keimen ge-

bracht hat, in ſtillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehen und beſchwöre ſie, wie Schröpfer ſeine Geiſter.

Ich hatte einen Beſuch von meinem Landsmann Schubart, er iſt von Berlin hier durchgereiſt, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der Preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt. Er iſt auch ein Dichter, aber kein geborner und ein redlicher Charakter. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Don Carlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis Poſa mit dem König ſoll gut geſpielt und Sr. Majeſtät ſehr ans Herz gegangen ſein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um des Miniſters Herzberg Stelle zu übernehmen und den Preußiſchen Staat zu regieren. Ich danke Ihnen für das Oſſianiſche Lied, das Sie ſo ſehr glücklich gewählt haben. Es überraſchte mich, da ich mich nicht erinnere, es ſchon geleſen zu haben und Oſſians ganzer Geiſt athmet darin. Ihre Ueberſetzung iſt ganz ungezwungen, es freut mich, daß Sie dieſem ſchönen Dichter treu geblieben ſind und ſich auf die beſte Art, die möglich iſt, durch Ueberſetzungen mit ſeinem Geiſte familiariſiren."

Durch Göthe wurde Schiller auch der Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar vorgeſtellt. Schiller ſchrieb darüber an einen Freund: „räthſt Du, wer mir zu dieſer geiſtvollen Dame und geprieſenen Regentin den Zutritt verſchaffte? Göthe war es. Kopfſchüttelnd ſtehſt Du da und ich gebe Deinem Kopfſchütteln meinen Beifall;

denn es lehrt mich, künftig nie über Menſchen raſch und nach gefaßten Vorurtheilen zu richten. Göthe iſt wahrlich ein guter Menſch und mag er auch Manches gegen ſich haben, ſo kommt dieſes doch nicht aus ihm ſelbſt.“

Göthe war aber auch weiter bemüht, dem Dichter einen ſeiner würdigen Wirkungskreis dadurch zu verſchaffen, daß durch ſeine und von Voigts Vermittelung ihm der durch den Abgang des Profeſſors Eichhorn vacant gewordene Lehrſtuhl für Geſchichte an der Univerſität Jena angewieſen wurde.

Drittes Kapitel.

Am 26. Mai 1789 hielt Schiller in Jena ſeine erſte öffentliche Vorleſung. Profeſſor Reinholds Auditorium, das etwa 100 Zuhörer faſſen mochte, war dazu beſtimmt. Schiller ſah aus Reinholds Fenſtern Trupp über Trupp von Studenten die Straße heraufkommen; es wollte kein Ende nehmen. Die Menge wuchs ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Es wurde von verſchiedenen Seiten vorgeſchlagen, bei Griesbach zu leſen. Nun gab es ein heiteres Schauſpiel. Alles ſtürzte in einem hellen Zuge die Johannisſtraße hinunter zum Griesbach'ſchen Auditorium. Draußen wurde vom Publikum geglaubt, es wäre Feuerlärm und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Schiller folgte in Reinholds Begleitung in einer kleinen Weile nach; es war ihm, als wenn er Spießruthen liefe..

Griesbach's Auditorium faßte gegen 400 Menschen. Vorsaal und Flur waren bis an die Hausthür besetzt und im Auditorium stellten sich viele Studenten auf die Subsellien.

Schiller bestieg unter lauten Beifallsbezeugungen den Katheder, er las mit einer Stärke der Stimme, die ihn selbst überraschte und so, daß man ihn vor der Thür noch recht wohl verstehen konnte. Seine Vorlesung machte gewaltigen Eindruck, in der ganzen Stadt wurde davon gesprochen, seine Rede: „was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" zündete in einem in Jena bis dahin nicht vorgekommenen Grade bei den Studirenden, welche ihrem Lehrer eine solenne Nachtmusik mit wiederholten Hochrufen brachten.

Lotte und Caroline kamen auf Schillers Wunsch nach Jena herüber und brachten den 10. Juli bei der ihnen nahe stehenden Kirchenräthin Griesbach zu. In der Gartenwohnung der Letztern traf Schiller in einer großen Gesellschaft seine beiden Freundinnen, es war damit aber jede Möglichkeit einer traulichen Annäherung abgeschnitten. Schiller war hierüber außer sich und konnte „den unheimlichen Abend" nicht wieder vergessen. Seine Sehnsucht nach der Geliebten seines Herzens brachte sein Gemüth in leidenschaftliche Bewegung. In Lauchstädt, wohin er eilte, gestand er in Lottens Abwesenheit seine Liebe zu ihr Carolinen und erhielt aus dem Munde der treuen Schwester die Zusicherung von Lottens Gegenliebe.

„Ist es wahr" — schreibt er darauf an Lotte — „darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dies Geheimniß geworden, das ich so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet." Lotte antwortete: „Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele."

„Herzlichen guten Morgen", so begrüßt gleich nach der Heimkehr von Lauchstädt Lotte den Geliebten — „der erste Federzug in meiner kleinen Zelle sei für Dich! Daß ich Dir etwas sein könnte, fühlte ich sonst wohl in manchen Momenten und es war mir ein süßes Gefühl. Aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Aber nun denke ich Deiner mit einer Empfindung voll warmer und inniger Liebe und doch mit Ruhe verknüpft; und ich fühle mich glücklich in der Idee, Dir zu gehören, zu der Freude Deines Lebens beitragen zu können."

Und des Dichters Briefe an Lotte athmen ein Feuer der Begeisterung, eine Fülle des Glücks und des geistigen Reichthums, die wie eine Glorie seinen Genius umschwebt und die Laute ihm entlockt: „wie oft ging mir die Sonne unter und wie oft hat meine Phantasie

ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie so wie jetzt habe ich in ihr meine Liebe gelesen."

„In einer neuen schönern Welt", — schreibt Schiller an Lotte — „schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegentrugst. Mit bangen Zweifeln ließest Du mich ringen und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft an Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Mund will ich sie hören. Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst, aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu Statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist.

Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß Nichts, Nichts Dich mir wieder entreißen kann.

Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Dich finde und mit dem Bewußtſein, daß ich Dich morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar, verfliegt unſer goldenes Leben."

„Meine Seele beſitzt Dich und das iſt etwas ganz Anderes, als wenn Deine Geſtalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchſtädt, jener Morgen, wo ein ſo langes, ſchmerzhaftes Schweigen endlich brach — wo das entſcheidende Wort geſprochen wurde, das mein ganzes Weſen umkehrte — jener Morgen iſt mir ein weit lieberer ſchönerer Morgen, als der zehnte November (des Dichters Geburtstag). Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?"

Das Ende des Monats October 1789 ruft Schiller nach Jena zurück und Briefe, der Troſt getrennter Liebe, flogen wieder hin und her. Sein Kopf war heiter; er ſpürte den Muth in ſich, um auszudauern. Aber allmählich fühlte er das Ausſichtsloſe ſeiner Lage. „Welch böſer Genius gab mir ein, mich hier in Jena zu binden, ruft Schiller Charlotten (am 10. November 1789) zu. Meine einzige Hoffnung iſt auf Dalberg geſetzt.

„Heute, an meinem Geburtstage (10. November 1789) habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener, als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder. Mit dem hiesigen academischen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich Professor Heinrich beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten sei, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das ist wahr, aber ich habe es erst jetzt erfahren) nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen; aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig sein muß. Es ist soweit gegangen, daß sich der Academiediener erlaubte, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn so lächerlich mir dies Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir Etwas zu viel geschehen. Diese elende Zänkerei hat mir aber doch Laune und Freude verdorben; denn sie hat mich lebhaft erinnert, daß ich statt hier — ohne Zweck und Nutzen — so schön in Weimar sein könnte, wo ich Dich, Liebste, Theuerste meiner Seele, zu erwarten hätte."

4*

Lottchen und Caroline riethen dem ungeduldigen Dichter zum einstweiligen Ertragen der Unannehmlichkeiten des Professorenlebens, bis für ihn eine entschiedene Verbesserung seiner Lage eintrete.

Am 18. Dezember 1789 hatte Schiller bei Frau von Lengefeld um Charlotte geworben und schon wenige Tage darauf las er, tief bewegt, ihre zustimmende Antwort. „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben."

Um dieselbe Zeit suchte Schiller bei dem Herzog von Weimar um eine sichere Anstellung nach; als er gleich darauf in der Stille zu Lengefeld's nach Weimar eilte, ließ ihn der Herzog, welcher seine Ankunft erfahren, vor sich bescheiden und eröffnete ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu bezeigen, er fügte jedoch mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte hinzu, daß 200 Thaler Alles seien, was er könne. Schiller erklärte, daß dies sei, was er zu haben wünsche.

Carl August kam dann Mittags zu Frau von Stein, bei welcher Schiller und Lotte aßen, und erklärte scherzend, er gäbe doch das Beste zu Lottens Heirath her, das Geld.

Die Liebenden nahmen nun in Jena eine Einrichtung in Aussicht, so bescheiden und einfach, wie sie fast ein Canzleischreiber zu haben Anstand genommen hätte.

Der Herzog von Weimar ernannte Schiller zum

Hofrath. Dieser hegte damals erst den Plan, nach Ablauf des academischen Semesters Jena zu verlassen und, mit Lotte vermählt, nach Rudolstadt zu ziehen. Er möge, schreibt er darüber einem seiner Freunde, Lotte nicht gern in die mißlichen geselligen Verhältnisse in Jena bringen, wo man ihren Adel nicht vergessen könne. „Dazu kommt" — fährt er fort — „daß für Frau von Lengefeld die Entfernung der einen Tochter bald auch die der andern zur Folge haben würde; denn die Beulwitz (Caroline) stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft von Lottchen macht ihr dies Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm, ihre Mutter ahnt das und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; aber es fehlt ihm an Delicatesse und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat eine eigne Feinheit der Seele, für die er nicht gemacht ist."

Auch Frau von Lengefeld war für das Verbleiben Schillers in Jena, und der Vereinigung des Dichters mit Lotte stand nun Nichts mehr im Wege. Nur noch eine kleine Wolke trat — aber ganz vorübergehend — dazwischen, und wir wollen der Treue und Vollständigkeit wegen diesen Umstand, dem wir jedoch keinerlei Erheblichkeit beilegen, nicht ganz unerwähnt lassen. Charlotte glaubte einmal, Schiller liebe ihre Schwester Caroline mehr, wie sie, und erklärte sich bereit, ihre Liebe zum Opfer zu bringen. Da aber ward ihr die von tiefster Liebe und klarster Einsicht eingegebene beruhigende

Versicherung Schillers zu Theil, sie allein vermöge seinem Leben höchsten Gehalt und heiligste Weihe zu verleihen.

„Du kannst fürchten, liebe Lotte," — schreibt ihr Schiller — „daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist? So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist Alles, was Du brauchst und ich will sie Dir leicht machen durch die meinige. Das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, Dir jemals weniger zu sein oder weniger von Dir zu empfangen. Unsere Liebe braucht keine Aengstlichkeit, keine Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen Euch meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch Beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der Einen nicht entziehe, was ich der Andern bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von der Einen zur Andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als

Du biſt. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt Du ſein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt Du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu ſehen. Wie ſchön iſt unſer Verhältniß geſtellt vom Schickſal! Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele."

Das pſychologiſche Problem, in naivſter Bewußtloſigkeit über die naheliegende Gefahr im Reiche der Geiſter das durchzuführen, was die Volksſage vom Grafen von Gleichen erzählt, hatte ſich in Schiller's großartiger und reiner Seele gelöſt und Caroline überließ willig der glücklichen Schweſter die von einem freundlichen Geſchick ihr beſchiedene Ehrenſtätte.

Wenn Schiller im Ernſt etwas von einer geiſtigen Doppelehe träumte, ſo erkannte ein ſo edler Geiſt wie der ſeinige ſehr bald, daß dergleichen ein Unding iſt. Sofort nach ſeiner Vermählung mit Lotte nehmen ſeine Briefe an Caroline, wie an ſeine ſämmtlichen übrigen Freunde einen ruhigen Ton an, jeder Hauch von Schwärmerei ſcheint abgeſtreift und dem vorurtheilsloſen Beobachter drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß Schiller die Anſicht thatkräftiger Menſchen ſich zu eigen gemacht hat, der größte Segen einer glücklichen Ehe ſei, dem Manne die freie Entwickelung ſeiner Kräfte zu ſichern.

In dieſe Zeit fällt auch Schillers Bekanntſchaft mit Wilhelm von Humboldt, welche wenige Jahre darauf zu einer Freundſchaft der edelſten Art führte und der ſich in ſpätern Jahren ein nicht minder nahes Verhältniß zu Göthe anſchloß.

„Schon damals" — ſchreibt Caroline (Schiller's Schwägerin) — „kündigte ſich die geiſtige Kraft dieſes Mannes an, welche bei einer Vereinigung der vielſeitigſten Kenntniſſe, immer neue Blüten im Felde der Philoſophie und Aeſthetik trieb, ſowie ſein Character ſich offenbarte, der ſpäter in die großen Weltbegebenheiten ſo kräftig als edel einwirkte."

Humboldts geiſtvolle und treffliche Gemahlin war Caroline von Dachröden, die vertraute Freundin der Schweſtern Lengefeld. Ein köſtliches Denkmal der bis zu Schiller's Tod ununterbrochen beſtandenen innigen Freundſchaft mit Wilhelm von Humboldt bildet der ſpäter von Letzterem veröffentlichte Briefwechſel zwiſchen ihm und Schiller. (Cotta, 1830.)

Am Schluß des Jahrs 1789 erbat ſich Schiller den Segen ſeiner Eltern zu ſeinem Ehebunde und wenige Wochen vorher, ehe er mit der Geliebten vor den Altar trat, ſchrieb er an Körner: „Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde

im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja, ich hoffe, ich kehre zu meiner Jugend zurück — ein inneres Dichterleben gibt ſie mir wieder."

„Heute (ſchreibt Schiller an Charlotte und Caroline am 14. Februar) ſind wir in der Jenaiſchen Hauptkirche feierlich aufgeboten worden, mit einem langen Schweif von Glückwünſchen, wie ich höre, von Herrn Oemlers Invention. Mir iſt jetzt bange, daß ſich Niemand meldet, den ich zu heirathen verſprochen habe, oder daß Knebel nicht auftritt und mir Lottchens Hand ſtreitig macht. Die Leute ſollten wirklich, damit die Geſchichte eine tragiſche Verwickelung bekäme, dieſen Reſſort ſpielen laſſen. Dem heutigen Aufgebot habe ich vermuthlich den Brief zu danken, den ich zu Euerm Amüſement hier habe. Ihr werdet mir doch gönnen, daß ich im Herzen des Kranzes ſo gut logirt bin. Die Zimmer in ihrem Herzen, wie ſie es nennt, ſind ungleich wohlfeiler als die in ihrem Hauſe, es iſt aber auch weniger daran zu verderben. Meiſtens ſinds Zimmer für Domeſtiken."

Am 16. Februar eilte Schiller nach Erfurt, wo Lotte und Caroline zu Beſuch ſich befanden und holte beide nach Jena herüber. In den Hörſälen und Commershäuſern der Univerſität verbreitete ſich ein Gemunkel von der bevorſtehenden Hochzeit des Dichters, aber „alle Anſchläge der Profeſſoren und Studenten, Schiller zu überraſchen, wurden hintertrieben". Die Verlobten wünſchten alles Aufſehen zu vermeiden. In der Frühe des Morgens am 22. Februar 1790 fuhren

ſie mit Caroline der von Rudolſtadt kommenden chère mère entgegen. Auf dem Rückwege nach Jena hielt der Wagen vor der kleinen ſchmuckloſen Dorfkirche von Wenigenjena, deſſen Paſtor — Adjunct Schmidt — ein „kantiſcher Theolog", vorher benachrichtigt war. Das Brautpaar, gefolgt von der Mutter, trat vor den Altar, die Thüre ſchloß ſich hinter dieſen vier Perſonen und die Trauung wurde vollzogen. So ſtill und prunklos war die Eheſchließung zwiſchen Schiller und Lotte. Das Document darüber in Wenigenjena lautet: „Im Jahr Siebenzehnhundert und Neunzig den zwei und zwanzigſten Februar Nachmittags halb 6 Uhr iſt Herr Friedrich Schiller, Fürſtlich Sachſen-Meiningſcher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Caspar Schillers, Hauptmanns in Herzogl. Würtembergiſchen Dienſten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Luiſe Charlotte Antoinette von Lengefeld, weiland Herrn Carl Chriſtoph von Lengefeld, Fürſtlich Schwarzenburg-Rudolſtädter Jägermeiſters und Kammerraths hinterlaſſener eheleiblicher zweiter Tochter, nachdem ſie Tags vorher als am Sonntag Invocavit zu Jena einmal vor allemal proclamirt, auf Conceſſion des Herrn Superintendenten Oemlers allhier in aller Stille getraut worden."

Schiller nannte ſelbſt ſeine ſtille Trauung mit Lotte in der Kirche des Dorfs Wenigenjena, bei verſchloſſenen Thüren, von einem kantiſchen Theologen „einen kurzweiligen Auftritt". Die Veränderung ſelbſt ging ſo ruhig und unmerklich vor ſich, daß Schiller

darüber erſtaunte, weil er ſich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet hatte.

Ehe Schiller kopulirt wurde, fragte ihn der Prediger, welches Formular er bei der Trauung gebrauchen ſollte. „Das alte, das gewöhnliche" — erwiderte Schiller — „mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter wird dabei ſein und der iſt unſtreitig das alte Formular das Liebſte." Gewiß verſteckte ſich hinter dieſe zarte Aufmerkſamkeit das eigne Gefühl des Dichters, das in einem der heiligſten Lebensmomente über alle philoſophiſchen Anſchauungen den Sieg davon trug und in kindlicher Einfalt zum Glauben der Väter flüchtete.

Wie glücklich die Neuvermählten waren, erfahren wir von Schiller ſelbſt: „was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer geliebten Frau, als ſo verlaſſen und allein, auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Alles kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Alles ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage hin." Und Lotte ſchreibt an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen (den ſpätern zweiten Ehegatten Carolinens): „Du mußt nun wiſſen, daß ich ſeit 14 Tagen Schillers Frau

bin. Da uns die herzlichſte innigſte Liebe verbindet, kannſt Du denken, daß wir glücklich ſind, und es immer bleiben werden. Ich ahnte nie ſo viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn geknüpft; ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden; und auch ihm werde ich durch meine Liebe das Leben freundlich erhellen, er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken ſollen, daß es ſo werden würde, als Du uns meinen Schiller zum erſten Male vorführteſt? Dank Dir. Dank dem Schickſal, das mir meine liebſten Freuden durch Dich gab."

Seinem Vater ſchrieb Schiller, daß es ihm noch nie ſo wohl geweſen, als in ſeinem häuslichen Kreiſe. „Unſere öconomiſche Einrichtung", heißt es in jenem Briefe, „iſt über alle meine Wünſche gut ausgefallen und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich her erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern. Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben."

„Eben komme ich, liebſter Vater" — ſchreibt Schiller in einem anderen Brief — „mit meiner lieben Lotte von Rudolſtadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte und finde Ihren Brief. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohlgeht und daß von den lieben Meinigen keins leidet, erhöht mir die Glückſeligkeit, die ich an der Seite meiner theueren Lotte genieße."

So war denn für unſern größten dramatiſchen Dichter eine bleibende Stätte, ein eigenes Heim gefunden. Die ſchönſte Gabe des Himmels — erzählt uns Caroline von jener Zeit — vollkommene dauernde Uebereinſtimmung der Herzen, beglückte dieſe Ehe.

Es iſt eine feſtſtehende Thatſache, daß mit Ausnahme Schillers alle jene großen Meiſter, welche unſere literariſche und wiſſenſchaftliche Geltung ſo glänzend vor allen Völkern hervorgehoben haben, gleichſam um des Prinzips willen der nationalen Entwickelung der Familie die Feindſchaft bieten mußten. Selbſt bei Göthe, der ſo unendlich viel dem altbürgerlichen Elternhauſe verdankt, der ohne die Schule der Familie gewiß nicht dieſer Olympier voll ſicheren Maßes geworden wäre, erkennen wir keine Wechſelbezüge zwiſchen Häuslichkeit und geiſtigem Schaffen, und nur das Familienleben Schillers, deſſen Gattin wir, nach ihrem Leben und Streben zu urtheilen, als eine geiſtig ebenbürtige Genoſſin ſeines Trachtens erkennen müſſen, iſt neben wenigen Ausnahmen unter den Meiſtern unſerer großen Literaturepoche biographiſch bedeutſam geworden. Seine Wahl war nicht, wie die Göthes und anderer literariſcher Reformatoren etwas ganz Gleichgültiges, Zufälliges oder eine reine Privatſache, ſie war das Bedürfniß ſeines Herzens und Geiſtes, welches den Keim zur edelſten und beglückendſten Vereinigung in ſich barg. —

Wir haben es an den mannigfaltigſten Beiſpielen geſehen, daß gerade die Ehe Schillers jene in der klaſ-

ſiſchen Literaturepoche aufgekommene Ketzerei widerlegt, daß ein guter Hausvater nothwendig ein Philiſter ſein müſſe und ein Genie für dieſe Aufgabe gar nichts tauge. — Wir haben ferner geſehen, daß Lotte, — wie weiland Agrippina im Senat der Römer hinter dem Schleier zarter Verborgenheit — in der Stille des häuslichen Lebens den großen Dichter zum Edelſten anregte und an allen ſeinen Beſtrebungen den verſtändnißinnigſten Antheil nahm. Schiller war in ſeiner Ehe in keiner Weiſe verlaſſen; die glückliche Vereinigung practiſcher Eigenſchaften und hochbedeutender Anlagen, welche das Weſen Lottens um ſo lieblicher erſcheinen laſſen, konnte jedem ſeiner Bedürfniſſe die beſte und reichlichſte Nahrung geben.

An Schiller bewährte ſich in der That die von tiefſtem Familienſinn zeugende Satzung der Hindu, wonach der Mann nur vollkommen iſt, wenn er aus drei vereinigten Perſonen beſteht: ihm ſelbſt, ſeinem Weibe und ſeinem Sohne.

Wir wiſſen den Quell der Poeſie, der im deutſchen Hauſe verborgen iſt, hat der unſterbliche Schiller mit dem Moſisſtabe ſeines Talentes oft und reichlich in ſeinen herrlichen Dramen herausgeſchlagen. Er konnte es mit Begeiſterung thun; denn er wußte aus eigner Erfahrung, welches Waſſer, welche Kraft dieſer Quell barg — ſein edles Weib hatte ihn oft ihre erfriſchende und reinigende Gewalt ſpüren laſſen. —

Schiller gelangte durch ſeine Verbindung mit dieſer edelen, hochbegabten und feingebildeten weiblichen Natur

zu der schönsten Harmonie seines geistigen und sittlichen Wesens. Wanderungen in die anmuthige Umgegend von Jena und Reisen nach Rudolstadt gewährten Schillers Gattin eine willkommene Erheiterung. Erzählt wird, wie sie ihrem Gatten in einem an das Auditorium stoßenden Zimmer den Thee bereitet und dort eine seiner Vorlesungen über die griechische Tragödie mit angehört habe. „Sie hat sich" — schreibt Schiller an Caroline — „vor den Studenten erst recht gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz." Wie glücklich Charlotte sich in ihrer Ehe fühlte, schildert sie auch in einem Briefe an Schillers Mutter: „Nun ist es ein Jahr, daß ich Sie, liebe Mutter, um Ihre Liebe, um Ihren Segen bat. Schön und glücklich ist diese Zeit verflossen und Schillers Herz, meine treue innige Liebe, Alles verkündet mir, daß jedes Jahr unseres Lebens so schön und reich sein wird, und immer stärker und fester wird sich das Band unserer Liebe knüpfen. Ich weiß nicht, wie die Zeit hingeeilt ist. Wenn man so glücklich ist, vergeht die Zeit schnell."

Charlotte theilte, aus Liebe zu Schiller, sein mehr einsames Leben. Eine sinnliche und nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung verlangende Gattin hätte für Schiller nicht gepaßt. Nach dem zuverlässigen Berichte eines Hausfreundes war Schiller, woran wohl nur seine Verstimmung durch physische Leiden die Schuld trug, mitunter ein gestrenger und unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau. Charlotte war selbst durchaus keine Freundin von geräuschvollen Ver-

gnügungen, aber sie gab die Theilnahme an einem Balle oder einer andern Lustbarkeit sofort auf, wenn sie nur leise merkte, daß Schiller es nicht gern sah. Göritz erzählt einen hübschen Zug von Lottes Sanftmuth: „Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen anf einem Balle im academischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sich etwas der Art wiederholte. Groß und ich hatten uns Abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiele gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um 3 Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „und Du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort?" — aber sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz."

Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, sowie Harmonie des Geschmacks, und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lauterer Quell des Segens und des Trostes bei dem Schillerschen Ehepaar.* Tief rührte mich — erzählt

* Die glückliche Stimmung Charlottens in der Zeit ihres Jenaer Aufenthalts mit Schiller spricht sich auch in folgendem, von ihr einer Freundin gewidmeten Stammbuchblatte aus:

„Schön verfließe Dir das Leben
Mit dem Kummer unbekannt,
Und den Parzen, die es weben
Führe Liebe selbst die Hand,

uns Caroline — folgendes Sonnet, das ich unter den Papieren meiner Schwester fand. Es ward am neunzehnten Jahrestage ihrer Trauung geschrieben, vier Jahre nach Schillers Tod. Um so tiefer ergriff es mich, da in diesem auch die tödtliche Krankheit meines Mannes (Wilhelm von Wolzogen), dessen treue Freundschaft im Andrang stürmischer Zeit Lottens Trost und Stütze war, sich entschied.

Die wechselnden Gefährten den 22. Februar 1809.
Zum Gedächtniß des 22. Februar 1790.

„Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb und Treu' gegeben,
Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuschweben,
Das Leben reichte seine Blütenkrone.
Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen,
Und Glaub und Wahrheit fliehen in die Ferne,
Nichts stillt die Wehmuth der zerrissnen Herzen.
Die Sorge naht in grauem Nebelschleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.
Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier;
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen."

Schiller fand in der Ehe mit Charlotte von Lengefeld das größte Erdenglück, sie ging mit ganzer Seele in seinen Schicksalen und Interessen auf, sie nahm die bescheidene Lebensstellung, welche er ihr bot, freudig

Daß nur selten in die frischen
Jugendlichen Farben sie,
Zum Bestand der Harmonie
Einen dunkeln Faden mischen.

und zufrieden an, ohne je zu vermiſſen, was ſie aufgegeben, ihre ſeltene Herzensgüte, ihre fleckenloſe Reinheit und ausdauernde Treue entzückten ihn.

Schiller fand ſich immer inniger, immer tiefer geliebt, verſtanden, bewundert, er ſah Charlottens ſchöne Natur ſich immer reicher und bedeutungsvoller entfalten, er fühlte das innigſte Behagen in ihrer unermüdlich waltenden Pflege und in der elaſtiſchen Humanität, womit Charlotte dem einen Theil ſeines Weſens entgegenkam, das er ſelbſt dahin beſchreibt: „Meine Gefühle ſind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geſchmackloſigkeiten empfindlicher geworden."

Beiden würde ſich ein ſtufenweiſe fortſchreitendes Glück erſchloſſen haben, wenn nicht Zeiten ſchweren Leidens und Ringens mit dem Schickſal düſtere Schatten auf die Sonne im Leben der Neuvermählten geworfen hätten.

Ungern trennte ſich Schiller von ſeiner Frau, auch nur für einige Tage, wenn ſie zum Beſuche ihrer Mutter nach Rudolſtadt reiſte. „Was wird die liebe kleine Frau jetzt machen? — ſchreibt er an Caroline (1790) — Ich kann es noch immer nicht recht glauben, daß ſie fort iſt und ſuche ſie in jedem Zimmer. Aber Alles iſt leer und ich finde ſie nur noch in den Sachen, die ſie mir zurückgelaſſen hat. Was ich von ihr ſehe, Alles, was mich an ſie erinnert, bereitet mir unbeſchreiblich viel Freude. Seid Ihr vergnügt zuſammen? Werdet Ihr mir die kleine Frau übermorgen

ſchicken? Wie 4 Wochen vor unſerer Heirath, ſo einſam iſt Alles um mich her. Wie viel Freude gibt mir Lolos Liebe, ihr freundliches glückliches Daſein um mich her, das liebliche Spiel ihrer ſanften Seele.

Ich muß, ehe ich zu Bett gehe, die kleine Frau noch grüßen. Man hat ſie wohl längſt ſchon zu Bett gejagt, und die Nachtmütze fängt ſchon an ſchief zu ſitzen."

Schiller ſuchte ſeiner Frau in Jena eine in jeder Hinſicht angenehme Geſellſchaft zu bereiten. Ein heiterer geiſtreicher Kreis von Hausfreunden, die auch größtentheils an Schillers Tiſch zu Mittag aßen, trug viel zur Erheiterung im Schillerſchen Haus bei. Die Univerſität in Jena war zu jener Zeit eine der bedeutenderen in Deutſchland, Carl Auguſt, Göthe und der verdienſtvolle Geheimerath Voigt waren treue und ſorgſame Pfleger des jugendlichen Lebens Jenaiſcher Wiſſenſchaftlichkeiten.

Fichte, Batſch, Lanz und etwas ſpäter Schelling, A. W. v. Schlegel, Feuerbach, Auguſti u. A. gehörten der Univerſität an, Sophie Mereau, Gries und Hölderlin wirkten literariſch thätig.

Schiller unterhielt mit den Profeſſoren Griesbach, Schütz, Hufeland und beſonders Paulus, ſowie weiter mit Dr. med. Ehrhard aus Nürnberg, den Liefländern Carl Graß und Guſtav von Adlerskron, ſowie einem Baron Herbert aus Klagenfurt einen nähern freundſchaftlichen Verkehr.

5*

Frau Paulus war eine Virtuoſin in der Tonkunſt und im Beſitze einer reizend ſchönen und klangvollen Stimme. Schiller ſelbſt liebte, wie uns Caroline von Wolzogen erzählt, in beſonderem Grade die Muſik und hörte ſie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in ſeiner Arbeitsſtube auf und ab ging und ſein dichteriſcher Genius mit neuen Ideen und Geſtaltungen ſich trug. Lotte wurde dadurch beſtimmt, noch weitern Unterricht im Clavierſpielen zu nehmen.

„Lolo — ſchreibt Schiller an Caroline (1790) — wird nächſte Woche Clavier- und Singſtunden anfangen und nächſtens auch das Italieniſche. Du ſiehſt, es geht Alles lebendig und geſchäftig bei mir und Lolo zu. Es würde auch ſchwer werden, uns Langeweile Schuld zu geben.“

Die ſchwungvollſten Phantaſieen brachten nach des Dichters eignem Bekenntniſſe ihm die Compoſitionen von Gluck, unter ihnen beſonders das Lied: „Einen Bach, der fließt“, zu.

Fiſchenich, Niethhammer, der liebenswürdige Fritz von Stein, Göthes Zögling, von Fiſchhart und Göritz zählten zu Schillers täglicher Tiſchgeſellſchaft. Offenheit und Heiterkeit würzten das mäßige Mahl. Mit Niethhammer und Fiſchenich unterhielt ſich Schiller gern über Kantiſche Philoſophie, und daß er damals in ſehr heiterer und glücklicher, ja mitunter ſogar muthwilliger Stimmung ſich befand, erzählen uns Lottens Briefe an Fiſchenich aus jener Zeit. Von Wilhelm von Wolzogen empfohlen, kam der liebenswürdige Dichter Salis

nach Jena, der, ein Augenzeuge, die in Paris begonnenen Schreckensſcenen ſchilderte.

Im Jahre 1791 bezog Friedrich von Hardenberg (Novalis) die Univerſität Jena, um Jura zu ſtudiren. Hier erblühte für ihn ein friſches Leben, dem der empfängliche geiſtvolle Jüngling mit ganzer Seele ſich hingab. Fichte nahm ſich ſeiner mit beſonderer Wärme an, da er ſelbſt als armer Knabe von dem Salinendirector von Hardenberg auf der Schule und ſpäter auf der Univerſität unterſtützt worden war. Auch Reinhold und Schmidt übten durch ihre Vorträge eine unwiderſtehliche Gewalt auf Novalis lebhaften Geiſt aus. Doch über Alle ging ihm Schiller, deſſen perſönliche Bekanntſchaft und Vorleſungen mit elektriſcher Kraft auf ihn wirkten. Er verehrt ihn „als das vollendete Muſter reiner Humanität, wie ſie ſeit den Tagen der Griechen nicht wiedergeſehen worden". „Von Schiller will ich mit Ihnen ſprechen" — ſchreibt Novalis aus Goſek am 5. October 1791 an Reinhold in Jena —; „denn kein Gegenſtand der Unterhaltung iſt intereſſanter. Stolzer ſchlägt mein Herz; denn dieſer Mann iſt ein Deutſcher, ich kannte ihn und er iſt mein Freund. Wie lebendig bleibt mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn ſah, ihn, das Traumbild der ſeligſten Stunden meines Knabenalters. Mein Ideal fand ich weit übertroffen, ſein Blick warf mich nieder in Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte unumſchränkteſte Zutrauen ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten. Ich erkannte in ihm den höheren Genius, der über Jahr-

hunderte waltet. Ihm zu gefallen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, womit mein Bewußtsein Abends erlosch. Brächte ich einst Werke hervor, die einen inneren Werth unabhängig in sich trügen, thäte ich etwas, das einen edeleren Ursprung, eine schönere Quelle verriethe, so ist es Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke. Er zog in meine Seele die sanften weichen Linien des Schönen und Guten. Ihm, dem Unvergleichlichen, gab das Schicksal die göttliche Gabe, Alles, was sein Genius berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigenthum und Erbtheil der sittlichen Grazie zu verwandeln. Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit, damit ich die glänzendsten Lebensperioden Schillers mitzugenießen und, von ihm begeistert, den höchsten Zielen nachzustreben im Stand bin. Gewährt mir diesen Wunsch die Vorsehung — was will ich weiter?"

Noch vor der ehelichen Verbindung mit Lottchen betrübten den Dichter traurige Nachrichten aus der Heimat. Schillers Mutter war schon im Jahre 1789 sehr krank gewesen. Im Januar 1790 nahm er ihre Wiedergenesung als Thatsache an. „Seine Seele war von Rührung und Dank gegen die gütige Vorsehung bewegt"; denn es hatte sein Herz zerrissen, daß die theuerste Mutter das Glück ihres Sohnes, die bevorstehende Verbindung mit Lottchen von Lengefeld nicht mehr erleben sollte. Die Kranke erholte sich langsam

wieder. Dagegen ward Schiller selbst während eines Besuchs, den er Dalberg in Erfurt machte, beim Abendessen nach einem Concert im Stadthaus von einem heftigen Fieber angefallen. Der Grund schien nur eine Erkältung zu sein; kaum aber nach Jena zurückgekehrt, wurde er aufs Neue niedergeworfen und eine Brustkrankheit ergriff ihn, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Glänzend und rührend zeigte sich die allgemeine Hochachtung und Liebe, die Jena für Schiller hegte. Die edelsten Zuhörer erboten sich zu Pflege und Nachtwachen, unter ihnen Gustav von Adlerskron und Friedrich von Hardenberg (Novalis), dessen poetische Begabung schon damals die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte.

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von den Freunden auf mancherlei Weise gefeiert. Bei einem Abendessen, das Göritz und sein Eleve der Gesellschaft gab, wurde diese so heiter, daß Alle Brüderschaft mit einander tranken und Caroline von Wolzogen, Schillers Frau, Fritz von Stein, Fischenich, Schiller, Göritz und sein Zögling sich den ganzen Abend unter einander duzten, so daß man am andern Tage Mühe hatte, die Vertraulichkeit wieder in Vergessenheit zu bringen.

Schiller selbst gerieth in der Muße der Genesung auf allerlei spaßhafte Einfälle und selbst eine Reminiscenz des academischen Lebens auf der Carlsacademie in Stuttgart schien in ihm zu erwachen. Er verfiel darauf — daß sich die sämmtlichen männlichen Freunde eine Uniform machen lassen sollten, deren Farbe wenig-

ſtens aus der Academie ſtammte. Es mußte ein blauer Frack mit himmelblauem Futter und ſilbernen Knöpfen ſein. Geſagt, gethan: Schiller, Fiſchenich und Göritz trugen das abgeſchmackte Habit und Göritz brachte es noch mit ins Würtemberger Land. Nur Fritz von Stein hatte ſich mit der Hofuniform, die ihm zu tragen oblag, entſchuldigt.

Bald darauf ward Schillers junger Freund Novalis von dem ſchweren Schickſal betroffen, daß ihm der Tod ſeine geliebte Sophie entriß. Er ſchrieb darüber an Schillers Gattin: „Sie erhalten hier eine Locke meiner verewigten Freundin. Sophie erinnerte ſich oft in den letzten Tagen Ihrer Liebe und Theilnahme. Sie ſchien ſich Hoffnung auf einen nähern Umgang mit Ihnen zu machen. Dieſes kleine Andenken an das köſtliche Mädchen wird Ihnen gewiß lieb ſein. Möge es Ihnen zugleich ein Beweis ſein, wie herzlich ich Sie verehre, wie unvergeßlich mir Ihr Gefühl für Sophie ſein wird."

Im Frühjahr 1791 wurde Schiller von einer ſo heftigen Beklemmung in der Bruſt befallen, daß Lotte befürchtete, es wäre ein Stickfluß.

„Das Leben war ihm" — ſchreibt Caroline von dieſem Anfall — „werth und reizend. Ich las ihm Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft vor, die auf Unſterblichkeit deuten. Den Lichtſtrahl aus der Seele des ruhigen Weiſen und den tröſtenden Glauben meines Herzens, daß ſolch ein Weſen in der Blüte ſeiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne,

nahm er ruhig auf. Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben, ſagte er, und wirken, ſo lange wir es vermögen."

„Es wäre doch ſchön, wenn wir noch länger zuſammen blieben!" ſprach er mit heiterem Blick zu Charlotte und Caroline.

Der Anfall wiederholte ſich ſpäter noch einmal ſo heftig, daß die treue Gattin glaubte, ſeine Kräfte würden ſich erſchöpfen müſſen, weil er ſich übernatürlich anſtrengen mußte, um Luft zu bekommen.

„Nun iſt er" — ſchreibt ſie nach ſeiner Geneſung an Chriſtophine Reinewald — „wieder mit uns im Garten geweſen und es war mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn der Himmel wieder gegeben, daß ich mich von Neuem mit ihm der ſchönen Welt freuen kann."

In die Zeit dieſer Rettung kam das großartige Geſchenk aus Dänemark, welches den Dichter auf drei Jahre hin reichlich verſorgte und ihm Muth und Kraft für „Wallenſtein" gab.

Die Bruſtbeklemmungen und heftigen Krankheitsanfälle ſtellten ſich aber von Zeit zu Zeit wieder ein und erſchütterten Schillers Geſundheit in ihren Grundfeſten, ſo daß, während ſein Geiſt eine faſt wunderbare, wie verklärt leuchtende Friſche entfaltete, die körperlichen Kräfte abnahmen, und nur Lottens treuer aufopfernder und fürſorgender Pflege verdankte das deutſche Volk die Erhaltung des theuern Lebens über ein Jahrzehend hinaus (1791—1805).

„Du haſt eine ſchreckliche Krankheit überſtanden," ſchreibt Körner an Schiller (1. März 1791) nud es iſt, als ob Du mir von Neuem geſchenkt wäreſt. Wohl Dir, daß Du eine ſo brave Gattin gefunden haſt. Ohne ihre Sorgfalt hätteſt Du ſchwerlich gerettet werden können."

Des Dichters Geiſt war in dieſer ſchweren dunkeln Zeit ſtark geblieben, nur der Gedanke an Lotte, die dem drohenden Schlage zu erliegen ſchien, hatte ihm tiefes Weh bereitet. Seinem Freunde Körner antwortete er: „Der ſchreckliche Anfall hat mir innerlich ſehr gut gethan. Ich habe dabei dem Tod mehr als einmal in's Auge geſehen und mein Muth iſt dadurch gewachſen."

Die große Verehrung, Liebe und Bewunderung, welche ſich Schiller erworben, zeigte ſich in der allgemeinen Theilnahme, welche weit über das Gebiet ſeines Wohnorts hinaus ſein ſchweres Krankſein erregte. Aus Weimar ſchreibt Fr. v. Stein an Lotte:

„Jedermann will hier von Schillers Geſundheit wiſſen und Alles wünſcht ihm baldige Erholung. Der Herzog nimmt auch viel Theil daran. Mir liegt er doppelt am Herzen. Er ſoll ja, ſobald er kann, fleißig ſpazieren gehen, dieſes gehört noch zu ſeiner übrigen Mäßigkeit, ſonſt möchte er auch noch mal ſagen: „Dann über Büchern und Papier, trübſel'ger Freund, erſchienſt Du mir!" Schiller ſuchte die Gefahr, welche er ſelbſt in der erſten ſchwerſten Zeit ſeines Leidens für dringend angezeigt hielt, Lotten zu verbergen und behauptete eine wunderbare Kraft der Seele.

Im Märzheft (1878) der von Julius Rodenberg herausgegebenen Deutschen Rundschau findet sich unter den von Albert Cohn zum erstenmal nach den Originalen in der berühmten Wagnerschen Autographensammlung mitgetheilten Schillerbriefen einer von der Hand Charlottens aus der Leidenszeit Schillers im Jahre 1791 (12. Juni, datirt von Rudolstadt) an den Buchhändler Göschen in Leipzig folgenden Inhalts: „Ich soll Ihnen, werther Freund, durch einige Zeilen den richtigen Empfang Ihres Briefs und des darin eingeschlossenen Geldes melden, im Namen meines geliebten Schiller und Ihnen seinen Dank dafür sagen. Er würde es selbst gethan haben, wenn er nicht eine unruhige Woche zu überstehen gehabt hätte. Es kam wieder ein Anfall von Krämpfen, der nicht so anhaltend, wie die ersten war, aber doch heftig. Er läßt Ihnen sagen, er hoffe in einigen Wochen ganz davon befreit zu sein; er soll nun Schlackenbäder mit Kräuterbädern abwechselnd gebrauchen und stärkende Mittel noch überdies, dies hofft er, soll ihm gut thun, seine Aerzte, Hofrath Starcke in Jena und unser hiesiger Arzt versprechen sich von den angewandten Kuren die günstigsten Wirkungen. Welche Unruhe in meiner Seele herrscht, wenn ich meinen theuern Schiller leiden sehe, fühlen Sie mit mir, denn Sie haben es ja mit Ihrer lieben Frau erfahren."

In welchem hohen Grade Charlotte ihres Gatten ebenbürtige geistige Genossin, wie sie seine rechte Hand überall war, wo Krankheit ihn hinderte, bezeugt ein

weiteres von Cohn a. a. O. mitgetheiltes Schreiben Charlottens an Gleichen vom 6. October 1804), worin sie diesen benachrichtigt, daß ein angreifender Katarrh Schillern die geistigen und körperlichen Kräfte raube und ihn abhalte, selbst ein Wort zu sagen. „Ich soll Ihnen von Schiller" — führt Charlotte fort — „die besten Entschuldigungen vortragen, daß er Ihnen für die ersten Hefte des Journals für deutsche Frauen) nichts über die schöne weibliche Erscheinung unserer Großfürstin sagt, in die alle Welt verliebt ist, weil er jetzt ganz unfähig zur Production sich fühlt, dann will er sie gern noch beobachten, weil dieser schöne Charakter eine Tiefe und einen Gehalt hat, dem man je länger, je inniger aufpassen möchte und so fein und zart, wie sie selbst dastehet, möchte Schiller sie auch gern beobachten. Meine Schwester ist auch krank, ich muß sie und Schiller pflegen und dabei mich auch in der Welt im Namen meiner Familie zeigen. Ich fürchte, Schiller wird noch lang das Zimmer hüten, weil er so empfindlich für Zug und Luft ist, wenn er einmal die katarrhalische Disposition hat, doch ist er ohne Fieber, das beruhigt mich. Ich sehe immer lieber, Schiller schont sich zu viel, als daß er sich vergißt im gesellschaftlichen Leben, wo er Manches zu leicht nimmt, wenn es ihm gerade wohl ist und die Folgen sind dann doch unvermeidlich."

Im Juli 1791 besuchte Schiller in Begleitung seiner Frau auf Anordnung seines Arztes Carlsbad. Er trug sich damals mit dem Entwurf zum Wallenstein und suchte in Eger das Rathhaus mit Wallen-

steins Bild und das Haus auf, wo der Herzog von Friedland ermordet wurde. Der Gebrauch der Kur hatte für ihn eine heilsame Wirkung und in Rudolstadt und Erfurt verlebte das Schiller'sche Ehepaar in Freundes- und Verwandtenkreisen genußreiche Tage, besonders gern verweilte Schiller bei seinem edelen Freund und Beschützer, dem Coadjutor von Dalberg. In seinen finanziellen Verhältnissen war Schiller durch seine längere Arbeitsunfähigkeit etwas zurückgekommen, er bat daher auf Dalbergs Zureden den Herzog in einer Immediateingabe um eine ausreichende Erhöhung seiner Besoldung.

Carl August verwilligte dem Dichter einen reichlichen Jahreszuschuß und übersandte solchen an Lotte mit dem Hinzufügen, daß er „alleweile" nicht im Stande sei, auf eine feste Erhöhung der Besoldung einzugehen. Seine Lage besserte sich somit wieder, da sein schriftstellerisches Einkommen seither über Erwarten bedeutend gewesen war.

Viertes Kapitel.

Schiller widmete die Stunden des Tags keineswegs seinen wichtigsten Arbeiten. Den stillen Stunden der Nacht haben wir seine vorzüglichsten Geisteswerke, den Hauptstoff dazu und die Bearbeitung derselben zu verdanken. Sobald die Nacht hereinbrach und es auf den Straßen still ward, setzte sich Schiller mit Ernst an sein Bureau, dachte und schrieb. Im Winter fand man ihn bis früh Morgens 4, auch wohl 5 Uhr an seinen Schreibtisch gefesselt; im Sommer bis gegen 3 Uhr — dann ging er zu Bett. Außer dem Bett fand man ihn nur selten vor 9 oder 10 Morgens. Den Vormittag brachte Schiller zum größten Theile in seinem Garten, in Weimar am Fenster und im Cirkel seiner Familie zu. Am Nachmittage las er flüchtig das durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte.

Er präparirte ſich — ſo zu ſagen — auf die Arbeit der bevorſtehenden Nacht. Die übrige Zeit des Tags und der Abend war entweder ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz oder indifferenten Geſchäften, der Lectüre, dem Theater, der Unterhaltung mit ſeinen Freunden oder mit den ihn häufig beſuchenden Fremden, vorzüglich aber dem Cirkel ſeiner liebenswürdigen Familie gewidmet. Da traf man ihn oft neben ſeiner Gattin auf dem Sofa ſitzend, die Kleinen auf dem Schooße wiegend, tändelnd und ſchäkernd mit ihnen — eine entzückende Familiengruppe.

Während in Jena das einſame Gartenhäuschen hauptſächlich die Werkſtätte des großen Geiſtes war, wurde in Weimar der herzogliche Park die Stätte ſeiner Meditationen. Da konnte man ihn oft allein in den verborgenſten Gängen luſtwandeln ſehen. Schlich man ihm hier ungeſehen nach, ſo ſah man ihn, mit einem Manuſcripte oder auch mit ſeiner Schreibtafel beſchäftigt, langſam einher wandeln, bald ſtehen bleiben, bald ſchneller vorſchreiten, das letztere aber beſonders dann, wenn er Spaziergänger hinter ſich erblickte, die ihn immer in andere labyrinthiſche Gänge verſcheuchten. Man hörte ihn auf ſolchen Promenaden bald feurig, bald ſchwermüthig declamiren. Da ſaß denn Schiller im Dunkel der mit Cypreſſen und Buchen bewachſenen Felswand, vor ſich die ſchattigen undurchdringlichen Hecken; nicht fern vom holden Gemurmel einer über blanke Kieſel hinfließenden Quelle, bei welcher herzerhebende Verſe des verewigten Herder in einer braunen

Steinplatte im Felsen eingegraben zu lesen sind. Da saß er auf einem der Sofa's in der Haltung des tiefsten Denkens, Schiller, der Lieblings-Dichter Deutschlands, der große unsterbliche Genius! Hier sann er das aus, hier überdachte er das, womit er die Herzen seines Volks erhob, womit er sie rührte.

Es verging so leicht kein Posttag, an dem nicht Briefe von Buchhändlern aus allen Gegenden Deutschlands an Schiller einliefen, die ihn ersuchten, ihnen von seinen Werken in Verlag zu geben und ihm ansehnliche Honorare für Werke boten, die er noch unter der Feder hatte. Ja, es kamen manche persönlich und machten ihm ihre Reverenz. Kamen solche Briefe von Buchhändlern haufenweise bei Schiller an, noch mehr gelangten von jungen Gelehrten, Redacteuren von Almanachen und Journalen zu ihm. „Ich möchte beinahe einige Sächlein in einige der Almanache absenden", — bemerkte Schiller — denn sonst komme ich nicht wieder zu dem Geld, was ich blos an Sechsern in einem Jahre den Briefträgern für solche Briefe geben muß." Manchmal erfüllte er auch die Bitten solcher jungen Gelehrten. Viele der letzteren waren auch so zudringlich, ihm ihre Manuscripte zur Verbesserung und Beförderung zu übersenden, Schiller antwortete dann lächelnd: „ich kann keine Exercitien corrigiren!" — Wer denkt hierbei nicht an Alexander von Humboldt, der noch kurz vor seinem Tod öffentlich Protest einlegte, das gelehrte und ungelehrte Publikum möchte ihn mit Gesuchsbriefen verschonen.

Im September 1791 kehrte Schiller mit Lotte nach Jena zurück und versammelte dort allwöchentlich mehrere Abende den ihm nahestehenden Freundeskreis in seinen fröhlichen sogenannten Butterbrotgesellschaften um sich. Im Ganzen war das gesellige Leben Jena's zur damaligen Zeit bei allem geistigen Glanze und Uebermuthe nichts weniger als luxuriös, aber heiter und ungezwungen. Schon die meist kleinen und durchgängig niedrigen Stuben machten Beschränkung unerläßlich. fast nur das Griesbachsche Haus, gebaut zum Witwensitze für die letzte Herzogin der jenaischen Linie, eine geborene princesse de Tremouille, jetzt der Sitz der landwirthschaftlichen Anstalt, hatte höhere und weitere Räume, in denen neben und nach Griesbach Schiller, Luden, Seidensticker u. A. gewohnt haben. Eigentlich gebetene größere Gesellschaften waren nicht häufig, eher noch Hermessen, wobei die Hausfrau den Vorsitz zu führen pflegte. Abends wurde viel musicirt. Besonders waren die Tonkünstler geschätzt und unter den Professorenfrauen kamen schöne Stimmen vor (die Frau des Juristen Hufeland, Frau Paulus u. s. w.).

Schiller hatte herzliche Freude darüber, wenn in Veranlassung seiner Butterbrotgesellschaften Lotte, die bei seiner Pflege in hohem Grade gelitten, einen ihr zusagenden Frauenumgang fand: „Es ist ein Glück" — schreibt Schiller an Körner — „daß Lotte Liebhabereien für Zeichnen und Musik hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu thun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Thätigkeit

ſetzte, uns ſo aneinander gewöhnt, daß ich ſie nicht gern allein laſſe. Auch mir macht es, wenn ich Geſchäfte habe, ſchon Freude, mir nur zu denken, daß ſie um mich iſt; ihr liebes Weben und Walten um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand faſt unmöglich wäre. Wären wir beide nur geſund, wir brauchten Nichts weiter, um zu leben, wie die Götter."

Schillers Familie, ſeine Freunde und Freundinnen wurde auch die Lottens. Zu dieſen ihren Freunden gehörte vorzugsweiſe auch Theodor Körners Vater, deſſen Verbindung mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit eine umfaſſende geweſen iſt. Körners Haus, wo Schiller eine ſo nachhaltige Förderung und eine ſo ſegensreiche Heimſtätte fand, war der Sammelplatz aller damaligen namhaften Dichter, Künſtler und Gelehrten. Es gab kaum eine literariſche Celebrität, die nicht in irgend eine Beziehung zur Körnerſchen Familie trat. Wir nennen nur die Namen Göthe, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Schlegel, Novalis, Oehlenſchläger, Einſiedel, Zelter, Nicolai, Johannes von Müller, Heinrich von Kleiſt, Herzogin Amalie von Weimar u. ſ. w.

Die Veranlaſſung zur Bekanntſchaft Schillers mit der Körnerſchen Familie erzählt Frau Körner in „Kunſt und Leben. Aus Friedrich Förſters Nachlaß" wie folgt: Frau Körners Schweſter Dorchen, die Braut des Profeſſors Ludwig Ferdinand Huber, wie Körner und deſſen

Verlobte enthusiastische Verehrer des Dichters, machte den Vorschlag (1784), die sämmtlichen vier Portraits, en miniature gemalt, an Schiller zu senden, ohne Namen zu nennen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm componirte Lied Amaliens: „schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne" aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und Alles wurde in eine, von Frau Körner mit einer Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und grünem Lorbeerkranze verzierte seidene Brieftasche gesteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Ueberbringung an Schiller anvertraut und ihm das Versprechen abgenommen, nichts zu verrathen. Am Schlusse seines Briefs hatte Körner hinzugefügt: „Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salz der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen; jetzt kann es zu nichts helfen."

Fast ein Jahr lang blieb die Antwort Schillers aus. Der Dichter klagte sich „einer unerhörten Nachlässigkeit" an, daß er auf die Briefe und Geschenke, welche so viel Enthusiasmus und Wohlwollen für ihn bezeugten, so lange geschwiegen habe. Bei dem ersten Zusammentreffen der vier Freunde mit Schiller waren die beiden Damen, welche sich den Dichter der Räuber als einen Carl Moor aus den böhmischen Wäldern mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite, vorgestellt hatten, nicht wenig überrascht, als ihnen Huber einen blonden, blauäugigen

6*

ſchlanken jungen Mann präſentirte, dem Thränen der Bewegung in den Augen ſtanden und der kaum wagte, die neuen Freunde zuerſt anzureden.

Körners Vater wird uns (von Friedrich Förſter) als ein von Character und Wiſſen gediegener Mann geſchildert, welcher trotz des gepuderten Kopfs mit Pomadenlocken und Haarbeutel nicht im Mindeſten den Eindruck eines Pedanten machte. Körners Mutter war von impoſanter Schönheit; der Ernſt ihrer gebieteriſchen Stirn und das Feuer ihrer braunen Augen wurden gemildert und gleichſam beſänftigt durch den Liebreiz ihres Mundes und die Freundlichkeit ihrer Worte. Doris, ihre Schweſter, zeichnete ſich ebenfalls durch ein an bachantiſche Schönheit erinnerndes Köpfchen aus, zumal ſie als ausgezeichnete Künſtlerin in der Paſtellmalerei auch in ihrem Anzuge die Hand der Künſtlerin erkennen ließ. Von ihr beſitzt die Königliche Bildergallerie in Berlin (Kupferſtich-Cabinet) eine Anzahl vortrefflicher Copien nach Meiſterwerken der Dresdner Gallerie.

Der Vater Theodor Körners war der Componiſt eines Liedes aus den Räubern und nur drei Jahre älter als der Dichter; er iſt in hohem Alter als Geheimer Oberregierungsrath in Berlin (1831) verſtorben. Schiller vertraute (im Jahre 1785) Körnern das Drückende ſeiner damals bedürftigen Lage. Der edle Freund erwiderte: „Wenn ich noch ſo reich wäre und Du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungsſorgen für Dein

ganzes Leben zu überheben; so würde ich es doch nicht wagen, Dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu versetzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern." Durch Körner, meinte Schiller, könne er vielleicht noch werden, was er je zu werden verzagte. „Werde ich das" — ruft er dem treuen Freunde zu — „was ich jetzt träume, wer ist glücklicher, als Du?" Ohne Schillern etwas Weiteres zu sagen, tilgte Körner dessen Schulden und Schiller erfuhr erst später von Körner selbst, daß seine Rechnungen längst berichtigt seien. Das schöne Verhältniß zwischen den beiden Freunden gestaltete sich von Jahr zu Jahr noch herzlicher und inniger.

Aber nicht blos den Dichter bewunderte und liebte Körner in Schiller, sondern auch den Menschen; wie dieser hinwiederum in jenem nicht blos den wohlwollenden und einsichtigen Beurtheiler seiner Schöpfungen, sondern auch den Freund zu schätzen wußte. Körners treues Herz, sein fester besonnener Sinn blieb die Stätte, wo Schiller in allen Gemüts- und Lebenswirren Verständniß und Antheil, Rath und werkthätige Hilfe suchte und überall auch fand. Das Verhältniß der beiden Männer war ein Ideal von Freundschaft, ähnlich dem Bunde zwischen Posa und Carlos — —:

Laß mich weinen,
An Deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Bei Allem, Roderich,
Was Du und ich dereinst im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieser Stelle nicht.

Als lyrisches Product des heiteren Verkehrs zwischen Schiller und dem Körnerschen Hause ist „das unterthänigste Promemoria an die Consistorialrath Körnersche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz", wohl bekannt.

Im Herbst 1801 reiste das Schillersche Ehepaar nach Dresden und Caroline von Wolzogen begleitete sie. Heitere Wochen wurden auf Körners Weinberg verlebt, der sein Wohnhaus den Freunden eingeräumt hatte. Von Jugenderinnerung umweht, in einer herrlichen erhebenden Natur, unter vertrautem Freundesgespräche lebte Schiller auf. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Don Carlos, die Räume, aus denen ehedem die Epistel an die Körnersche Waschdeputation („Dumpf ist mein Kopf und schwer wie Blei" u. s. w.) hervorging, sah der Dichter mit Vergnügen wieder und es schien, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er mied die Anspielungen darüber nicht und oft wurde er im Scherz gefragt, ob die Prinzen von Messina einreiten würden. Sobald es ihm aber mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber.

Schiller war von dem größten Einflusse auf Theodor Körners dichterische Entwickelung. Ihn nahm er

sich zum Vorbilde in seinen Dramen Zriny, Hedwig, Toni, Rosamunde.

Am 26. August 1813 erlitt Theodor Körner den Heldentod auf dem Schlachtfeld.

„Ich kann" — schreibt Charlotte an Knebel — „die armen Körners nicht vergessen, die den herrlichen Sohn verloren haben. Er wollte es so, der Vater auch; die Mutter hat sich wahrscheinlich in ihren Gefühlen von Aufopferungen auch hingegeben, sie aber wird diese Wunde nie verschmerzen und ich sehe im Geist die ganze Familie zerrissen."

Von den Briefen, welche Charlotte von Schiller mit Körner wechselte, ist einer von ganz besonderm Interesse und der Erwähnung an dieser Stelle werth, weil er die Geburt des früh vollendeten unsterblichen Sängers der Freiheitskriege verkündet. (23. September 1791.)

„Daß meine Frau niedergekommen ist, theure Freundin, wissen Sie schon aus meinem Briefe an Schiller. Aber was ich Ihnen selbst dabei zu sagen habe, sollen Sie noch von mir erfahren. Ich denke mir, daß Sie gern Pathe bei meinem Jungen sein werden und wir rechnen auf Ihre Erlaubniß, Ihren Namen zu den Abwesenden setzen zu dürfen, die wir gern in Verbindung mit unserem Kinde denken. Die Herzogin von Curland, Fr. von Recke und Kunze sind die übrigen Auswärtigen. Der Name ist Carl Theodor."*

* Theodor Körners dichterisches Talent war durch Schillers Werke geweckt worden. Der Sänger der Freiheitskriege, dem für seines Volkes Freiheit kein

dige Gräfin, die ihren Gatten im Wagen erwartete, beleidigt, und die Studenten in wildem Aufruhr dagegen losbrachen, sprach sich Schiller dagegen aus, als der Antrag gestellt wurde, ihnen entgegenzugehen. Aber der Eigennutz der Professoren, die stark besuchte Vorlesungen nicht verlieren wollten, siegte und sie zogen mit der Bürgerschaft zu Roß und zu Fuß ein.

Der schwäbische Dichter Carl Conz (1762—1828), Professor der Poesie und Eloquenz an der Universität Tübingen, besuchte den Dichter im Jahre 1792 in Jena und berichtet über das Leben des Schillerschen Ehepaares zur damaligen Zeit Folgendes: „Schiller war die Humanität selbst, sowie seine vortreffliche Gattin ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit. Sie führten keine eigne Haushaltung, sondern ließen sich mit Niethammer, Göritz und seinem Zögling von einem älteren Frauenzimmer des Hauses die Kost reichen. Die Tafel war einfach frugal und durch Schillers socratischen Ernst und Scherz gewann sie die feinste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten — hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller aus seinen früheren Schriften erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die Niederträchtigkeit eines damals in Jena angesehenen Mannes, die bei Tisch erzählt ward, lebhaft entrüstet, aber doch noch mit edler Haltung und selbst lächelnd

ſagen: „es iſt zu verwundern, daß ſolche Menſchen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verweſen!“ — „Seine Bruſt iſt verſchloſſen, wie ein Archiv!“ ſagte er von des Kirchenraths Griesbach Verſchwiegenheit in Geſchäftsſachen. Ein milder Ernſt und die Sehnſucht nach dem Idealen begleitete ihn ſelbſt zum Antheil an harmloſen Ergötzlichkeiten, zum Billard, zum Tarok, ſelbſt zum Kegelſchub. So hob er einmal, vom Kegelſpiel ſich wegwendend, die Augen zum ſchönen Abendhimmel empor und entgegnete wehmüthig auf die Bemerkung: „ein trefflicher Abend!“, die ein Mitſpielender machte: „ach, man muß das Schöne in die Natur erſt hineintragen!“

Schiller lebte und webte damals, erzählt Conz, ganz in Kants Schriften. In den abendlichen geſelligen Unterhaltungen, zu welchen ſich mehrere jüngere Lehrer der Hochſchule einfanden, war jene Philoſophie der Gegenſtand, über den immer am lebhafteſten geſprochen und geſtritten wurde, und Schiller wußte mit ſeinem feurigen Geiſt und eindringenden Scharfſinn dem Geſpräch jederzeit das größte Intereſſe zu verleihen.

Noch glücklichere Tage wurden Schillers Mutter zu Theil, als der Dichter, deſſen Sehnſucht nach dem Vaterhaus und nach der Heimat durch dieſen Beſuch mächtig erregt worden war, das Jahr darauf mit Lotte nach Schwaben kam und dort vom Auguſt 1793 bis zum Mai 1794 lebte. Schiller verweilte zuerſt in der damaligen Reichſtadt Heilbronn, wo er die freundlichſte Aufnahme fand. Bürgermeiſter und Rathsherren

wußten den Besuch des berühmten Gastes zu schätzen. Im Rathsprotokoll lautet der Schillers Gesuch um Verlängerung seines Aufenthalts in Heilbronn betreffende Beschluß: „wird willfahrt und soll dem Herrn Hofrath durch eine Kanzleiperson vergnüglicher Aufenthalt gewünscht werden.“ Es war hierzu der als gelehrter Astronom bekannte Senator Schübler auserwählt worden, in dessen und noch einiger anderer geistvoller Männer Umgang das Schillersche Ehepaar die angenehmste Unterhaltung fand.

Mit bittern Schmerzensthränen waren einst die Augen der Mutter des Dichters dem Liebling ihres Herzens bei seiner Flucht in Kummer und Entbehrung gefolgt, mit Freudethränen empfing sie den ruhmgekrönten Sohn, als er in demselben Monate, worin er vor 11 Jahren heimlich und gefährdet von Stuttgart nach Ludwigsburg hingeflohen war, in die Nähe der Seinen in Ludwigsburg einzog. Schillers Vater lebte damals als Major auf der Solitüde und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Der Schwabenkönig Herzog Carl — war leidend an der Gicht und hatte öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, aber von ihm ignorirt werden.“

In Ludwigsburg zogen Schiller und Lotte ganz besonders des Dichters treuster Jugend- und Akademiefreund von Hoven, sowie dessen liebenswürdige Gattin an: „Von unsern Empfindungen“, erzählt Hoven von diesem Zusammensein, „sage ich Nichts, ich sage nur,

wie ich Schiller nach einer Trennung von 10 Jahren wieder gefunden habe. Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblickes bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört. Aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der unerschöpfliche Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein großartiger Character aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." *

* Hier noch ein paar Aeußerungen über Schiller:

Ich trat gestern (27. Juni 1796) vor den felsigen Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Freunde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hart, kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber — ohne Liebe. Er spricht beinah' so vortrefflich, als er schreibt. Jean Paul.

Nicht blos in geistigen Dingen waren wir verschiedener Art, sondern auch in körperlichen. Eine Luft, die Schillern angenehm war, drückte auf mich, wie Gift. Einmal in seiner Abwesenheit setzte ich mich an seinen Schreibtisch. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich mich von einem heimlichen Uebelbefinden überschlichen fühlte, welches sich nach und nach so steigerte, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Endlich bemerkte ich, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch kam. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Frau von Schiller sagte mir, die Schieblade müsse immer mit solchen Aepfeln gefüllt sein, indem dieser Geruch Schillern wohl thue und er ohne ihn nicht leben und nicht arbeiten könne. Göthe.

Während Schillers Aufenthalt im Vaterlande ſtarb Herzog Carl von Würtemberg. Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher und Erinnerung des ihm in früher Jugend von dem hingeſchiedenen Fürſten bezeugten Wohlwollens ergriffen des Dichters Gemüth und erfüllten ihn mit einer Trauer, als hätte er den Tod eines Freundes erfahren.

Es iſt erlaubt, zu fragen — ſagt Guſtav Schwab —, was aus Schillern geworden wäre, wenn er nicht in der Carlsakademie ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung empfangen hätte. Wir glauben, daß er auch auf anderem Wege, auf ungewohnten Bahnen der höchſten Wahrheit zuſtrebend, als Denker dasſelbe geworden wäre, was er als Dichter geworden iſt. Einer ſeiner vertrauteſten Jugendfreunde meinte, er ſei zum Theologen veranlagt geweſen, wir aber entgegnen, Schiller iſt wirklich dem Weſen nach ein Prediger geworden, aber nicht vor der Kanzel, ſondern von der Schaubühne herab, nicht von einer confeſſionellen Gemeinde, ſondern ein Prediger vor der unermeßlich großen Menſchenfamilie.

Herzog Carl von Würtemberg nahm Schiller in ſeine Pflanzſchule auf, weil er ihn unter den jungen Leuten für einen der befähigſten hielt.

Hoven ſtand auch als ärztlicher Freund Lotten bei ihrer ſchweren Niederkunft getreu zur Seite. Schiller machte ſich die ernſteſten Sorgen um die Geſundheit ſeiner kleinen Maus — wie er Lotte gern nannte, und der Anblick ihrer Leiden und die Furcht, die geliebte

Frau zu verlieren, ſteigerte ſein eigenes Krankſein. Aber deſto mächtiger brach ſein Jubel aus, als am 14. September ſein älteſtes Kind, ſein Sohn Carl, zur Welt kam. Ein erhebender Anblick war es für ſeinen Jugendfreund Conz, „den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Luſt und Liebe an ſeinem Erſtgeborenen, ſeinem Goldſohn, ſeinem Herzenskarl — wie er ihn nannte — zu beobachten.“ „Und — ſchreibt Lotte an Fiſchenich — „nun empfehle ich Ihnen auch den kleinen Schiller, laſſen Sie ihm auch einen Theil Ihrer Liebe zukommen, die er hoffentlich ſich wird zu erwerben wiſſen. Ich möchte wohl, daß Sie ſich eine deutliche Idee von ihm machen könnten; aber wenn ich ihn beſchreiben wollte, würden Sie mich doch immer der Parteilichkeit beſchuldigen können. Soviel iſt aber gewiß, daß er ſo hübſch für ſein Alter iſt, als er nur ſein kann. Er iſt ſchon recht wohlgezogen und macht ſo ernſthafte Geſichter, als wenn er Pläne zu Trauerſpielen in ſeinem Köpfchen herumtrüge. Er hat die Geſichtsfarbe von Schiller und wird wahrſcheinlich blond bleiben. Meine Naſe und meinen Mund hat er, dächte ich; er iſt ſchon ziemlich groß; nur freilich ſieht er noch aus, als hätte er kein Intereſſe in der Welt, als ſein Eſſen und gibt noch kein Zeichen von Aufmerkſamkeit, aber das wird nun bald kommen. Schiller macht es ſchon viel Freude und wird ihm noch mehr geben, je mehr er ſeine Fähigkeiten ſich entwickeln ſieht. Im Beſitze meines Kleinen iſt mir ein großer Schatz geworden und ein Glück, das ich

vorher nicht ahnen konnte. Bleibt er mir, ſo werde ich viele Freuden mehr haben und wenn Schiller ſeine Geſundheit noch mehr wieder erlangt, ſo bedarf ich nichts mehr und lebe vergnügt, wo es auch ſei. Ich fühle mich ſo reich in Schillers Liebe, in dem Beſitz meiner Freunde und meines kleinen Karl.“*

Die Geburt ihres Enkels gab dem Leben der Mutter des Dichters neuen verjüngenden Reiz. Sie fühlte ſich hoch begnadigt, daß Gott ihr Leben gefriſtet hatte, des theueren Sohnes Erſtgeborenen mit leiblichen Augen noch zu ſchauen. An der Wiege des kleinen Goldſohns ſitzend, lauſchte die glückliche Großmutter jedem Athemzuge des Kindes.

In dieſe Zeit fällt Schillers Bekanntſchaft mit Herrn von Cotta, die Herausgabe der Horen und der Beginn des berühmten, in der Folgezeit immer feſter ſich knüpfenden Bundes zwiſchen Schiller und Göthe, der beiden den Werth des Daſeins erhöhte und die goldene Aera unſerer deutſchen Literatur herbeiführen ſollte. Eigenthümlich, erſt als Schiller (1788) nach Weimar zurückgekehrt war, ſuchte er Göthe nur höchſt ſelten auf und letzterer geſtand ſpäter, er habe Schiller damals gemieden. Auch ein Beſuch Göthes bei Schiller (1790) führte noch zu keiner Annäherung, Schillern ge-

* Mit ſeinen Knaben Karl und Ernſt ſpielte Schiller ſpäter öfters Löwe und Hund; manchmal fand ihn ein Hausfreund, wie jener Geſandte Heinrich IV., auf vier Füßen in dem Zimmer herumkriechend. Bei Tiſch ſaß er beſtändig zwiſchen zweien ſeiner Kinder; wo er konnte, liebkoſte er ſie und ſcherzte mit ihnen. Sie hatten ihn auch unbeſchreiblich lieb und während der lange Mann nichts that, die Anrückenden zu erleichtern, kletterten ſie an ihm herauf, ſich einen Kuß zu erobern.

fiel die Göthiſche Philoſophie nicht, Göthe meinte, es ſei an eine Vermittelung zwiſchen ihnen nicht zu denken. Im Jahre 1794 bereitete Schiller die Herausgabe der Horen vor, welche die erſten Geiſter Deutſchlands auf den Gebieten der ſchönen Literatur, der Philoſophie und der Geſchichte vereinigen ſollte. Göthe und Schiller trafen ſich in einer Sitzung der naturforſchenden Geſellſchaft in Jena. Ein Geſpräch knüpfte ſich unter ihnen an, Göthe ſetzte ſeine morphologiſchen Theorien auseinander und folgte mitten in der Unterhaltung Schillern auf deſſen Zimmer, wo der Discurs nach den verſchiedenen Anſchauungen beider großen Männer fortgeſetzt wurde: „Es war eine merkwürdige Stunde" — erzählt Caroline von Wolzogen — „über die ein günſtiges Geſchick den reichſten Segen ausſchüttete."

„Es war einzig", — ſagt Göthe zu Eckermann — „daß wir das herrlichſte Bildungsmittel in unſeren gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſonderen Freundſchaft bedurfte. Bei meiner Bekanntſchaft mit Schillern waltete durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammen geführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Speculation müde zu werden anfing, daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Beſtreben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von Bedeutung und für uns Beide von größtem Erfolg. Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der

Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird. Sein Character wirkte, wie der Charakter Jesu veredelnd auf Jeden, der sich ihm näherte."

Aus dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus echter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach den höchsten Zielen dar. Und auch als Muster des deutschen Nationalsinns, der das Große und Wesentliche rein zu ergreifen und sich aller kleinlichen Beziehungen zu entschlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten, dem in einer vieljährigen Correspondenz die gediegendste, schönste Darstellung wurde. Göthe selbst hat lange Jahre nach des Freundes Tode seinen so berühmt gewordenen Briefwechsel redigirt. „Es wird" — so schreibt er an Zelter am 30. Oktober 1824 — „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja — ich darf wohl sagen — den Menschen geboten wird; zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war."

„Ein jeder von uns," sagt Schiller über sein Verhältniß zu Göthe, „konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen." Und

Charlotte? Sie war der Schutzgeist dieses seltenen Freundschaftsbundes unserer beiden Dichterfürsten; mit neidloser Bewunderung schaute sie an Göthe herauf und auch er mochte die edele geist- und gemüthvolle Frau bei dem Zusammensein mit Schiller nicht gern vermissen, wie die anmuthigen und freundlichen Billets beweisen, die von seiner Hand aufbewahrt und in dem Buch „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" von S. 234 an veröffentlicht sind, worin er sich bei Frau Hofräthin von Schiller bald auf den Mittag anmeldet, bald ihr die Schlüssel zu seinem Garten schickt und sie dahin zu sich bittet, bald ihr verkündet, „in Malepartus sei ein frugales Mal bereitet" und „sie sei zu jeder Stunde dort willkommen"; dann sie bei Ifflands Anwesenheit für einen kleineren Zirkel einladet, ihr Bücher aus der herzoglichen Bibliothek sendet u. s. w. Man wird unwillkürlich zu der Annahme hingeführt, daß bei den Worten der Prinzessin in Tasso:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Göthe besonders auch an Frau von Schiller gedacht hat. Auch wenn Göthe besonders unmuthig und verstimmt war, sprach er sich am Offensten und am Liebsten gegen seine Freundin Charlotte aus. Als z. B. nach Herders Tod die vielen an Göthe herandrängenden Geschäfte ihm für poetische Arbeiten die nöthige Muße und Stimmung raubten, schrieb er voll Unmuths — beim Uebergange in das Jahr 1804 —

7*

an Charlotte, er möchte ſich am Liebſten mit Herder begraben laſſen.

Göthe geſteht, daß er in ſeinem ganzen Leben nicht 4 Wochen wahrhaft glücklich geweſen ſei. Wo hat ſich aber je ein Dichterleben äußerlich mit ſolcher Ruhe und Harmonie entwickelt? Wem waren reichere Mittel gegeben, die ſegnenden Hände aufzuthun über die Menſchen? War doch ſeinem Genius Alles gereicht, die Menſchheit zu den reinſten Höhen mit wahrer Luſt und Befriedigung empor zu ziehen. Aber das Verhältniß mit Friederike von Seſenheim verfolgte ihn wie eine Nemeſis. Nie hat ihm das Schickſal das höchſte Glück reiner Liebe und keuſcher Ehe geſchenkt. Mit welch tiefer Wehmuth mußte ihn deshalb das, wenn auch von mancherlei Leiden durchzogene, aber durch die Liebe einer edelen Gattin verklärte Leben ſeines Freundes im Hinblick auf ſein ödes Haus oft erfüllen! In Charlotten trat ihm ihre ſinnige Liebe für alles Gute, Wahre, Schöne, Hohe, ihr reges Gefühl, ihr begeiſterter Drang für reine Menſchheit und würdige Freiheit, ihr zarter Naturſinn, ihre ſeelenhafte Glut, ihre echt deutſche vaterländiſche Geſinnung, ihre aufopfernde Fürſorge für Schiller, ihre ſorgſam überwachende, klar leitende, das Glück ihrer Kinder innigſt mitfühlende Mutterliebe, ihre herzliche Theilnahme an jeder edlen Perſönlichkeit in wunderbar anziehender Erſcheinung entgegen. In jedem Brief an Schiller in ſeinem Briefwechſel mit ihm, fragt er nach des Freundes häuslichem Glück; von dem ſeinigen kann er ja nie

ſprechen und einmal ruft er ſchmerzvoll aus: „ſo lebt denn fort dies Leben der Liebe und Treue; alles Andere iſt trauriges Weſen.“

Charlottens Aeußerungen über Schiller und Göthe enthalten wahre Goldperlen, ſie ehren in hohem Grade die Urtheilende, ſie zeigen, daß Niemand den Genius Beider ſo wahrhaft verſtanden; ſie offenbaren aufs Klarſte, wie geiſtig ebenbürtig die ſeltene Frau den beiden großen Dichtern geweſen und tragen noch mehr dazu bei, den Dank und die Verehrung des deutſchen Volkes ihr zuzuwenden.

„Göthe und Schiller“ — ſagt ſie — „zeigen der Welt, was Menſchenvermögen, die mit aller Kraft ihres Geiſtes nach Vollendung hinſtreben. Göthe ſuchte ſeinen Geiſt auszuſprechen in den großen Anſichten der Natur. In ſeinen Naturbeobachtungen ſtrebt ſein Gemüth nach den höchſten reinen Zielen, er ſucht die große Harmonie des Unendlichen mit den menſchlichen Anſichten zu verbinden. Groß und ſtill, wie er die Naturphänomene ſchildert, geht auch ſein Geiſt durch das Weltall und immer neue Anſichten erwachen in ihm. Er will den Moment, der ihm wird, ſchöpferiſch geſtalten und ſo ausſprechen. Schiller fühlte die Gewalt der Gegenwart auch heftig, aber ſein Geiſt bildete ſeine Erſcheinungen mehr durch ſeine reine Phantaſie in ſich aus, um ſie alsdann verſchönert wieder zu geben. Der innern Kraft widerſtrebt Nichts, was er in ſich auffaſſen wollte. Er reflectirte mehr bei dem Ausdruck ſeines Weſens und durch die Reflexionen ent-

ſtanden die Schöpfungen ſeines reinen Geiſtes. Er ſtrebte nach dem Höchſten, was er in ſich trug. So vereinigten dieſe beiden Geiſter die höchſte Kraft und den höchſten reinſten Willen. Ihre Kraft ſprachen ſie aus in ihren Werken und indem ſie Beide nach der höchſten Vollkommenheit und Reinheit der Anſichten ſtrebten, gelang es ihnen, auf Zeit und Nachwelt zu wirken, ſie zu ergreifen und ſie machten ſich eine Klarheit zu eigen, die nur durch die Milde der Kraft entſtehen kann. Schiller und Göthe ſprachen ſich aus, wie es ihnen um die Seele war, ſie ſuchten ihre Kraft im Ausdruck deſſen, was ihnen groß, erhaben und ſchön erſchien. Beide ſind die eigentlichen genialen Dichter in Deutſchland. Göthes Herz, das nur Wenige kannten, war, wie Jung-Stilling ſo treffend bemerkt, ſo groß wie ſein Verſtand, den Alle kannten. Schiller vereinigte in ſeinen Werken, was Göthe und Herder einzeln beſitzen. Während Göthe in ſeinen Gedichten die ganze Natur, die er ſo reich und groß anſchaut, niederlegt und ſie der Ausfluß ſeiner Natur ſind, wollte Schiller das Höchſte in der Natur mit dem höchſten Geiſtigen verbunden darſtellen, und wird dieſes nicht immer richtig gewürdigt, ſo liegt die Schuld an den Hörern oder Leſern, denen eben Empfänglichkeit und Verſtändniß dafür fehlt."

Göthes Thätigkeit war reine Kunſtthätigkeit. Er durchforſchte das Reich der Wiſſenſchaften, wie es ſich durch Jahrhunderte aufgebaut hatte, die Gebiete der Natur und der Kunſt. Jedesmal, wo eine neue

des Aufschwungs nach den höchsten Zielen der Kunst eintritt, kann man gewiß sein, daß auch das deutsche Volk sich wieder um seinen Liebling sammeln und ihm die wohlverdienten Kränze darreichen wird.* Göthe ist der Genius des Friedens, sein Geist und Ruhm erfüllt die Deutschen in innerlichen Entwickelungsperioden, in Kunstepochen; Schillers Genius steigt empor in nationalen Bewegungszeiten, in den Perioden gewaltiger und umgestaltender politischer Kämpfe. Seine Muse hat etwas vom Commandowort des Feldherrn, sie athmet kriegerische Luft. So oft die deutsche Nation weitere entschiedene Schritte auf dem Wege zu ihrer freiheitlichen Entwickelung und Einigung thut, so oft auch tritt Schillers Dichtung an die Spitze und erfüllt unser gesammtes Volk in seinen edelsten Söhnen mit ihrem Schwung, mit dem wunderbaren Impulse ihres, von den erhabensten Gedanken echter lauterer Poesie getragenen mächtigen Geistes.

„Wohl schwang er kühnen Flugs im Heiligthume
Der Kunst sich zu den höchsten Höhn empor,
Wohl ragt er als ein Fürst von hellem Ruhme
Umstrahlt, aus aller Zeiten Dichterchor;
Drum muß er allen Völkern groß erscheinen,
Doch mehr geworden ist er uns, den Seinen.
Als unser Volk zerfleischt war und gespalten,
Da schuf er ihm ein neues Einheitsband,
Das mit des Geistes stillem, mächt'gem Walten
Sich leise schlang um alles deutsche Land.

* Der Verfasser bezieht sich hier auf sein in zweiter Auflage (1878) erschienenes Buch „William Shakespeare's Leben und Dichten, Ihrer K. K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen gewidmet", worin er die von ihm hier ausgesprochenen Ansichten im Nähern ausgeführt hat.

Er ſchuf als ein Panier des Muths, der Stärke,
Uns ſeine kraftdurchglühten Dichterwerke.
Sie waren, als das Vaterland zerfallen
Im Staube lag, der Einheit mächtig Pfand;
Sie ſind ein Born, zu welchem Alle wallen,
Wer je nur edler Bildung Durſt empfand,
Und ewig finden wir an ihm als Brüder,
Was auch die Zukunft bringen wird, uns wieder.

Fünftes Kapitel.

Im Mai 1794 kehrte Schiller zurück nach Jena und es hebt damit für ihn eine neue Epoche in seiner dichterischen Thätigkeit und Productivität an. In Jena hatte sich, durch den Wunsch bestimmt, mit Schiller an einem Ort zu leben, Wilhelm von Humboldt häuslich niedergelassen. Beide Männer kamen täglich mehrere Male zusammen, ein inniger, auf sympathischen Anschauungen und gleicher Auffassung der höchsten Ziele in Kunst und Wissenschaft sich gründender Freundschaftsbund führte sie zu den anregendsten und interessantesten Gesprächen, die oft bis tief in die Nacht währten. Wilhelm von Humboldts geistvolle und liebenswürdige Gattin Caroline geb. v. Dacheröden, schon seit Jahren mit Schillers Gattin eng befreundet, schloß sich an diese immer herzlicher an. So verlebten beide Familien in

wahrer Seelenharmonie eine geistig ungemein genußreiche Zeit. Mit dem Zusammentreffen mit Göthe beginnen Schillers Meisterjahre. Gern nimmt er Göthes Einladung nach Weimar an, der zugleich auch Humboldts Besuch anregt, was diesen veranlaßt, Schiller zu begleiten. „Es wird mir Zeit kosten", schreibt Schiller bei seiner Rückkehr nach Jena, an Göthe, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Mit meinen Gedanken bin ich noch immer in Weimar. Humboldts und meine Frau begrüßen Sie freundschaftlich und ich bin Ihnen nahe mit Allem, was in mir lebt und denkt."

Das Jahr 1795 eröffnet Schiller mit einem Brief an Göthe, worin er ihm „seine besten Wünsche zum neuen Jahre und einen herzlichen Dank für das verflossene ausdrückt, das ihm durch seine Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich sei."

Und Göthe antwortete: „Lassen Sie uns das neue Jahr zubringen, wie wir das vorige beendet haben, mit wechselseitiger Theilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden."

Die wachsende Annäherung beider Männer bekundet die wiederholte Einladung Göthes an Schiller zu Anfang des Jahres 1795. „Wie gern", lautet Schillers Erwiderung, „will ich davon Gebrauch machen, sobald ich meiner Gesundheit ein wenig trauen kann,

ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich darnach, und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen, ihn auszuführen."

Wie fördernd und anregend der Umgang mit Wilhelm von Humboldt für Göthe und Schiller ſich bewährte, zeigt vorzugsweiſe ſeine Schrift über Göthes Hermann und Dorothea, welche er Schiller überſandt hatte und durch deren Vortrefflichkeit ſich Letzterer ſo überraſcht fühlte, daß er an Humboldt ein Dankſchreiben richtete, worin er freudig anerkannte, daß noch nie ein Dichterwerk ſo liberal und ſo gründlich zugleich beurtheilt worden ſei.

Wie Caroline von Wolzogen ausdrücklich hervorhebt, iſt es Göthes freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweiſe zu verdanken, daß Letzterer wieder größeres Vertrauen zu ſeiner Geſundheit zu gewinnen anfing und ſich wieder mehr dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.

Die ſich ſteigernde Freude an der Unterhaltung mit Göthe beſtimmte Schiller, wie wir oben ſchon erwähnt, zur Wiederholung der für ihn ſo wohlthätigen Ausflüge nach Weimar. In Göthes Kreis und Haus trug die dort übliche anmuthige ſcherzhafte Weiſe, mit der beſonders Göthe den Eigenheiten von Schillers krankhaft reizbarem Zuſtande bald auswich, bald nachgab, nicht wenig dazu bei, dieſe Erſcheinungen zu beſeitigen oder doch zu mildern.

Wiederholte heftige Krankheitsanfälle Schillers forderten nur zu bald wieder Charlottens ganze Kraft heraus, doch war sie genöthigt auch Rücksicht auf ihre bevorstehende zweite Niederkunft zu nehmen. Am 11. Juli 1796 gebar sie ihren zweiten Sohn Ernst. Sogleich am Geburtstage schrieb Schiller an Göthe: „vor 2 Stunden erfolgte die Niederkunft meiner lieben Frau über Erwarten geschwind und ging unter Starckes Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt; denn es ist ein Junge, dem Anschein nach frisch und stark. Jetzt also kann ich anfangen, meine kleine Familie zu zählen. Es ist eine eigene Empfindung und der Schritt von Eins zu Zwei größer, als ich dachte."

An demselben Tage (11. Juli) schrieb Schiller an seine Schwiegermutter, Frau von Lengefeld: „Freude, liebe chère mère! Vor 2 Stunden kam unsere liebe Lotte mit einem frischen und muntern Jungen nieder. Wie würde chère mère uns erfreuen, wenn sie uns jetzt auf eine Zeit lang besuchte. Lolo würde Alles noch einmal so leicht überstehen und auch mir würde es ein großer Trost sein. Auch rechnet Lolo gewiß darauf und hofft Sie auf den Mittwoch oder spätestens Donnerstag, wo der kleine Ernst getauft wird, hier zu sehen. Der kleine Carl macht große Augen über das Brüderchen und kann sich noch nicht recht darin finden."

Gleich nach der Rückreise der chère mère nach Rudolstadt schreibt der sorgsame und liebevolle Gatte und Vater: „nur ein paar Worte, damit Sie wissen,

wie es nach Ihrer Abreiſe um uns ſteht. Lolo iſt recht brav und umarmt chère mère tauſendmal. Ich laſſe ſie die nächſte Poſt- und Botentage noch nicht ſchreiben und was alſo Neues geſchieht, müſſen Sie ſich von mir erzählen laſſen. Mit dem kleinen Ernſt geht es noch ſo, wie Sie ihn verlaſſen haben und Starcke meint, daß ihm die Säure zu ſchaffen mache und alle ſeine Krämpfe davon herkommen, weßhalb er auch Magneſia verordnet hat."

Am Tage darauf berichtet Schiller: Frau Charlotte (von Kalb) werde das Kind aus der Taufe heben. „Es iſt ihr eine große Angelegenheit und ſie verwunderte ſich, daß ſie es nicht in Ihrer (Göthes) Geſellſchaft ſollte."

Um dieſe Zeit verheirathete ſich die von Herrn von Beulwitz geſchiedene Caroline mit ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen und als derſelbe in Weimar ſeine Anſtellung fand, freute ſich das Schillerſche Ehepaar ſehr, dieſe beiden ihnen ſo lieben Menſchen in der Nähe zu haben.

Schillers Körper war damals hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als Göthe und Heinrich Meyer einſt im ſ. g. Paradieſe bei Jena dem Spazierenden begegneten, ſchien ihnen ſein Geſicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen und Göthe äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde.

Schiller hatte die Seinen auf der Solitüde wohl und geſund und mit der feſten Hoffnung verlaſſen, ſie

alle wiederzusehen. Auch gingen die nächsten Jahre ungetrübt vorüber; doch „das Unglück schreitet schnell". Ein epidemisches Fieber, das auf der Solitüde wüthete, ergriff Schillers jüngste Schwester Nanette, den Liebling der ganzen Familie, und sein Vater schrieb ihm schon sehr bald darauf, daß das geliebte Kind der Krankheit erlegen sei, mit den Worten: „ihr Loos kann nicht anders, als glücklich sein, denn ihr Leben war die reine Unschuld."

Mit Mühe entging Schillers zweite Schwester Luise gleichem Schicksal. In dieser überaus trüben Zeit besuchte Körner das Schillersche Ehepaar in Jena. Der zartfühlende Schiller, der dem Besuche dieses bewährten Freundes schon lange mit Sehnsucht entgegengesehen hatte, schwieg in seinem edelen Sinne von seinem Schmerz gänzlich und schrieb an Körner erst nach dessen Rückkehr nach Dresden: „meine jüngste Schwester Nanette, ein Mädchen voll Hoffnung, von Talent und die auch hübsch war, ist vor 8 Wochen im 19. Lebensjahre gestorben." Wohl schwebte auch ihre liebliche Gestalt dem Sänger vor bei den glaubens- und trostvollen Worten in seiner Glocke:

„Noch köstlicheren Samen bergen
wir trauernd in der Erde Schooß
und hoffen, daß er aus den Särgen
erblühen soll zu schönerm Loos."

Am 7. September verschied auch Schillers Vater nach 8monatlichem Krankenlager im 73. Lebensjahre. Wohl mußte sein Hinscheiden als eine Wohlthat be-

trachtet werden, doch wurde der treffliche Sohn von der Todesnachricht tief erschüttert. Was seine kindlich treue Seele in diesen Schmerzenstagen litt, das spiegelt sich rührend hell in einem seiner Briefe ab: „Ja wahrlich, es ist Nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er im Alter mit einer so kindlich reinen Seele aus der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kosten sollte, so unschuldig von meinem Leben scheiden, wie er von dem seinigen. Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ihr fühlt Alle mit mir, wieviel wir verloren haben, und Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden enden konnte.

Unserm theuern Vater ist wohl und wir Alle werden und müssen ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserm Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen."

Schillers Vater empfahl bei der Geburt seines Sohnes diesen „dem Wesen aller Wesen, welches dem Knaben an Geistesstärke zulegen wolle, was er (der Vater) aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte."

Eine uralte Sage läßt an der Stelle der Stadt Marbach, wo jetzt lustige Rebenhügel prangen, im wilden Wald der Urzeit einen Riesen hausen, welcher ein leibhaftiger Heidengott — Mars oder Bacchus —

gewesen und von ihm leitet sie den Namen der Stadt ab. Schiller kam als unscheinbares schwächliches Kind zur Welt. Die Mutter war krank und konnte ihn nicht stillen, daher ihre Schwester Margarethe Stolpp den Knaben aus Pietät an die Brust nahm. Schiller war der guten Tante bei seinem treuen dankbaren Gemüthe stets ergeben und besuchte sie öfter, als er im Jahre 1793 mit Charlotte in die schwäbische Heimat gereist war.

Im August 1795 kündigte Schiller seinem Freund Humboldt an, daß er entschlossen sei, die nächsten 10 Monate nur Poeterei zu treiben; die Poesie hielt den Dichter auch fest bis zum Ende seines Lebens. Einen Ruf nach Tübingen lehnte er ab. Mit Göthe beschloß er, über das Anmaßliche, Mittelmäßige, Aufgespreizte, Süßliche, die Koketterie und Heuchelei auf literarischem Gebiete ein strenges Gericht zu halten.

Der ursprüngliche Einfall war, auf alle Zeitschriften Epigramme zu machen, jedes von einem Distichon, wie die Xenien des Martial, den Göthe im Dezember 1795 kennen lernte.

Es wogte, zischte und brauste jetzt daher in Sturm und Drang die salzig-bittere Fluth der Xenien, ausströmend aus Unmuth und Uebermuth, wo dämonische Genialität die Schleusen sprengte. In Göthe entstand zuerst der Gedanke eines solchen Rügegerichtes, Schiller ergriff ihn mit Feuereifer und in Jena kam er bei einem Zusammensein der beiden Freunde zur Ausführung (1796). „Die erste Idee der Xenien", schreibt

Schiller, „war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack auf den Moment berechnet und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein großer Ueberfluß und der Trieb sprengte das Gefäß.“ Ein anderes Mal: „Es sollte nichts Criminelles, nur froher Humor darin vorkommen, die Musen sind keine Scharfrichter.“

„Viele Bücher genießt ihr, die ungesalzen, verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.“

„Einige (der Xenien) steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur, spielend das Aug' zu erfreun.“

Die Xenien fuhren einher, wie die „Füchse mit brennenden Schweifen in die Saatfelder der Philister“, ihr Brand flammte von Weimar aus über ganz Deutschland hin. Was von Schiller und was von Göthe sei, ließ sich nicht erkennen. Beide beschlossen förmlich, ihre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals aus einander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen: „Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken.“

Die Xenien wurden die wichtigste literarische Angelegenheit in Deutschland. Der Musenalmanach von 1797 mußte dreimal aufgelegt werden. Schiller hatte recht prophezeit, die Bewegung war allgemein, aber weit und breit wurde auch Zeter und Wehe geschrieen.*

* Interessant ist folgende Aeußerung der Mutter Göthes, der Frau Rath, in einem Briefe an ihren Sohn: „Grüße Schiller und sage ihm, daß ich ihn von Herzen hochschätze und liebe — auch daß Alles was er schreibt, mir ein wahres Labsal ist und bleibt. Auch macht Schiller und Du mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf all den Schnick-Schnack von Rezensirergewäsche, Frau Basen-Geträtsche nicht ein Wort antwortet.“

Schiller war der eigentliche Donnerer in dem Gewitter der Xenien, welches die Luft reinigte. „Niemand vermochte es ſo, wie in den Xenien Schiller und Göthe, den Donnerkeil Jupiters zu ſchwingen", urtheilt treffend Charlotte. — Den vollſtändigſten Commentar zu den Xenien giebt das treffliche und anerkannte Werk von Eduard Boas: Schiller und Göthe im Xenienkampf, 2 Bde., 1851, Vgl. auch Schillers und Göthes Xenien-Manuſcript, von Boas und W. von Maltzahn bekannt gemacht, 1856.

Sechſtes Kapitel.

„Nach dem tollen Wagſtück mit den Xenien", ſchreibt Göthe an Schiller, „müſſen wir uns blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere poetiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner in den Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln." Er und Schiller blieben raſtlos bemüht, zu ſchaffen und den Blick von dem Xenienſpuk auf das zu leiten, was treu verbundene Doppelkraft brachte.

Wilhelm von Wolzogen war Kammerrath und Kammerherr des Herzogs von Weimar geworden, die Wiedervereinigung mit ihm und Carolinen für Schiller und Lotte eine große Bereicherung ihres geiſtigen und gemüthlichen Lebens. Göthe ſprach gern mit Wolzogen über Architectur, in den Abendſtunden entwarf er bei Charlotte Mondſcheinlandſchaften.

8*

tigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenſtande, den er behandelt, das ſchlimmſte Uebel iſt. Es iſt der nackte ſchneidende Verſtand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich iſt, ſchamlos ausgemeſſen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, ſeine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe ſind, zu ihrem Maßſtabe macht. Kurz, mir ſcheint er für ſeinen Gegenſtand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beſchränkter Verſtandesmenſch zu ſein. Er hat keine Einbildungskraft, und ſo fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigſte Vermögen zu ſeiner Wiſſenſchaft — denn die Natur muß angeſchaut und empfunden werden, in ihren einzelſten Erſcheinungen, wie in ihren höchſten Geſetzen. Alexander imponirt ſehr Vielen und gewinnt in Vergleichung mit ſeinem Bruder meiſtens, weil er ſich geltend machen kann. Aber ich kann ſie, dem abſoluten Werthe nach, gar nicht miteinander vergleichen: ſo viel achtungswürdiger iſt mir Wilhelm."

Schiller charakteriſirt Wilhelm von Humboldts literariſche Thätigkeit treffend durch die geniale Bemerkung, daß für ſeinen Freund das Subject zu ſchnell Object werde. Es iſt dies kaum ein Vorwurf, aber was Schiller in dieſen Worten richtig beobachtet hatte, das wurde nicht allein der Grund, weshalb Wilhelm von Humboldt die praktiſche Thätigkeit in den Vordergrund ſeines Wirkens ſtellte, ſondern es unterſcheidet ihn auch ſehr beſtimmt von ſeinem Bruder Alexander.

Schiller wendet auf seine Briefe an Wilhelm von Humboldt folgende „einst" in seinem Don Carlos enthaltene Stelle an:

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und Ganzes wieder scheint.

Und diesen Spiegel hat Humboldt dem verewigten Dichter nicht vorenthalten. Nachdem er Gesandter in Rom gewesen war, im Jahre 1813 für Deutschland heilsame Verhandlungen mit den Franzosen während des Waffenstillstandes betrieben und das preußische Cultusministerium verwaltet hatte, schrieb Wilhelm von Humboldt im Mai 1836 zu Tegel die berühmte Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller, durch welche er die in der Correspondenz einzeln hervortretenden Characterzüge Schillers wie in einem großen und würdigen Spiegel zu einem vollständigen Bilde sammelte. Diese Einleitung führt die Ueberschrift: „über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung". Merkwürdig ist in diesem Briefwechsel folgender Herzenserguß Schillers an Humboldt: (vom 17. Febr. 1803) „es ist zu beklagen, daß Göthe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und, weil er abwechselnd Alles treibt, sich auf nichts speciell mit Energie concentrirt. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden, und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine ab-

gezogene iſt, aber doch nicht nach Außen hin productiv wirkt."

Es iſt aber genugſam bekannt, daß Schiller, ohne es zu wiſſen, jedesmal bedeutend übertrieb, wenn er ſich einmal gegen einen ſeiner Vertrauten mit beſonderer Aufrichtigkeit über Göthes Zuſtand auslaſſen wollte. Ein oder mehrere Male hielt er Göthe einfach für faul — wie etwa in Göthes jungen Jahren Merk, der das, was Göthe geleiſtet, im Vergleich mit dem, was er hätte leiſten können, für D.... erklärte. — Aber die Sache ſtand ganz anders; Göthe wollte ſeine Freunde und die Welt nicht mit einer unbedeutenden Arbeit überraſchen. Aus dem ſicheren Hafen ſeines ſtreng ſittlichen Familienlebens ſtellte ſich wohl Schiller Göthen wegen ſeiner vielfachen, mehr heiteren als ernſten Lebensbeziehungen als moraliſch Deprimirter vor, als welcher Göthes erhabener Genius in ſeiner olympiſchen Ruhe und claſſiſchen Sicherheit ſich wohl niemals gefühlt haben mag.

„Ich kann nie von Göthe gehen," — ſagt Schiller in ſeinen Selbſtbekenntniſſen — „ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was er mir gibt, ihn und ſeinen innern Reichthum in Bewegung ſetzen kann. Ein ſolches auf wechſelſeitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer friſch und lebendig bleiben, und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher es wird, und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen Andern allein die

Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß ich mich mit Göthe'n nach und nach in allem verstehen werde, wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben. Die schöne und fruchtbare Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich productiv gebrauche; und wie Göthe in der Einleitung zum Laokoon sagt: daß in einem einzelnen Kunstwerk die Kunst ganz liege, so glaube ich, muß man alles Allgemeine in der Kunst wieder in den besondern Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren soll. Und so hoffe ich, soll mein Wallenstein, und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei meinem Commercio mit Göthe in eine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten. Das Verlangen nach dieser Arbeit regt sich wieder stark in mir; denn es ist hier schon ein bestimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweist, und jeder Schritt ist hier schon bedeutender, statt daß ich bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen muß."

Göthe und Schiller empfingen

Aus Morgenduft und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Der Bund Göthes und Schillers, von dem Herwegh so wahr gesungen:

„Es werden Sterne auf- und niedergehen,
Solch einen Bund wird man nie wiederſehen,“

offenbarte ſich immer bedeutungsvoller und inniger. In Allem faſt theilten ſie ſich gegenſeitig mit und ergänzten ſie ſich. Göthes Ruhe fand im Epos, Schillers Bewegtheit im Drama, was Jedem recht war. Im Wetteifer mit Göthe dichtete Schiller ſeine vollendetſten Balladen. Im Wallenſtein athmen Hauche des Göthe'ſchen Lebens und in Hermann und Dorothea, dieſer ungemein zarten lieblichen Dichtung, weht Schillerſcher Geiſt.

„Mit Rührung erinnere ich mich,“ erzählt uns Caroline, „wie uns Göthe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas:

„So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen,“ ſagte er, indem er ſich die Augen trocknete.

Schiller hatte um eben die Zeit, durch den Schmerz über den Tod ſeines Vaters bewegt, die Glocke begonnen, deren zuerſt niedergeſchriebene Strophe: „dem dunklen Schooß der heilgen Erde“ mit dem tiefergreifenden Schluſſe: „noch köſtlicheren Samen bergen wir trauernd in der Erde Schooß, Und hoffen, daß er aus den Särgen erblühen ſoll zu ſchönerm Loos!“ in Schillers Geſinnung nicht blos poetiſche Wahrheit hatte. Für das großartigſte ſeiner Werke, welches von ſeinem Eintritte in die Periode geiſtiger Reife und in die Wallhalla vollendeter poetiſcher und künſtleriſcher Schön-

heit zeugen sollte — für Wallenstein gab Göthe vielfach guten Rath. Von Schritt zu Schritt mit Schillers Arbeit bekannt, betheiligte Göthe sich an einer Mehrzahl der Strophen von dem Soldatenliede, das bei den ersten Aufführungen in Weimar zu Anfang von Wallensteins Lager gesungen wurde, auch sind die Verse:

„ein Hauptmann, den ein anderer erstach,
ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach."

die der Bauer spricht, von Göthe.

Die Capuzinerpredigt ist ganz von Schiller, doch hatte Göthe ihm dazu den Abraham a Sancta Clara gesandt, an welchem Schiller großen Gefallen fand. „Dieser Vater Abraham" schrieb er an Göthe, „ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geschmeidigkeit nach- oder gar zuvor zu thun."

Im Frühling 1797 zogen Schiller und Lotte in ihren vor dem Jenaer Thore in der anmuthigsten Gegend gelegenen Garten. Diesen, den s. g. Schmidtschen Garten nebst Haus hatte Schiller für 1200 Thaler erkauft. Das Haus hatte im oberen Stock eine entzückende Aussicht. Auf der Höhe des Bergs, an dem sich der Garten hinaufzieht, wo man das Saalthal und die Tannengebirge des nahen Forstes überblickt, erbaute sich der Dichter, der „die Hauswirthschaft sehr liebte, aber das Knarren der Räder nicht hören mochte", ein seitdem wieder abgebrochenes zweites Häuschen mit einem einzigen Zimmer. In diesem seinem Lieblings-

aufenthalte ſchuf er einen großen Theil ſeiner Dichtungen.

„Da ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt' er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne."

Neben ſich hatte Schiller oft, um während ſeiner nächtlichen Arbeitsſtunden ſich munter zu erhalten, eine von Charlotte ihm bereitete Taſſe Caffee oder Weinchocolade, zuweilen auch eine Flaſche alten Rheinweins oder Champagner ſtehen. Oft hörte man den Dichter durch die tiefe Nachtſtille ſich die eben geſchaffenen Verſe recitiren, dann ſah man ihn auch in lautem Selbſtgeſpräch in der Stube auf- und niedergehen oder in den Seſſel ſich werfen und zuweilen aus dem neben ihm ſtehenden Pokal einen raſchen Zug thun.

Der Schillerſche Garten in Jena befand ſich unfern von dem Weſſelhöft'ſchen Hauſe (der damaligen Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung). Schiller brachte hier vorzugsweiſe die Sommermonate zu, wo man ihn dort häufig bis tief in die Nacht ſtudiren ſah*.

* Wie ſeinem Freunde Schiller in Jena war auch Göthen ſein Weimarer Gartenhäuschen der liebſte Aufenthalt. Hier ſchlürfte er in vollen Zügen „den Balſam der allheilenden Natur" und ließ ſich die Seele „rein baden von Actenſtaub und Hofdunſt". Wie ſchwer wurde es ihm, dieſes beſcheidene Fleckchen mit dem ſtattlichen Göthe-Hauſe in der Stadt zu vertauſchen! Als man ihm ſein Gartenhäuschen für einen hohen Preis abkaufen wollte, ſchrieb er an Charlotte von Stein: „Da ich nicht bei Dir ſein konnte, ging ich in meinen Garten

„Unſer Gartenhaus“ ſchreibt Lotte an Fritz Stein, „hat eine wunderſchöne Ausſicht hin nach der Saale und ins Leutrathal, wo ich mich beim Mondenſchein ſehr ergötze, die großen Maſſen von Licht und Schatten zu ſehen, die an dem Abhang und am weißen Sandfels entſtehen. Da ſuchen Sie mich in Gedanken auf, wenn Sie Sich im Geiſt nach unſerm Thal wenden.“

Schillers Garten lag vom Jenaiſchen Marktplatze an gerechnet, ſüdweſtlich der Stadt, zwiſchen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche ſich ein Theil des Leutrabachs um die Stadt zieht. Jetzt heißt jener Garten wegen des daſelbſt eingerichteten Obſervatoriums der Garten der Sternwarte. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte. Schiller hatte ſich ein kleines Häuschen mit einem einzigen Zimmer an der obern Ecke nach der Leutra zu bauen laſſen. Es war ſein und Lottens Lieblingsaufenthalt und ein großer Theil ſeiner damaligen Schöpfungen wurde dort gedichtet. Im Winter wohnte Schiller, ebenfalls geſondert von dem Gewühl der Menſchen, im Griesbach'ſchen Haus hinten hinaus nach dem Stadtgraben, vorher im Schramm'ſchen in der Judengaſſe, auch in dem Cramer'ſchen unweit des alten Fechtbodens.

und jede Roſe ſagte zu mir: „und Du willſt uns weggeben?“ In dem Augenblicke fühlte ich, daß ich dieſe Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“ Die Ausſicht, welche Göthe von dieſem Gartenhaus auf den Wald, namentlich auf den gegenüber liegenden Theil des Parks in Weimar hatte, ſtellt ein prachtvolles Oelgemälde dar, welches Schillers Enkel, Rudolf von Gleichen-Rußwurm, Mr. Fr. d. H., Landſchaftsmaler der Weimarer Academie, dem Freien Deutſchen Hochſtift in Frankfurt a/M gewidmet hat.

„Ich habe", ſchreibt Lotte im October 1797 an ihre Schwägerin Chriſtophine, „dieſen meinen Garten noch anlegen laſſen, wozu es dieſes Frühjahr zu ſpät war, zumal ein großes Spargelbeet. Die Bäume ſollen dieſen Herbſt noch verbeſſert werden. Wir haben doch etwas Zwetſchen bekommen. Schiller hat geſchüttelt und unſer kleiner Karl hat aufgeleſen, das war ein großes Feſt für Karl. Schiller hat ſich doch an die Luft gewöhnt und geht alle Tage in den Garten; darüber bin ich ſehr froh, und es wird einen guten Einfluß auf ſeine Geſundheit haben. Was Du mir von Deinen ökonomiſchen Einrichtungen ſchreibſt, freut mich. Ich richte auch gern mein Hausweſen ſo ein, daß Alles in einem gewiſſen Maße bleibt. Ich halte dafür, man muß nie daran erinnert werden und man muß ſich und Andern nie merken laſſen, was man ſich verſagt, weil man das Leben ſonſt weniger rein genießt, wenn man ſich immer von Entbehrungen vorſpricht. Ich ſelbſt könnte viel entbehren und habe wenig Bedürfniſſe. Die hieſigen Frauen ſtehen nicht immer in dem Ruf und machen in Kleidern und Putz mehr Aufwand, als eigentlich erlaubt iſt und nöthig. Es gibt hier eine Caffeefabrik, wo das Pfund 4 gr. koſtet, den man mit dem ordentlichen Caffee vermiſcht. Ich mag ihn aber doch nicht. Ich trinke ſo wenig Caffee, weil ich ihn nur früh trinke, ſo daß es kein großer Vortheil ſein würde und Schiller trinkt den reinen Caffee am liebſten. Ich laſſe mir immer meinen Vorrath von Caffee und Zucker von der Leipziger Meſſe kommen

und gewinne dadurch eine Karolin des Jahrs, die es mehr kosten würde, wenn ich hier Alles kaufte."

Um sich besser zu erholen, reiste Charlotte auf Schillers Wunsch dann und wann zu ihrer Mutter nach Rudolstadt: „Es ist mir wie ein Traum, daß ich an Dich schreibe, mein Lieber" — lautet einer ihrer Briefe von dort an Schiller (vom Jahre 1798) — — „und ich kann es noch nicht recht glauben und es ist mir, als wenn Du kommen müßtest. Wenn Du wohl bist und Ernst auch und die Hausgeschäfte wieder ordentlich besorgt sind in Göthes Anwesenheit, so will ich noch bis Sonntag bleiben, denn die chère mère will es so gern. Daß ich aber noch viel lieber zu Dir komme, weißt Du. Es hat mir einen Entschluß gekostet, Dich zu verlassen, Liebster, mehr als ich dachte und hätte ich meinen Gefühlen gefolgt, so wäre ich bei Dir geblieben und doch hätte es mir wehe gethan, der chère mère nicht die Freude zu machen, sie freut sich so sehr über mich. Das Ernstchen sehe ich immer im Geiste und jedes Kind, das ich sehe von seinem Alter, rührt mich. Sei so gut, sag der Christine, daß sie meine Stube scheuert, wenn Du sie nicht eben brauchst. Ernstchen küsse von mir, ich schließe Dich an mein Herz. Grüße Göthe und schreibe mir ja offenherzig, ob es Dir recht, wenn ich noch bleibe."

Im September 1798 schreibt Charlotte an Fritz Stein: „Schiller ist viel besser als voriges Jahr, da Sie ihn sahen; Karl ist so groß, als wäre er 2 Jahre älter. Ernst hat sich ganz erholt und wird stark und

groß, so daß ich jetzt nichts mehr für ihn fürchte. Ich habe schon recht zu thun mit den beiden gewaltthätigen Knaben und muß oft recht ernsthaft scheinen und Frieden stiften. Ich selbst bin wohl und werde so dick, daß ich auch die Welt gemüthlicher ansehen lerne, weil ich ruhiger bin und gleichmüthiger, aber doch hoffe ich durchaus nicht pflegmatisch zu werden. Meine alten Bekannten lachen über mich, so findet man mich verändert.

Wann werden Sie uns einmal eine Frau zuführen? Ich sage es oft Ihrer Mutter, es ist einer meiner Lieblingswünsche, Sie glücklich verheirathet zu sehen. Hätte ich für Sie zu wählen, ich hätte mich lange zu bedenken, weil wir Sie so lieb haben."*

* Fr. v. Stein verheirathete sich 1804 mit der Freiin v. Stosch, die er nach 4jähriger sehr glücklicher Ehe verlor, seine zweite Gemalin war eine Gräfin v. Schlabberndorf.

Siebentes Kapitel.

Das Jahr 1799 war eins der beſten und glücklichſten Jahre unſeres Dichters, der damals in der Fülle des Glücks und des Ruhmes ſtand und weit geſunder ſich fühlte, wie vor Jahren.

Wallenſtein war vollendet, Iffland, Schröder und andere Künſtler erſten Ranges bewarben ſich um dieſe Perle unter den Tragödien.

Das erneuerte Schauſpielgebäude zu Weimar, nach Göthes Ideen, und unter der Leitung Thourets, Architekten aus Stuttgart, ausgeführt, ſollte mit Wallenſteins Lager eröffnet werden. Die Schauſpielergeſellſchaft war von Lauchſtädt zurückgekehrt, und Schiller von Jena herübergekommen, um beim Einſtudiren des Lagers ſelbſt gegenwärtig zu ſein. — Bei den Proben wirkten Göthe und Schiller vereint; jener hatte

die äußere Anordnung übernommen, da Schiller für's Gruppiren und dergl. überhaupt kein ſolches Talent hatte, als Göthe, bei dem ſich gleich Alles plaſtiſch geſtaltete. Die Generalprobe wurde ſchon im Theatercoſtüm gehalten, und das rege Leben, das ſich der Schauſpieler und des kleinen Theils des Publikums, dem es erlaubt worden war, der Probe beizuwohnen, bemächtigte, war ſo groß, daß Schiller in der Loge nicht länger als ruhiger Zuſchauer verweilen konnte, ſondern ſich unter die Spielenden miſchte, und noch hier und da eine Bemerkung einſchob. — Hinſichtlich des Reiterliedes verdient es vielleicht bemerkt zu werden, daß von den Compoſitionen, die Schiller durch Zelter, Zumſteeg u. a. zugeſandt erhalten hatte, ihn keine befriedigte, bis er endlich durch Cotta eine Compoſition erhielt, die ein Freund deſſelben, Herr Dr. Zahn in Calw, fürs Pianoforte geſetzt hatte. Man kann wohl ſagen, daß ſie recht eigentlich zum Volksliede ward, das auch noch jetzt nicht ganz verklungen iſt.

Mit Wallenſteins Lager begann eine neue Aera der deutſchen Bühne. Das Stück war eingeleitet durch den köſtlichen Prolog, — dieſe Perle der Dichtung —, wodurch die dem Drama durch die gewaltigen und weltumgeſtaltenden Zeitbewegungen gebotene höhere Aufgabe in der glänzenden Sprache der Schillerſchen Poeſie hervorgehoben iſt. „Göthe" — ſchreibt Caroline von Schlegel — „iſt wie ein Kind ſo eifrig beim Betrieb der Vorſtellung geweſen. Den Tag vor der Eröffnung des Theaters war er von früh bis ſpät

Abends da, hat da gegessen und getrunken und eigenhändig mitgearbeitet." Göthe besorgte bei den Proben die äußeren Anordnungen, Meyer bei den Costümen und Decorationen das Erforderliche. Die Generalprobe fand im Theatercostüm statt. „Wir waren" (sie und Lotte) — erzählt uns Caroline — „mit Göthe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt und Göthes herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig."

Die Artikel über den Werth des Werkes und die erste Aufführung waren von Göthe selbst für die Cottaische Allgemeine Zeitung schon im Voraus abgesandt, um schiefen Beurtheilungen anderer Scribenten zuvor zu kommen.

Die wirkliche Vorstellung übertraf Alles, was man sich davon versprochen hatte, sie war ein Ganzes, wo Jeder verständig hervortrat oder sich unterordnete. Wer auch die herrlichen dichterischen Ideen im Prolog, die Aufschlüsse, welche Schiller über die dramatische Kunst gibt, nicht ganz verstand, der freute sich doch an dem Wohlklang der edlen Worte, die der Schauspieler Vohs mit Innigkeit, Anmuth und Würde sprach. Er hatte das Costüm angelegt, was er späterhin als Max Piccolomini trug. — Die Aufführung des Lagers ging trefflich von Statten, doch gebührte unter den Dar-

9*

ſtellern Genaſt der Preis, als Capuziner, und Leißring, als erſtem Jäger. —

Während der Vorbereitungen zu der Aufführung der Piccolomini, die zum Geburtstage der Herzogin den 30. Januar 1799 gegeben werden ſollten, ereignete ſich ein Vorfall, der Schillern verdrießlich und mehrere ſeiner Bekannten verlegen machte. Er hatte einigen Freunden das Manuſcript mitgetheilt, allen aber die ſtrengſte Discretion empfohlen, weil er den Verpflichtungen nach, die er mit verſchiedenen Theaterdirectionen hatte, nicht wünſchen konnte, daß ſein Stück in Abſchriften circulire. Auf einmal erfuhr man, es ſei auf einer Privatbühne in Copenhagen geſpielt worden, und man habe es dort aus Weimar erhalten. Die Sache klärte ſich endlich auf. Ein gewiſſer dienſtfertiger Mann hatte, um ſich ſeinen Copenhagner Freunden gefällig zu zeigen, und ihnen den Genuß dieſes Kunſtwerks zu verſchaffen, binnen einer Nacht eine Abſchrift davon nehmen laſſen; denn nur ſo lange hatte ihm der Regiſſeur Schall, der den andern Morgen das Buch an Schiller abliefern mußte, ſolches überlaſſen, um ſeine Theateranzeigen, die er davon fertigen wollte, vollſtändiger zu machen.

Die Leſeproben zur Aufführung der Piccolomini hatten bewieſen, daß es kein leichtes Unternehmen ſei, den verbannten Vers wieder auf dem Theater einzuführen, und die richtige Deklamation deſſelben den Schauſpielern, die ſich vom rythmiſchen Gang ganz entwöhnt hatten, begreiflich zu machen. Das vereinte

Streben Göthes und Schillers beſiegte dieſe Schwierigkeit. Den jüngern Schauſpielern wurde der Unterſchied zwiſchen Scandiren, rythmiſch ſprechen oder die Verſe wie Proſa herabrollen, begreiflich gemacht; auch die ältern fügten ſich; nur einige, die unbelehrbar waren, wurden bei Seite geſchoben. Es entſtanden dadurch einige Lücken, wie denn die Herzogin von Friedland unbeſetzt blieb, bis Göthe und Schiller auf den Einfall kamen, die Rolle durch eine ganz junge Schauſpielerin, Mlle. Malcolmi, zu beſetzen, die mit vieler Fähigkeit den Unterricht annahm, und in der Folge als Madame Wolf eine Zierde der Weimariſchen Bühne wurde. — Das Probiren dauerte fleißig fort; auch mit dem Coſtüm beſchäftigte man ſich ernſtlich. Hut, Stiefel und Wamms eines ſchwediſchen Officiers, die ſich in einer alten Rüſtkammer zu Weimar fanden, entzückten Schiller, und Göthe erfreute ſich auch höchlich, als er durch den günſtigſten Zufall, die Verlegenheit, wie der gravitätiſche Queſtenberg zu kleiden ſei, auf einmal gehoben ſah. Bei einem Beſuch in Jena, wo Göthe, wie damals immer, auf dem Schloſſe wohnte, richtete er von ungefähr ſeine Augen auf den ungeheueren eiſernen Ofen im Zimmer, und ſiehe da! die Platte trägt die Jahreszahl von Wallenſteins Abfall, und die unvergleichlichſten Figuren, nach denen nun „die alte Perücke", die bei alle dem kein Zerrbild iſt, gekleidet wurde.

Göthe ſtand ganz beſonders auch bei Wallenſtein dem Dichter überall mit ſeinem treuſten Freundesrathe

zur Seite. Schiller erfreute und ermuthigte Göthes Beifall gar sehr, wenn ihm unter der Last der Arbeit wegen des Gelingens mitunter bange wurde. So erkannte er an, daß Göthe durch seinen ausführlichen Brief in Betreff Seni's — über das astrologische Motiv — die Dichtung in einem ihrer schwierigsten Puncte gefördert habe. „Es ist" — erwidert Schiller — „eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs Neue erfahren."

Schon früh am Tage strömten aus der Nachbarschaft, zumal von Jena, Theaterfreunde herbei. — Man drängte sich in's Theater, und konnte es kaum erwarten, bis der Vorhang aufflog. — Die ersten Darsteller der so überaus dankbaren Rollen des Max und der Thekla konnten für Muster gelten. Vohsens schönem Naturell war die erstere Rolle vollkommen angemessen; sein treffliches Organ behielt den vollen Wohlklang; Geberde und Stellung zeigten Anstand und Mäßigung; nur etwas weniger weich hätte man ihn gewünscht. Dagegen wollten viele die Thekla zu kalt, zu fest finden. Schiller war jedoch mit ihr vollkommen zufrieden, und gewiß ist's, daß Mlle. Jagemann, welche Wallensteins „starkes Mädchen" besonders hervorhob, durch diese Art, die Rolle aufzufassen, der eigentlichen Idee des Dichters sehr nahe kam. Auch wird schwerlich eine der ersten Thekla's das Lied mit einer so schönen Stimme, so kunstreich gesungen, so einfach und ausdrucksvoll vorgetragen haben. —

Schiller hatte gehofft, daß Schröder die Rolle des Wallenstein auf der Weimarschen Bühne übernehmen werde; allein er sah sich darin getäuscht. Indeß faßte Graff den Character gut auf, und übertraf viele Wallensteine nach ihm, unter andern auch Iffland, der diese Rolle ganz vergriff. Octavio ließ viel zu wünschen übrig; auch manche Nebenrollen waren nicht in den besten Händen; allein sie störten nicht, indem sich doch ein harmonischer Geist durch das Ganze hindurchzog. Die Piccolomini spielten in der ersten Aufführung sehr lang; erst in der folgenden ward gestrichen. Die Eintheilung der beiden Theile des Wallenstein war damals anders, als jetzt, die Piccolomini schlossen erst nach den zwei ersten Acten des Wallenstein. — An der Länge fanden Manche Vieles zu tadeln, wie überhaupt nicht alle gleich von der Vortrefflichkeit der Gattung, von der dichterischen Begeisterung und den großartigen Gesinnungen des Dichters in diesem Schauspiel so ergriffen wurden, als sich's erwarten ließ. Es gab indeß auch Beurtheiler, welche eine aufrichtige Freude an dem Schönen und Edlen, an dem richtigen Weg, welcher der dramatischen Dichtkunst eröffnet wurde, empfanden. Nur waren ihrer zu Anfang wenige; die gewaltige Erscheinung hatte zu sehr Geist und Gemüth und Einbildungskraft bewegt, als daß eine unbefangene Ansicht möglich gewesen wäre.

Ueber den Erfolg von Wallensteins Tod schrieb Charlotte an ihre Schwägerin Christophine: „Es schluchzte Alles im Theater, selbst die Schauspieler

mußten weinen und bei den Proben, ehe sie sich daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht sprechen." „Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweiten Male nichts Aehnliches vorhanden ist", — so sprach sich Göthe mehr als 20 Jahre nach des Freundes Tod aus. — „Es ist mit diesem Stück" — sagte er an einer andern Stelle — wie mit einem ausgelegenen Weine, je älter der wird, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihm."

Schiller selbst war mit der Darstellung sehr zufrieden, und in seiner Freude, die er den Schauspielern wiederholt äußerte, fügte er zu dem Mal im zweiten Act noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel hinauftrug.

Sie hätten übrigens bald Unheil angerichtet; denn da der Schauspieler Vohs zwei Gläser, aufgeregt vom lebhaften Spiel, getrunken hatte, bekam er einen Anflug von Rausch, so daß es gut war, daß der Act bald schloß, und er Zeit gewann, sich zu sammeln.

Die Aufführung des Wallenstein in Weimar war zu Ehren der zu Besuch erschienenen preußischen Königsfamilie veranstaltet. Göthe bot Alles auf, das Stück würdig in Scene zu setzen und es gelang ihm das so über Erwarten gut, daß Schiller einen neuen außerordentlichen Triumph feierte. Dem Königspaar vorgestellt, wurde er ganz besonders anmuthig und verbindlich von der edlen Königin Luise behandelt. Von der Herzogin Luise von Weimar erhielt Schiller nach dieser Aufführung Wallensteins in Weimar ein ansehn-

liches Geſchenk in einem ſilbernen Kaffeegeſchirr: „und ſo haben ſich die Muſen diesmal gut aufgeführt. Die Poeten ſollten immer nur durch Geſchenke belohnt, nicht beſoldet werden; es iſt eine Verwandtſchaft zwiſchen dem glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes: „beide fallen vom Himmel."

„Daß man ſo zufrieden mit Schillers Wallenſtein war" — ſchreibt Charlotte aus Jena an Fritz von Stein (am 21. Februar 1799), — „hat Ihnen Ihre Mutter geſchrieben. Unpartheiiſch geſprochen glaube ich, daß keine, auch die ſchlechteſte Aufführung den Geiſt unterdrücken kann, der darin herrſcht, man wird immer lebhaft bewegt und fortgeriſſen und erhoben; da man dies Gefühl von dem erſten Theil hat, ſo kann man ſich noch mehr von dem zweiten verſprechen, wo die eigentlich tragiſchen und rührenden Scenen erſt kommen. Die Schauſpieler haben gut geſpielt, beſonders Graff und Vohs und die Jagemann haben es ſo gut gemacht, daß man nichts mehr wünſchen konnte, für Vohs war mir bange, ich geſtehe es, denn ich liebe die Rolle des Max ganz beſonders und ſonſt hatte ich keine ſo hohe Meinung von ſeinem Talent, er hat ſich aber überhaupt gebeſſert, finde ich in anderen Rollen, aber Max hat er ganz beſonders gut geſpielt und blieb immer in einem Feuer, ohne heftig zu werden, was ſonſt ſein Fehler war.

Ich wollte, Sie ſähen einmal das Komödienhaus, es iſt ſehr hübſch und ich weiß mir keinen Platz zu

denken, der bei solch beschränktem Raum so einen Eindruck von Hoheit und Größe macht.

Schreiben Sie mir, welche Stellen im Wallenstein Sie besonders freuen.

Daß Sie die Glocke erfreut und gerührt hat, fühle ich tief und lebhaft. Auch mir hat es einen Eindruck gemacht, als mir zu allererst Schiller das Gedicht vorlas, der mir unvergeßlich ist. Ich war vor meiner Niederkunft schon lange sehr krank und zumal sehr traurig verstimmt. Ich konnte nicht an die Zukunft denken, ein schwarzer Flor lag vor mir ausgebreitet und ich konnte nicht durchschauen. In einer solchen Stimmung und mit dem Gefühl meiner Traurigkeit, las mir Schiller, dem ich gern jede trübe Idee verbergen wollte, das Gedicht vor — die Stelle, wo die Mutter hinausgetragen wird, wo die Kinder liebeleerer fremder Pflege anvertraut werden, rührte mich so tief, daß ich nicht, lange nicht an die Glocke denken durfte."

Am 13. October 1799 wurde Schillers drittes Kind Caroline (nach seiner Schwägerin Caroline von Wolzogen genannt) geboren: „Die Kleine", schreibt Schiller an Göthe (22. October), „nimmt täglich zu und zeigt sich als einen frommen ruhigen Bürger im Hause." Ihre Pflege blieb hauptsächlich ihrer Mutter überlassen.

„Sehr angenehm", antwortet Frau von Stein, „hat mich die Nachricht in Weimar empfangen, daß Sie, liebe Lolo, ein Töchterchen haben. Betrübt, beinahe mit Thränen, verließ ich Fritz in Leipzig und nun kommt

mir durch Sie, daß Sie mir von Neuem geschenkt, wieder eine Freude ins Herz." — „Ich melde nur mit zwei Worten beste chère mère", — schreibt Schiller an seine Schwiegermutter, — „daß Lolo diese Nacht (13. October) gegen elf Uhr glücklich mit einem Mädchen niedergekommen ist. Lolo fängt jetzt an, sich zu erholen und grüßt chère mère herzlich. Das Kind ist stark und gesund. Wir erwarten Sie baldmöglichst."

Leider wurde kurz nach der Geburt Carolinens Charlotte von einem Nervenfieber befallen, das ihren Gatten und alle Angehörigen in die schmerzlichste Sorge versetzte. Schiller war tief ergriffen von diesem häuslichen Jammer und den Phantasieen seiner Gattin. Manche schlaflose Nacht brachte er an ihrem Bette zu. Sie wollte Niemand um sich leiden, als ihn und ihre Mutter, die während dieser schweren Zeit für Schiller eine große Stütze war. Als die Gefahr vorüber schien und das Fieber fast ganz aufgehört hatte, war immer die Besinnung noch nicht da und wiederholt traten heftige Anfälle von Verrückung des Gehirns ein. Eine große Gleichgiltigkeit und Geistesstumpfheit schien vorherrschend und machte Schillern die meiste Sorge. Die Geschicklichkeit des Hofraths Starcke, Schillers zarte und sorgsame Pflege, die Wartung der unermüdlichen chère mère, und die treue Aufmerksamkeit der in allen Fällen sogleich hilfreichen Kirchenräthin Griesbach, bewirkten indessen schon nach mehreren Wochen Charlottens Genesung.

„Am heutigen Tage (21. November)" — bemerkt

Schiller in ſeinem Notizbuch — „iſt Lolo um Vieles beſſer geweſen und hat einen Brief geſchrieben.“

„Herzlichen Dank, lieber Schiller,“ — ſchreibt an ihren Schwiegerſohn Frau von Lengefeld nach ihrer Rückkehr nach Rudolſtadt — „für die beſſern Nachrichten, die Sie mir gegeben, ich hoffe zu Gott, daß meine Lolo ſich bald vollkommen erholen ſoll. Noch habe ich nicht Muth genug, die unglückliche Zeit mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erſcheinung leuchtet mir aus ſolcher Ihre treue unermüdete Sorgfalt für meine geliebte Lolo entgegen und ertheilt mir die frohe Zuverſicht, meine liebe Tochter unter allen Schickſalen des Lebens an Ihrer ſanften und theilnehmenden Hand glücklich und verſorgt zu wiſſen. Was wir einander in dieſer Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie, die Vorſehung weiſe mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie theuer und werth Sie mir ſind.

Daß die liebe Stein Lolo dieſe Woche noch bei ſich behält, iſt mir ſehr lieb und ich verlaſſe mich auf Sie, beſter Schiller, daß Lolo in Ihrem Hauſe alle Ruhe genießt, die ihr noch ſo nöthig ſein wird.“

An der Scheide der Jahrhunderte war nach Weimar und Jena faſt alles literariſche Schaffen zuſammengeſtrömt. Weimars Ruhm und Größe errang die Anerkennung und Bewunderung aller gebildeten Nationen. Der geiſtige Beherrſcher und Leiter dieſer gigantiſchen Strömungen eines großartig angelegten künſtleriſchen und gelehrten Lebens war Göthe, um ihn gruppirten

ſich Herder, Schiller, Wieland; Knebel, Muſäus und Böttiger waren Gymnaſialprofeſſoren, Vulpius und Riemer Bibliothekare, Seckendorf und Einſiedel Hofleute; Meyer und Bode, Falk, Stephan Schütze, Eckermann, Pius Alexander Wolf und viele andere Schriftſteller waren in Weimar angeſiedelt, Kotzebue daſelbſt geboren.

Als Iffland, Kotzebue u. A. im beſten Thun waren, die Verlegenheiten der ſtehenden Theater um neue Stücke zu beſeitigen, begann Göthes Sorgfalt für die Weimarer Bühne. Ein Theaterdirector wie Göthe, ein Schauſpieldichter wie Schiller, ein Publikum, wie es in Weimar und in Jena ſich zuſammenfand, eine Unabhängigkeit, wie keine Theatertruppe ſie jemals erlangen kann, ſolche außerordentliche Verhältniſſe mußten auch bei verhältnißmäßig geringen materiellen Mitteln glänzende Erfolge ergeben.

Bei dem lebhaften Intereſſe, welches Carl Auguſt von Sachſen-Weimar für die Weimarer Bühne nahm, die er im Jahre 1791 zu einem Hoftheater erhob, waren die Kunſtleiſtungen ſchon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer bewunderungswürdigen Höhe geſtiegen; durch die gemeinſamen Beſtrebungen Göthes und Schillers erreichten ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts ihren Culminationspunct. Göthe und Schiller ſtudirten ſelbſt den Schauſpielern die bedeutendſten Rollen ihrer Bühnenwerke ein und bildeten junge Talente zu ſpäteren Meiſtern der Schauſpielkunſt. Ohne zu häufige, die Darſteller ermüdende Proben, wurde bei den

Vorſtellungen Vorzügliches geleiſtet; die Charactere wurden treu nach der Natur wieder gegeben, ohne Uebertreibung leidenſchaftlicher Seelenzuſtände in Stimme und Declamation. Weimars Bühne unter Göthes Direction, vom 5. April 1791 bis im April 1817, leuchtete allen Bühnen Deutſchlands rühmlich vor. Es war ein Tempel edelſter Kunſt; in ihm wehte der Geiſt der alten claſſiſchen Muſe und Weimars Theater-Chronik zählt viele berühmte Namen unter ſeinen Mimen auf. Doch waren die Anſprüche an die äußere Ausſtattung des Theaters ſehr beſcheiden; die Decorationsmalerei, die Coſtüme, die Scenerie und Maſchinerie ſtanden weit hinter den Anforderungen der heutigen Zeit zurück. Ein Wald, eine Stadt, einige höchſt einfache Zimmer, eine Felſenpartie, ein Tempel reichten aus und es genügten einige Verſenkungen. Für den ſeltenen einfachen Tanz wurden Knaben und Mädchen aus dem Beamten- und Bürgerſtande herangezogen. Die Theaterzettel erſchienen in kleinem Quartformat mit ſchwarzem Rande und die Namen der Darſtellenden entbehrten die Bezeichnung: „Herr, Frau, Fräulein.“ Sie wurden durch die Poſt oder einen Huſaren auch nach Jena an den Schloßvogt zur Verbreitung, namentlich an die Jenaer Studirenden geſchickt, welche pünktlich ſich einzufinden pflegten, außerdem erfolgte die Bekanntmachung der Theateraufführungen in der Weimarſchen Zeitung. Wöchentlich fanden drei Vorſtellungen ſtatt — Montag ein Luſtſpiel, Mittwoch kleine Oper, Schauſpiel oder Trauerſpiel, Sonnabend große Oper

oder Trauerspiel. Das Theater war in Weimar der Centralpunkt des höchsten geistigen Genusses. Unter den Künstlern ragte die Jagemann hervor — später Frau von Heygendorf — eine schöne geistvolle Frau mit griechischem Profil und dem herrlichsten Auge, herrlich war ihr Gesang in Mozarts und in den italienischen Opern, unvergleichlich war sie als Thecla, Maria Stuart, Iphigenia, Porzia, immer lieblich, kraftvoll, majestätisch. Graff war ein denkender Künstler, groß als Wallenstein. In späteren Jahren sah ihn Grillparzer in Weimar, wo er mit dem Kanzler Müller das Theater eines Abends besuchte in einem unbedeutenden Stück. „Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet" — erzählt uns Grillparzer — „und als man mir erzählte, daß, als nach der ersten Vorstellung von Wallenstein Schiller aufs Theater geeilt sei, er Graff umarmt und ausgerufen habe, jetzt erst verstehe er seinen eignen Wallenstein! dachte ich mir, um wieviel größer wäre unser größter dramatischer Dichter geworden, wenn er ein kunstsinniges Publikum und echte Schauspieler gekannt hätte."

Der Weimarsche längere Aufenthalt zur Einstudirung und Darstellung der Wallenstein'schen Trilogie erweckte bei Schiller in Beziehung auf seine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen. Er war genöthigt, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und er setzte es wirklich durch, sich etwas zuzumuthen. „Selbst auf die Redoute und an den Hof bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert haben und so habe ich

in dieſer Zeit wieder wie ein ordentlicher Menſch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten 5 Jahren zuſammen genommen.“ Lotte beſtätigt dieſe Angaben und fügt hinzu: „es freut mich gar ſehr, daß Schiller es wieder wagt und ſobald er Zutrauen zu ſeinen Kräften hat, ſo geht es auch.“

Ueber die Leiſtungen der Schauſpieler im Wallenſtein urtheilt Lotte befriedigter, als Schiller. Eine ganz beſondere Vorliebe gewann Lotte für die geiſtvolle und gefeierte Künſtlerin Corona Schröter, die Freundin Göthes, den nur ſein Verhältniß zu Fr. von Stein davon abhielt, ſie zu ſeiner Lebensgefährtin zu machen. „Sie hat“ — erzählt Lotte — „bei mir in einer Geſellſchaft den Taucher geſungen, den ſie ſehr glücklich componirt hat und ſo gut vorgetragen, daß es ein wahrer Genuß geweſen. Sie hat einen bedeutenden Schwung in der Compoſition, auch die Würde der Frauen hat ſie wundervoll in Muſik geſetzt und vorzüglich vorgetragen.“

„Corona“ — ſchreibt Schiller an Körner — „hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Göthes erſtem Manuſcript, wie es hier geſpielt wurde, vorgeleſen. Die Schröter lieſt gut, ſehr gut, weit weniger gezwungen, als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinanderſetzung. Wir ſehen einander jetzt oft, faſt drei- bis viermal die Woche, iſt ſie doch eigentlich eine von unſeren behaglichſten Bekanntſchaften.“

Achtes Kapitel.

Göthe und das Theater zogen Schiller immer mächtiger nach Weimar. „Es wird" — ſchreibt er an Göthe — „meiner Exiſtenz einen ganz anderen Schwung geben, wenn wir wieder zuſammen ſind; denn Sie wiſſen mich immer nach Außen zu treiben. Wenn ich allein bin, verſinke ich in mich ſelbſt." Auch war Schiller der Meinung, daß die Jenaiſche Bergluft bei ſeinem unverkennbaren Lungenleiden ihm nicht zuträglich ſei. Anfänglich hielt er ſich nur den Winter hindurch in Weimar auf, ſpäter wurde dieſe anziehende Stadt ſein beſtändiger Aufenthaltsort. Doch kam er in Begleitung Göthes, Herders und Anderer häufig nach Jena herüber, deſſen reizende Umgebungen ihn beſonders feſſelten.

Nachdem Schiller nach Vollendung ſeines Wallenſtein in Weimar ſich dauernd niedergelaſſen, fand er in

der thätigen Förderung und Fortbildung des Hoftheaters im Vereine mit seinem Freunde Göthe eine Hauptaufgabe für seine Wirksamkeit. Beide theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Aufführungen. „Keine Art persönlicher Hingebung" — erzählt uns ein Augenzeuge, der Kanzler von Müller — „ward da gespart, mit unermüdlicher Geduld wurden Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Character genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochten Göthe und Schiller den Zauber ihrer Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen, als unter ihren dramatischen Jüngern; streng und ernst in ihren Forderungen, unabwendlich in ihren Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgene Kraft hervorrufend, wirkten beide große Männer, meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Schiller und Göthe noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

In der eine halbe Meile von Jena gelegenen Triesnitz sah man Schiller mit Göthen unter einem schattigen Baume an einem Tische sitzen, mitunter sah er auch wohl ganz allein dem Gewühl der Menge zu. Zuweilen verweilte Schiller mit Göthen einige Monate in Jena, da der letztere sich oft und gern daselbst aufhielt; doch war ein solcher längerer Aufenthalt in Schillers letzten Lebensjahren selten.

In Weimar war es der Park, wo man Schiller zuweilen allein und in den verborgensten Gängen lustwandeln sehen konnte. Man sah ihn, eine Schreibtafel in der Hand, langsam einhergehen, bald stehen bleiben, bald schneller vorschreiten. Das letztere war dann der Fall, wenn er Spaziergänger hinter sich bemerkte, denen er schnell in einem der dunkelsten Gänge entschlüpfte.

Den düstern Hecken- und Felsengang bei dem römischen Hause liebte er vorzüglich. Er saß dort öfters im Dunkel der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und wo einige Verse von Göthen in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben sind. „Als Schiller bewogen ward," sagt Göthe in seinem Aufsatz über das deutsche Theater, „seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, da war ihm besonders die Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten."

„Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter;

10*

ſein außerordentlicher Geiſt ſuchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, ſeine Einbildungskraft, ſeine dichteriſche Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite, und ſo leidenſchaftlich er auch hierbei verfuhr, ſo konnte doch bei längerer Erfahrung ſeinem Scharfblicke nicht entgehen, daß ihn dieſe Eigenſchaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen mußten —."

„Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesko, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen ſchweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorſtellung manche Veränderung erleiden müſſen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich wäre, ſie einem mehr geläuterten Geſchmack, zu welchem er ſich herangebildet hatte, anzuähneln. Er pflog hierüber mit ſich ſelbſt, in langen ſchlafloſen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umſtändlichen Rath." —

Man wollte indeß die erwähnten Stücke nicht anrühren, weil das daran Mißfällige ſich zu innig mit Gehalt und Form verwachſen befand, und man ſie daher auf gut Glück, der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefern mußte." —

Schiller hatte nicht lange, in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, ins Große arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne, und ſo entwarf er einen

Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden; der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. —

Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz: Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde, planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund, ohne große Anstrengungen, unterlegen zu können." —

In Weimar lebte Schiller seit 1799 im Umgang der geistreichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater und von Carl August, auf dessen Wunsch er (1802) vom deutschen Kaiser in den Reichsadelstand erhoben wurde *, geehrt und gewann neue Elasticität und Heiterkeit des Geistes.

* Lotte schrieb darüber an Fritz von Stein: „aus dem Adelsdiplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist." „Es war ein Einfall von unserm Herzog", theilt Schiller Wilhelm Humboldt nach Rom mit — „und nun da es geschehen ist, so kann und will es mir um Lolo und der Kinder willen auch gefallen."

Als Schiller das französische Bürgerrecht erhielt, schien er eine Freude darüber zu empfinden. Später war ihm dies Diplom eine gleichgiltige Sache. Einmal wollte ein Freund dies Diplom sehen. „Ich weiß wirklich nicht, wo es liegt" — erwiderte Schiller und gab der Unterhaltung eine andere Wendung.

Das Adelsdiplom erwirkte Schillern Carl August aus eignem Antrieb. Als er das Diplom erhielt, sagte er zu Herder mit lächelnder Miene: „nun heiße ich von Schiller, daß Sie es nur wissen." Er hat von seinem „von" keinen Gebrauch gemacht, so gleichgiltig war ihm eine derartige Auszeichnung.

Dem Wallenstein folgten Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Von ihren Kindern schreibt Lotte: „Die Kinder sind wohl und gedeihen sehr. Ernst entwickelt sich; er ist jetzt mit mir herumgezogen und feierlich neben der Herzogin hergegangen, sie hat ihn in das römische Haus geführt, das hat ihn gefreut. Carl macht mich schon recht alt, da ich nun schon daran zu denken habe, daß er eifrig lernen muß; er schreibt, liest, zeichnet. Mein Töchterchen ist ein sehr hübsches Kind und lacht den ganzen Tag." „Göthe — fügt Lotte hinzu — „ist eben von der Reise zur Leipziger Messe gekommen, ich ging durch Zufall in seinem Garten spazieren, da kam er heraus und wir gingen miteinander die Herzogin aufsuchen, die beim Barre-Spiel war und uns schon von Weitem gesehen hatte. Göthe ist recht zufrieden von seiner Reise und sehr gesprächig und hat Vielerlei erzählt."

Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte Schiller, wie uns Caroline erzählt, das Verhältniß zu den Schauspielern, sie nahmen seinen Rath gern an und die bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnte das Talent und ein sicherer Tact täuschte ihn nie.

Der berühmten Künstlerin Wolf, die sich schon als Fürstin Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Herrn Wolfs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeite den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

Mit seiner Turandot machte Schiller wenig Glück beim Publikum und ebensowenig bei den Theaterdirectionen. Diese stießen sich schon an den Kosten des chinesischen Costüms; sie wollten, Schiller solle die Scene in ein anderes für sie billigeres asiatisches Reich verlegen. Auf Gatterers Geographie gestützt schlug er Kirman und Kandahar vor. Körner, der stets tactvolle, das Richtige treffende Kritiker, prophezeite wenig Empfänglichkeit für die asiatische Prinzessin. „Madonnen will man von Dir sehen" — schreibt er dem Freunde — „und man nimmt Dirs übel, wenn Du Arabesken malst. Sie werden sagen, für Dein Talent sei Jeanne d'Arc ein geeigneteres Modell als Turandot." Nur die Räthsel — das Auge, der Pflug —

fanden ungetheilten Beifall und Schiller legte, um den Reiz der Neuheit für die Wiederholung zu bewahren, neue ein. Und Göthe meinte: „Ihre neuen Räthsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte.“

In den geselligen Verhältnissen in Weimar herrschte die schönste geistige Freiheit. Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungestörten Selbstgenuß vergönnte; ja, wenn er sich mit seinem eigenthümlichen, dem Genius manchmal widersprechenden Geschmack der Dichtungswelt näherte, war die Berührung nur leise, und löste sich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In solchen Gesprächen, wo Realismus und Idealität sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in der allein der Genius schaffend sich regen kann; und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eigenen Rythmus ungestört dahin. Die Stimme Deutschlands hatte für Schiller entschieden, und die aller gebildeten Nationen tönte bald nach; so fühlte der Herzog, auch in Hinsicht auf ihn den edlen Fürstenstolz, die ersten Dichter Deutschlands in seinen Kreis zu fesseln. Die Gemahlin des Herzogs fühlte in ihrer großen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, und dieser sagte oft, das wahrhaft freundschaftliche Benehmen der hohen Frau, das sich

immer gleich bleibe, sei ihm rührend. Bei der Herzogin Amalie, die, im Bedürfniß eines regen Geistes-lebens, in angeborner Feinheit des Geschmacks, einen eigenen Zauberkreis um sich gebildet hatte, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegfiel, wo Freiheit und Heiterkeit herrschten, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte. Wieland war der gefeierte Genius ihres Hauses, der Schillern immer befreundet blieb.

Nach den höchst interessanten eigenhändigen Aufzeichnungen von Emilie von Gleichen-Rußwurm (Schillers jüngster Tochter) über Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller beginnt dieses mit einem Schreiben des Großherzogs vom 27. Dezember 1784, worin er dem Dichter den Character als Sachsen-Weimarischer Rath ertheilt. In einem weitern Schreiben vom 9. Februar 1785 bittet der Fürst den Dichter, ihm von sich und von demjenigen Nachricht zu geben, „was in der literarischen und mimischen Welt, die er bewohnt, vorgeht." „Für den Antheil" — schreibt Carl August (29. October 1790) an Schiller, — „welchen Sie und Lottchen (Schillers Gattin) an meiner Höllenfahrt und Rückkehr daher haben nehmen wollen, bin ich Ihnen recht sehr verbunden. Ich bitte, mich Ihrer Frau zu empfehlen und Beide ersuche ich, von meiner wahren Hochachtung und Freundschaft überzeugt zu sein. Leben Sie Beide recht glücklich und wohl!"

„Hoffentlich, liebes Lottchen" — schreibt Carl August (den 11. September 1791) an Schillers Gattin

— „wird der Krankheitszuſtand Schillers nicht von Dauer ſein und er ſich ſobald wieder erholen, daß ſein Geiſt, von den Unregelmäßigkeiten des Körpers befreit, wieder im Stande ſein wird, für die Bedürfniſſe des wieder hergeſtellten Begleiters zu ſorgen. Da der Mangel der Einnahme hoffentlich nur ein Jahr dauern wird, ſo ſchicke ich Ihnen ſo viel, als etwa nöthig ſein möchte, die Lücke auszufüllen, welche nach Abzug des Zuſchuſſes Ihrer Frau Mutter und meiner Penſion noch an dem Nothwendigſten übrig bleiben möchte. In einem Jahre wird es ſich zeigen, wie alsdann die Umſtände ſein werden und alsdann werden ſich Mittel finden, den Gang der Dinge bequem fortzuſetzen.“

„Ich habe“ — ſo lautet ein Brief Carl Auguſts an Schiller vom 22. October 1793 — „mit wahrem theilnehmenden Vergnügen in Ihrem Schreiben die frohe Nachricht geleſen, daß Sie Vater eines geſunden Knaben geworden ſind und daß Lottchen ſich nach Umſtänden wohl befindet. Ich nehme zu aufrichtigen Antheil an Ihrem Schickſal, als daß ich mich nicht über jedes Sie betreffende frohe Ereigniß mit Ihnen freuen ſollte. Empfangen Sie meine herzlichſten Glückwünſche zu der Geburt Ihres Sohns; möge er Ihnen recht viel Freude machen und der Menſchheit einſt nützlich werden! Richten Sie der Mutter meine Grüße aus!“

Als Schiller den Ruf nach Berlin abgelehnt, und ſich für das Verbleiben in Weimar entſchieden hatte, antwortete ihm Carl Auguſt (am 8. Juni 1804) auf

ſeine deshalbige Eingabe: „empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zuſtand zu verbeſſern, ohne dem unſrigen dadurch zu ſchaden.“

Das Schillerſche Ehepaar hatte den Wunſch ausgeſprochen, daß die Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar Pathin ihres im Jahre 1793 geborenen Sohnes Karl (?) werden möge. Die edle Fürſtin richtete an Schiller (30. September 1793) folgenden freundlichen Brief: „mit vielem Vergnügen habe ich die gute Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer Frau aus Ihrem Brief erfahren und zugleich, daß Sie mich zur Pathin Ihres Sohns beſtimmt haben. Sein Sie verſichert, daß ich dieſes gütige Anerbieten mit Freude und Dank annehme als Beweis Ihres Zutrauens und Ihrer gütigen Geſinnungen für mich, die ich gewiß zu ſchätzen weiß. Ich wünſche einſt im Stande zu ſein, Ihnen ausgezeichnete Beweiſe meiner Werthſchätzung und der aufrichtigen Theilnahme an Allem, was Sie und Ihre Frau betrifft, geben zu können.“

Mehrere anmuthige jugendliche Geſtalten erfreuten Schillern. Beſonders zog ihn Prinzeſſin Caroline, Tochter des Herzogs, an, dieſes edle Weſen, das ſo früh der Welt entriſſen wurde, aber in jedem Herzen, das ſie zu faſſen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelaſſen hat und immer friſch erhalten

wird. So geboren, um alles Große und Schöne ſich als die ihm beſtimmte Sphäre anzueignen, wird ſelten ein Erdenweſen. In ihrem großen, klaren, blauen Auge ſpiegelten ſich rein alle Lebensgeſtalten.

Zu den beſondern Freunden des Schillerſchen Ehepaars gehörten auch von Einſiedel*, Geheimerath Voigt und Johann Heinrich Meyer, der verdiente Alterthumsforſcher und Kenner der Kunſt, Director der Zeichenakademie in Weimar und Göthes vertrauter Freund (wie dieſer im Jahre 1832 geſtorben), der in ſeinem Teſtamente 33,000 Thaler für die von ihm gegründete Weimarer Amalienſtiftung beſtimmte, wofür die Stadt Weimar ihn durch ein ſehr ſchönes Monument auf dem älteren Friedhof ehrte, wo auch Falk, Eckermann, Pius Alexander Wolff, Genaſt, Frau von

* Einſiedel beſaß manche höchſt originelle Eigenthümlichkeit. So konnte er z. B. durchaus kein Bier leiden. Einſt ſagte Jemand zu ihm: „es widerſtehe ihm nichts ſo ſehr, als wenn er früh Morgens in ein Haus käme, wo noch die von geſtern Abend halbangefüllten Gläſer und Flaſchen auf dem Tiſche herumſtänden.“ — „Halten's zu Gnaden,“ fiel ihm hier Einſiedel hitzig ins Wort, in ſolch ein verwünſchtes Haus würde ich Zeitlebens nicht wieder einen Fuß ſetzen.“ — Ein andermal verſicherte Jemand, der das Bier auch nicht leiden konnte: nicht nur, daß er Zeitlebens keinen Tropfen Bier genoſſen, nicht einmal das Wort Bier habe er in ſeinen Mund genommen. — „Halten's zu Gnaden“, entgegnete Einſiedel dieſem aufs heftigſte, „und ich habe es zeitlebens noch gar nicht einmal geſchrieben.“ — Er ſchrieb eine ſehr unleſerliche Hand und war dabei ebenſo geiſtreich als zerſtreut. Mit großem Eifer brachte er einmal ein mächtiges Packet Manuſcripte zu einem Freunde in die Stube, das er ihm mit den Worten übergab: „Das iſt ein Roman, den ich vor ſechs Jahren geſchrieben habe; es ſind herrliche Sachen darin, aber der Teufel mag's leſen! Sieh zu, was Du herausbringſt.“

Herr von Einſiedel vereinte hohe Liebenswürdigkeit und Anmuth des Weſens mit einnehmendem äußern Betragen; Vorzüge, die nur durch ſeine Aufrichtigkeit und Herzensgüte übertroffen wurden. Als Kammerherr am Hofe der verwitweten Frau Herzogin Amalie war er einer der erſten und älteſten Freunde Wielands, der ihn ausnehmend hochſchätzte.

Stein, Hummel, Göthes Schwiegertochter u. A. ihre letzte Ruheſtätte gefunden haben.

Auch mit Amalie von Imhof, deren poetiſches Talent ſich in den „Schweſtern von Lesbos" auf vielſprechende Weiſe gezeigt hatte, kam Charlotte in nahe freundſchaftliche Berührung. Mit Herder fand ein inniges Verhältniß nicht ſtatt. Dagegen waren Göthe und das Wolzogenſche Ehepaar das eigentliche Lebenselement für Schiller und Lotte. Caroline, deren Erzählungen wir dieſe Mittheilungen verdanken, hatte ſich im Jahre 1794 auf dem Gute Bauerbach, wo Schiller bei ſeiner Beſchützerin Frau von Wolzogen nach ſeiner Flucht aus Stuttgart ein Aſyl gefunden, mit deren Sohn Wilhelm vermählt. Als ihr Gatte durch den Herzog Carl Auguſt zum Kammerrath in Weimar befördert worden war, wurde dieſe Reſidenz ihr bleibender Aufenthalt und ſie die Zeugin des Freundſchafts-Verhältniſſes zwiſchen Schiller und Göthe. In Caroline fand Lotte die liebevollſte Schweſter und Schiller die geiſtesverwandte Freundin.

Wer kennt in Weimar nicht das liebe freundliche Schillerhaus! Schiller erwarb dies ſein Eigenthum im Februar 1802 von einem Engländer Melliſch für den Preis von 4200 Gulden. Im mittleren Stockwerke befanden ſich die Wohn- und Schlafräume der Familie, in dem darüber liegenden Erkerſtockwerk iſt das kleine Gemach, aus dem die größten und genialſten Erzeugniſſe des Schillerſchen Genius in die Welt hinausgegangen ſind. Jetzt iſt das einfache, in dem glänzend-

sten Stadttheile Weimars unter den übrigen meist eleganten ansehnlichen Gebäuden fast gedrückt ausſehende „Schillerhaus" das Ziel einer ſich ſtets mehrenden Menge von Wallfahrern, die, von Pietät und Verehrung getrieben, die Stätte aufſuchen, wo der Lieblingsſänger des deutſchen Volks zuletzt gelebt und wo er ſeinen unſterblichen Geiſt ausgehaucht hat.

Des Dichters Haus war gegen die Sonnenſeite gerichtet und Charlotte befeſtigte ſelbſt an den Fenſtern die carmoiſinrothen Vorhänge, die auf Schillers productive Stimmung einen wohlthuenden Einfluß ausübten. Die grünen Bäume dem Schillerſchen Haus gegenüber verliehen ihm und ſeiner Umgebung einen mehr ländlichen Character; die Wohnung ſtand früher allein und die jetzige ſchöne Esplanade war zu Schillers Lebzeiten eine Promenade, die zu dem außerhalb der Stadtmauer gelegenen Theater führte.*

Am 29. April 1802 entſchlief Schillers Mutter im 69. Jahre ihres Alters. Seit Monaten hatte ſie

* Bei Gelegenheit einer Beſprechung über das Vorkommen geſundheitsſchädlicher Stoffe in den alltäglichen Verbrauchsgegenſtänden und Induſtrieartikeln, namentlich von Arſenik in Tapeten und Rollvorhängen, welche im Männerbildungsverein zu Nordhauſen zu Ende Dezember 1877 ſtatt fand, theilte der dortige Apotheker Schulze die Thatſache mit, daß man neuerdings im Schillerhauſe zu Weimar in Schillers Wohnzimmer unter den neueren Tapeten noch die alten urſprünglichen grünen Tapeten, welche zu Schillers Zeit vorhanden waren, aufgefunden und in ihnen bedeutenden Arſenikgehalt entdeckt habe, was zu der Annahme führe, daß Schillers frühes Hinſiechen in der Arſenikausſtrömung der Zimmertapete ihre Erklärung finde. Vor ſolchen feindlichen Kataſtrophen durch das verführeriſche Grün für den goldenen Lebensbaum bewahrt uns jetzt die Geſundheitspolizei, die alle geſundheitsſchädlichen Stoffe unnachſichtlich verfolgt, und ihren Bemühungen verdanken wir es, daß in dieſem Jahrhundert noch kein zweiter Schiller geſtorben iſt.

die heftigſten Schmerzen erlitten und ging ſichtbar ihrer Auflöſung entgegen. Zwei Tage vor ihrem Hinſcheiden ließ ſie ſich das Medaillonbild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz. Sie ſprach von ihm mit der innigſten Rührung und dankte Gott mit Thränen, daß er ihr ſolche gute Kinder gegeben. Bevor Schiller noch die Trauerbotſchaft empfing, hatte er in Folge der letzten Nachricht bereits alle Hoffnung aufgegeben, und ſchrieb im Vorgefühl des bitteren Verluſtes nach Kleverſulzbach an die Schweſter Frankh: „Dein letzter Brief, liebſte Schweſter, läßt mich für unſere theure Mutter keine Hoffnung faſſen. Seit vierzehn Tagen ſchon habe ich der ſchmerzlichen Nachricht von ihrer Auflöſung mit Furcht entgegen geſehen, und daß Du ſeitdem nicht geſchrieben haſt, iſt mir eher ein Grund der Furcht als der Beruhigung. Ach, unter den Umſtänden, worin ſie ſich befunden, war das Leben für ſie kein Gewinn mehr; ein ſchneller und ſanfter Hingang war das Einzige, was man für ſie wünſchen und erflehen konnte. Aber ſchreibe mir, theure Schweſter, wenn Du ſelbſt Dich erſt von dieſen traurigen Tagen ein wenig erholt haſt, ſchreibe mir ausführlich ihren Zuſtand und ihre Aeußerungen in den letzten Stunden ihres Lebens. Es tröſtet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beſchäftigen und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.

Und ſo ſind denn Beide hingegangen, unſre theuern Eltern, und wir drei ſind nun allein übrig. Laß uns einander deſto näher ſein, gute Schweſter, und glaube,

daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schweſter noch ſo weit getrennt, Euch Beide innig in ſeinem Herzen trägt, und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit ſeiner brüderlichen Liebe herzlich entgegen kommen wird. Aber ich kann heute nicht weiter ſchreiben. Schreibe mir bald einige Worte. Ich umarme Dich und den lieben Schwager auf's Herzlichſte, und danke dieſem nochmals für die Liebe, die er unſrer verewigten Mutter bewieſen hat."

Bald nach dieſem Brief erhielt er von ſeinem Schwager Frankh die Beſtätigung von dem Hinſcheiden der Mutter. Aus ſeiner Antwort heben wir folgende Stelle hervor: „Möge der Himmel der theuern Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich, ſie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn ſie war ſelbſt eine gute Tochter für ihre leidenden und hülfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die ſie ſelbſt gegen die Letztern bewies, verdient es wohl, daß ſie von uns ein Gleiches erfuhr. Sie, mein theurer Schwager, haben die Sorgfalt meiner Schweſter für die Verewigte getheilt, und ſich dadurch den gerechteſten Anſpruch auf meine brüderliche Liebe erworben. Ach, Sie hatten ſchon meinem ſeligen Vater dieſen kindlichen Dienſt und Ihren geiſtlichen Beiſtand geleiſtet, und die Pflichten ſeines abweſenden Sohnes auf ſich genommen. Wie innig danke ich Ihnen dafür! Nie werde ich mich meiner verewigten Mutter erinnern, ohne zugleich das Andenken

desjenigen zu segnen, der ihr ihre letzten Lebenstage so gütig erleichterte."

Schillers Mutter war schlank, ohne eben groß zu sein, in der Jugend hochblond, die Stirn breit. Mit gewöhnlichem Verstande verband sie Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Anlage zur Musik und Poesie. Sie spielte Harfe und begrüßte ihren von ihr hochgeliebten Gatten am 1. Januar 1757 mit folgenden Strophen, die, weil von Schillers Mutter gedichtet, für seine Verehrer von Werth erscheinen:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätte ich Dir gewunden
Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch, als der am Hochzeitstage war.
Ich zürne, traun! Daß jetzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.

Die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie bei Schiller ist ein Erbstück seiner Mutter.

Schiller spricht gegen seinen Schwager Frankh den Wunsch aus, von den Effekten der lieben Mutter womöglich Etwas zu erhalten, das ihm, ohne sonst einen Werth zu haben, ein bleibendes Andenken an die Verewigte sein könnte, und war dem Schwager zu herzlichem Danke verpflichtet, daß er ihm aus ihrem Nachlasse einen Ring bestimmte.

„Es ist das Wertheste," äußert er gegen die Schwester Luise, „was er für mich hätte auswählen können, und es soll mir ein heiliges Vermächtniß sein."

Schmerzlich hatte ihn zugleich der Umstand berührt, daß der Tag, wo er sein neues Haus in Weimar bezog, der Sterbetag seiner Mutter war; er bezeichnet dieses seltsame Zusammentreffen gleichsam in wehmüthiger Vorahnung seiner eigenen frühen Auflösung als „eine sonderbare traurige Verkettung des Schicksals."

Im Jahre 1803 wurde Schiller von Gries besucht, als eben der erste Theil von Schlegels Uebersetzung des Calderon erschienen war. Er fand den Dichter von diesem Werke ganz begeistert. „Wie manchen Fehlgriff" — sagte Schiller zu Gries — „hätten Göthe und ich uns ersparen können, wenn wir den Calderon früher gekannt hätten."

Charlotte theilte auch hierin des geliebten Mannes Sympathie. „Ich bin heute" — schreibt sie (1. Juni 1816) an Knebel — „sehr angenehm erfreut worden durch den zweiten Theil des Calderon, den mir Dr. Gries zusandte. Es ist sehr freundlich von ihm und und ich nehme es gewiß mit dem wärmsten Antheil auf. Ich bin sehr begierig, den spanischen „Faust" zu lesen, von dem meine Schwester (Caroline) mir viel erzählte schon, die ihn im Original gelesen. So wie unser deutscher „Faust" wird wohl in keiner Nation uns ein solches Meteor erscheinen; denn es ist einzig, wie Göthe den unermeßlichen Reichthum seines gewaltigen Genius darin aussprach, die Gefühle einer ebenso unvergleichlich anziehenden wie erhabenen Natur, die das Höchste erfassen will und, von der sichtbaren Welt mit ihrer

Tiefe in die unsichtbare schreitend, allen lebhaften und geistig bedeutsamen Wünschen und Phantasien sich hingiebt. Ich habe neulich einen ganzen Abend daraus vorgelesen, da war es mir so, wie es in der „Zueignung" steht, zu Muthe:

Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert,
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Wie Charlotte sich überhaupt auch durch die spanische Poesie angezogen fühlte, zeigt ihre Aeußerung darüber an Knebel (11. Mai 1816): „Neulich habe ich eine Reise nach den Lustschlössern der Könige von Spanien und nach Toledo gelesen. In Aranjuez ist ein prächtiger Ulmenwald und der Manzanarez fließt auf grünen Wiesen, wo Passionsblumen blühen. Das muß prächtig sein. Ich habe die Stelle im „Cid" so gern:

In den schönen Frühlingstagen,
wo die Erde neu sich kleidet.

Interessant ist Charlottens Urtheil über Müllner und die Schicksalstragödien (Brief an Knebel vom 25. November 1815): „Es gibt auch Theaterstücke, die einen anziehen. Kennen Sie „die Schuld" von Adolf Müllner? Man sagt, das Stück sei jetzt gedruckt. Am Mittwoch habe ich der Schuld mit rechter Aufmerksamkeit zugehört. Der Verfasser ist Advocat und Doktor der Rechte in Weißenfels. Er hat eine schöne Sprache, eine schöne Erfindung und doch ist es mir, als wäre dieses Werk nur das Product des Verstandes und nicht der Phantasie. Meiner Einsicht nach

11*

beruht in den letzten Acten zuviel auf Erzählungen; der Zuhörer verliert nichts dabei, weil es eine so sehr schöne Sprache ist, doch möchte man mit Handlung forthelfen; denn zum Hören allein ist man nicht im Theater. Wie die ganze Reihe von Schuld sich entwickelt und Graf Oerindur keine Stimme von künftigem Glück und von Verzeihung hören will, so sagt er: „Es gibt einen Altar, auf dem ich büßen will; blau wölbt sich die Decke über ihm; dort will ich meine Schuld abbüßen und abwerfen" — ich sage es nur in Prosa wieder — aber was denken Sie, wo suchen Sie diesen Altar Oerindur's? Das Schaffot ist der Altar. Das kann nur ein Jurist so poetisch ausmalen, denke ich mir. Unter den neueren Theaterdichtern ist Müllner aber gewiß einer von denen, die am meisten Aufmerksamkeit verdienen; denn nur wenige haben so viele vortheilhafte Anlage und Mittel in sich. Wir haben jetzt auch „Heinrich von Hohenstaufen" und „Rudolf von Habsburg" von einer wiener Dichterin gesehen, an denen man sich aber gar nicht erfreut. Karoline Pichler kann nur angenehm und leicht erzählen. Selbst in größeren Werken, ihren Romanen, bleibt sie unter ihren Erzählungen. So ist ihr „Agathokles" ein wundersames Gemisch von Altem und Neuem."

Neuntes Kapitel.

Eine eigenthümliche Episode für den Weimarer Kreis bildet Kotzebues Zusammentreffen mit ihm. In Göthes Haus hielt eine Gesellschaft von auserlesenen Männern und Frauen wöchentlich eine Zusammenkunft und bildete dort einen der geistreichsten Cirkel in der kleinen Residenz.

Außer Schiller, Göthe, Wolzogen und Meyer zählte dieser Abendcirkel meist nur weibliche Mitglieder. Zur besondern Zierde gereichten ihm die Gräfin und Oberhofmarschallin von Egloffstein, das Hoffräulein Amalie von Imhoff, die Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskeel, Frau Charlotte von Schiller und Frau von Wolzogen.

Von diesem sogenannten Mittwochkränzchen meldet Schiller seinem Dresdener Freunde (Körner): „Göthe

hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Klub oder Kränzchen vereinigt, das alle 14 Tage zusammenkommt und soupirt. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokulirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische gesellige Lieder erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde."

Schon aus den Elementen der Zusammensetzung der ständigen Mitglieder des Mittwochkränzchens kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenso sehr als Vorzüge des Geistes das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, da die Damen die bei Weitem größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Demzufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienst er sich ausschließlich widmete und ihr alle jene zarten Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte, welche die Ritterpflicht in solchen Fällen jedem wackern Rittersmanne auferlegt. „Die Gesellschaft im Mittwochkränzchen spielte „Ritter und Fräulein" und die Ritter (Göthe, Schiller, Meyer, Einsiedel u. s. w.) hatten die Pflicht, die Vorzüge ihrer Damen zu besingen." Göthen hatte Neigung, frühere Wahl und gegenseitiges Wohlwollen die ebenso liebenswürdige, als

ſchöne und geiſtreiche Gräfin von Egloffſtein zugeführt.

Kotzebue brannte, eitel wie er war, vor Begierde, in das Mittwochkränzchen aufgenommen zu werden, um darin mit ſeinem Talente zu glänzen. Seinem Geſchmack ſagte es zu, daß dieſe Elite der Geſellſchaft nicht blos ſoupirte, pokulirte und ſang, ſondern daß ſie auch als cour d'amour in Scene geſetzt war, an dem jeder Ritter ſich einer Dame zu Treue und Courtoiſie verpflichten mußte.

Fräulein von Imhoff hatte den Wunſch für Aufnahme Kotzebues in dieſen Cirkel auf alle Weiſe laut werden laſſen. Es gelang ihr auch durch den Einfluß, den ſie ausübte, einige andere Mitglieder der Geſellſchaft in dies Intereſſe zu ziehen: Bei ſo bewandten Umſtänden, beſonders da Schiller und Göthe viel daran lag, das bis dahin beſtandene gute Vernehmen der Geſellſchaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das Ungewitter, welches aufzog, wenigſtens im Geiſte ſchon von Weitem erblickte, wurde als neuer Artikel in den Statuten der Zuſatz beliebt: „Daß Niemand weder einen Einheimiſchen noch einen Fremden in dieſen geſchloſſenen Cirkel mitbringen ſollte, wenigſtens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zuſtimmung der übrigen Mitglieder."

Daß dieſes Geſetz urſprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte wohl Niemandem ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies um ſo empfindlicher vermerken, da in Weimar zu ſein und nicht in dieſen

[illegible] zu werden, damals für eine Art [illegible] gelten konnte, und Göthe über- [illegible] Bonmot, was Kotzebuen indeß [illegible] zu Ohren kam, seine Eitelkeit noch [illegible]. Es ist nämlich bekannt, daß zu [illegible] weltlichen Hofe des Kaisers auch [illegible] des Dalai Lama oder Patriarchen [illegible] oft einen größeren Einfluß aus- [illegible]. Nun hatte Göthe im Scherze einmal [illegible] helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an [illegible] Hof zu Japan aufgenommen sei, wenn [illegible] auch zugleich bei dem geistlichen Hofe da- [illegible] Zutritt zu verschaffen wisse." Allerdings [illegible] Göthe damit Nichts Anderes meinen, als jenen [illegible], wo er und Schiller allein den Vorsitz [illegible].

Von nun an faßte Kotzebue den Entschluß, jenen [illegible] wo nicht zu sprengen, doch ihm gegenüber einen neuen geistlichen Hof in Japan zu bilden. Mit der- selben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Lust- spiel oder Trauerspiel in acht Tagen verfaßte und zu- gleich in Scene setzte, wurde nun auch von ihm der Plan zum Krönungsfeste Schillers, auf dessen jün- geres vielgeliebtes Haupt der Lorbeerkranz von Göthes alternder Stirn gesetzt werden sollte, zwar nicht auf dem Capitol, doch auf dem neuen weimarischen Stadt- hause entworfen. Scenen aus den Haupttragödien des originellen und großen Dichters, aus seinem „Don Carlos", aus der „Jungfrau von Orleans" u. s. w.

ſollten vorangehen. Im Coſtüme der handelnden Perſonen geſprochen, ſollten ſie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, ſondern auch die Gemüther auf den Hauptſchlag, der ſie erwartete, gehörig ſtimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin von Egloffſtein, jene ritterlich geſinnte Dame, die Göthe in ſo manchem geiſtreichen Abendcirkel als die ſeinige erkor und feierte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans.

Das Fräulein von Imhoff, die berühmte Verfaſſerin der „Schweſtern von Lesbos", konnte ſich dem Antrage, die unglückliche ſchottiſche Königin, Maria Stuart, bei dieſem Aufzuge darzuſtellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophie Merau, aus Jena, Lottens Freundin, ebenfalls einer aus dem ſchillerſchen Almanache rühmlich bekannten, recht lieblichen Dichterin, war die Recitirung des Gedichtes: „Die Glocke", bei dieſer Gelegenheit zugefallen. Kotzebue ſelbſt erſchien zweimal, zuerſt als Vater Thibaut in der Jungfrau, und ſodann als Meiſter Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm inſonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit ſeinem Hammer mächtig entzweizuſchlagen. Alsdann erſt gelangte der Zuſchauer, wie dort zur Anſchauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in ſich ſchloß, ſo hier zur Anſchauung des Hauptmomentes, worauf das Ganze klüglich berechnet war.

Sobald nämlich der Meiſter Glockengießer den letzten Streich an ſeiner Glocke gethan, ſollte die Form

plötzlich zerſpringen und alsdann überraſchend Schillers Büſte zum Vorſchein kommen, zugleich aber, wo ſie ſich den Augen darſtellte, der anweſende Schiller ſelbſt, verſteht ſich von zarten Händen, gekrönt werden. Was die künſtleriſche Anordnung des Ganzen betraf, ſo leiteite dieſe Herr Krauſe, ein dem Weimarer Hofe zunächſt angehöriger, nicht ungeſchickter Landſchaftsmaler, der zugleich Director der Herzoglich-Weimariſchen Zeichenakademie war. Nach allen dieſen ſo glücklich getroffenen Anſtalten konnte Niemand an dem glänzenden Erfolge zweifeln. Schiller wurde auf das Verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch wenige Tage zuvor in Göthes Hauſe: „Ich werde mich wohl krank ſchreiben.“ Göthe ſchwieg und ſagte damals kein Wort. Da begab es ſich, als man den Tag vor der Aufführung an den erſten regierenden Bürgermeiſter Schulze* ſchrieb und dieſen höflich um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, wo das ganze Prunkſpiel ſich erſt entfalten ſollte, daß dieſer ſeinerſeits im Namen des Magiſtrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „Das Aufſchlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauſes ſei ſchlechterdings nicht zuläſſig; Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu ſehr darunter leiden; man bedauere darum recht ſehr, in dieſem Falle nicht dienen zu können.“

* Als Bürgermeiſter Schulze zufällig am Tage nach dieſen Hergängen den Rathstitel erhielt, bemerkte Caroline von Wolzogen: „Man hätte billig unter ſein Diplom: „Rath Piccolomini“ ſchreiben ſollen.“

Schwerlich hat es je einen troſtloſeren Tag als dieſen für die ſchöne Welt zu Weimar gegeben. So die ſchönſten glänzendſten Hoffnungen nah am Ziele gleichſam mit einem Schlage vereitelt zu ſehen, was heißt es wohl anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden? Man wird keineswegs die Stimmung unwahrſcheinlich finden, wie ſie in dem hierunter mitgetheilten Gedichte aus der Feder Einer von jenen reizenden Theilnehmerinnen ſelbſt ausführlicher geſchildert wird.

Der Aſchermittwoch zu Weimar.

(5. März 1802.)

„Was zieht die Straße dort entlang?
Was ſeufzt ſo tief? Was ſtöhnt ſo bang?
Iſt's Hochverrath? Iſt's Feindesnäh'?
Sagt, wem erklingt dies Ach und Weh?
O Freundin, ruft die Trauerſchaar,
Thaliens Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitsleute ſtehn verdroſſen;
Denn ach! Der Stadtſaal iſt geſchloſſen.
Es hilft kein Drohen und kein Flehn,
Man will Thaliens Kunſt nicht ſehn.
O Jammertag! O Mißgeſchick!
Dahin iſt Carlos' ſchönſtes Glück!
Dahin des Poſa ſtolzer Traum!
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und ſchifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königin ſteht nun verlaſſen;
Zwar weiß ſie männlich ſich zu faſſen:
Sie ſuchet Troſt in ihrem Ruhm
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was ſoll aus Johanna werden?
Mit faſt verzweifelnden Geberden,

Reißt ſie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Nein, unerhört iſt's, unerlaubt!
Wie ſchön hätt' ich mich ausgenommen,
Wär' ich gen Orleans gekommen! —
In ihrem Stübchen ſitzt gebückt
Die holde Agnes da und ſtickt;
Da öffnet plötzlich ſich die Thür —
Ein Trauerzug wälzt ſich zu ihr,
Der Freunde Chor — mit raſcher Eil
Wird ihr die Schreckenspoſt zu Theil:
Daß Agnes ſanft und liebevoll
Trotz allem Reiz nicht ſpielen ſoll.
Gekränkt, betrübt an Herz und Sinn
Schickt man zur Freundin O . . l hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Als man geſchildert ihr die Noth.
Umſonſt hat Margot ſich gequält,
Geſtickt und reichen Stoff gewählt,
Eliſabeth erſcheinet nie.
Dahin iſt Arbeit, Fleiß und Müh'.
Zu Haus ſitzt Louiſon und weint,
Weil ach! ihr Spenſer nicht erſcheint.
Graf Dunois und La Hire gehn
Abſeits, den Jammer nicht zu ſehn,
Und Thibaut ruft: Ich hab's geſagt
Es iſt der Teufel, der ſie plagt!
Die Großmama, von Zorn entſtellt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johann dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht.
An Zindel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Gegoſſen ſtand die Glocke ſchon;
Ach! von Sophiens Silberton
Iſt fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei ſteht öde,
Und ſtatt des Friedens waltet Fehde!

Die edle Form zerſpringt im Sand;
Sie wird Discordia genannt;
Anſtatt die Stunden uns zu ſchlagen,
Wird man ſie nach der Ilme tragen! —
Nun, — ſollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löſchen rennen.
Barbaren, ihr, verlaßt Euch drauf!
Ach! ging nur erſt das Feuer auf!
Du aber, Menſch, im höhern Lichte,
Lern' aus der tragiſchen Geſchichte,
Daß ſtets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang ſie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücksnamen führt.*
Ja, weil das Unglück wir geſpielt
Und bei demſelben nichts gefühlt,
So läßt uns für vergangne Sünden,
Die Strafe jetzt vor Gott empfinden.
Anſtatt in Pracht erſcheinen wir
In Staub und Aſch', Apoll, vor Dir."

Kotzebue's** Hauptzweck war hiermit vollſtändig vereitelt und die gefährliche Feuerprobe für den Freund=

* „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

** Während Iffland, von dem Göthe ſtets viel hielt und rühmte, Schiller dagegen — vielleicht nicht mit Unrecht — weniger erbaut war, in ſeinen Dramen die alltägliche Wirklichkeit in den Zauber der Poeſie zu kleiden verſuchte, war der ungemein talentvolle, aber höchſt leichtfertige Kotzebue bemüht, die Lüge und Trivialität für Goldkörner der Poeſie auszugeben. Vortrefflich characteriſiren Kotzebuen die bekannten Verſe von Platen:

Er ſchmierte, wie man Stiefel ſchmiert.
Vergebt mir dieſe Trope
Und war ein Held an Fruchtbarkeit
Wie Calderon und Lope.

Wir wollen dieſen Verſen noch ein Wort Hillebrands zufügen: „Bei Kotzebue begegnen ſich Gutes und Böſes, Gemüth und Leichtſinn, Rührung und Fri=

schaftsbund Göthes und Schillers siegreich bestanden. In ungestörter Einheit verfolgten Beide ihre hohen Ziele und Schiller schrieb in humoristischer Weise: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15."

Im Jahre 1803 traf des französischen Ministers Necker Tochter, Frau von Staël, in Weimar ein. Schiller und Lotten fiel die Hauptaufgabe zu, der berühmten Frau die Honneurs in dem Musenhof in Weimar zu machen. Göthe behagte ihr weniger — „ich mag Göthe nicht" — urtheilte sie — wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat." Schiller erwiderte ihr: „Da müssen wir uns denn schon manchmal zusammen bespitzt haben." Die Staël rühmte aber von ihm: vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par vôtre genie." Von Charlottens Liebenswürdigkeit war sie ganz entzückt.

Schiller war unermüdet, selbst zu schaffen: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina*, vor Allem Wilhelm Tell zeugen von der

volität, Erhabenheit und Gemeinheit, Religion und Freigeisterei, Ernst und Witz, Bildung und Plattheit, sprachliche Schönheit und fades Geschwätz in willkürlichster Durchwirrung." Außer seinen 211 Dramen hat Kotzebue noch eine ganze Reihe meist leichtfertiger und schlüpfriger Romane geschrieben.

* Als Schiller Charlotten die ersten Scenen der Braut von Messina vorlas, ergriff sie, wie sie an Fritz von Stein schreibt, ein Staunen über die Kraft seines Geistes. „Sie werden" — theilt sie ihrem Freunde weiter mit — diese Woche das neue Stück bekommen, ich hoffe, es macht Ihnen Freude, die Braut von Messina zu lesen. Es ist so glücklich erfunden und rein poetisch ausgeführt, daß ich es mit nichts vergleichen kann. Mir ist immer wunderbar, wie schnell es Schillern gelingt, neue Formen anzunehmen, denn keins seiner Stücke gleicht dem vorigen. Von nur wenigen Menschen wird die „Braut" verstanden und ich habe

Ergibigkeit seiner Dichterkraft. Daneben war er mit Göthe, der nur ein neues Drama, die natürliche Tochter, dichtete, bemüht, das Beste, was die vaterländische dramatische Literatur besaß, der Bühne zuzubilden. So erlitten Göthes Egmont, Stella, Götz, Lessings Nathan u. s. w. eine Umbildung.

Wilhelm Tell gehört zu den vollendetsten Dramen des Dichters. „Aus Schillers liebevollem, weltumfluten-den Herzen" — sagt Ludwig Börne so treffend, — „entsprang Tells häusliches Gemüt und seine That. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell." Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht leicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und künstlerischem Geschick die Leiden der

mir die gebildeten Mitglieder der Gesellschaft viel zu vorurtheilsfrei gedacht. Es ist doch wirklich eine Epoche, es wagen zu können, nach 1500 Jahren wieder einen Chor aufs Theater zu bringen. Der Effect ist in meinen Augen sehr groß. Göthe hat eine unaussprechliche Freude an dem Stück. Er selbst schreibt ein neues Drama — Eugenie. Mich freut es nur, daß ich Göthe thätig weiß, denn wenn ein Mann von solchen Kräften feiert, so schmerzt Einen jeder Zeitverlust. Göthe hat sich wegen seiner neuen Arbeit 3 Monate verschlossen. Schiller ist der einzige Mensch, der ihn sieht wie sonst. Dann und wann gibt er auch privatim Concerte, Soupers, wo wir Damen zu ihm kommen, aber öffentlich will er nicht erscheinen."

Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Dieſe Beiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, einen Rütli-Bund, der die Schweizerlande rettet.

„Wenn mir die Götter günſtig ſind" — ſchreibt Schiller, während er an der Vollendung ſeines Wilhelm Tell arbeitete, an Freund Körner —, „ſo ſoll es ein mächtig Ding werden und die Bühnen von Deutſchland erſchüttern." Höchſt anregend wirkte zur Förderung dieſer Schöpfung die Aufführung von Shakespeares Julius Cäſar auf der Weimarer Bühne, von Göthe hauptſächlich in der Abſicht ins Werk geſetzt, ſeinem Freunde damit einen mächtigen Impuls zu geben. Schiller hatte den Tell der Berliner Bühne verſprochen. Als er Göthen den fertigen erſten Act geſandt, ſagte dieſer: „Das iſt aber freilich kein erſter Act, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein vortreffliches." Bald darauf war Schiller mit „dem Rütli" fertig, Göthe ſandte es ihm als „alles Lobes und Preiſes werth" zurück. Den Gedanken, gleich eine Landesgemeinde zu conſtituiren, fand Göthe unnachahmlich ſchön. Als Schiller dem Schluß des Tell ſich näherte, hütete er ſich ſorgfältig vor Allem, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben und verkümmern könne, beſonders vor franzöſiſchen Freunden.*

* Bei der erſten Vorſtellung des Tell in Weimar — 17. März 1804 — war es ein beſonderes Curioſum, daß gerade an dieſem Tage der berühmte Ge-

Frau von Staël war damals in Weimar und wollte von Schiller über Kant belehrt werden; sie verstand aber gar kein Deutsch und Schiller nicht genug französisch. „Man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können", klagte Schiller und war, obgleich er leidlich und besser als sein ungeduldiger Freund Göthe mit ihr fortkam, ebenso wie Charlotte unendlich durch ihre Abreise nach Berlin erleichtert. Eine Einladung vom Hof und von andern Freunden auf die Staël und B. Constante lehnte Schiller ab und bat Göthe, ihn mit evangelisch-christlicher Liebe zu entschuldigen. In Weimar fand die erste, von Göthe geleitete Aufführung des Tell am 17. März 1805 statt und machte einen wahrhaft gewaltigen Effect. Schiller nahm für die Weimarer Bühne eine wesentlich kürzende Bearbeitung vor; der ganze fünfte Act war weggelassen, weil des Kaisermordes nicht erwähnt werden sollte; auch wurden die vielen Personen in wenige verwandelt, manche schwierige und damals in politischer Beziehung Anstoß erregende Stellen weggelassen.

Seinem Freunde und Gönner, dem Freiherrn von Dalberg, sandte Schiller ein Jahr vor seinem Tode ein Exemplar seines Wilhelm Tell mit einer sehr schmeichelhaften Zueignung, die mit den Worten schließt:

schichtsschreiber der Schweizer, Johannes von Müller, in Weimar sich befand und das Theater besuchte. Und da geschah es denn, daß bei der Stelle: „Ein glaubenswerther Mann, Johannes Müller bracht' es von Schaffhausen", sich alle Blicke der Zuschauer auf den neben Wieland in der fürstlichen Loge sitzenden Müller wandten — ein Auftritt, den Wieland mit einer Scene aus dem römischen oder griechischen Theater verglich.

„Solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen."

„Das Theater", sagt Schiller, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet"; und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Dasein in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitere Darstellung der Verhältnisse besänftigen — das Alles [illegible] auf der Region der Bretter [illegible] und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können", versicherte er, „was die dramatische Kunst fordert."

Zu seiner Zerstreuung reiste Schiller um diese Zeit nach Lauchstädt, wo er inmitten der dort versammelten Menschenmassen Milde hatte, eine Wohnung zu fin-

den. In einem Brief an Charlotte berichtet Schiller über die dort vor sehr vielen Zuschauern stattgefundene Darstellung der Braut von Messina. Während des Spiels brach ein schweres Gewitter aus, wobei die Donnerschläge und der Regen so heftig schallten, daß man eine Stunde lang die Schauspieler fast keine Worte verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Wenn sehr heftige Blitze kamen, dann flohen viele Damen aus dem Hause; doch wurde zu Ende gespielt. Lustig und fürchterlich war zugleich der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche Isabella im letzten Act ausspricht, der Donner einfiel und gerade bei den Worten des Chors: „wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen, wenn dumpftosend der Donner hallt, da, da fühlen sich alle Herzen in des furchtbaren Schicksals Gewalt" fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knall ein, so daß Graff, der den älteren Chorführer spielte, ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff. Es war eine dumpfe unheimliche Stille in dem vollen Haus, man hörte keinen Athem und erblickte nur todesbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller auf die Bühne und begrüßte aufs Freundlichste jeden der Künstler. Zu Graff sagte er in seinem näselnden Tone: „Diesmal kam ihnen der Donner recht zu paß; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke gesprochen werden."

Was Göthes und Schillers vereintes Wirken bei

„Solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen."

„Das Theater", sagt Schiller, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet"; und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Dasein in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitere Darstellung der Verhältnisse besänftigen — dies Alles schien Schillern auf der Region der Bretter erreichbar und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können," versicherte er, „was die dramatische Kunst fordert."

Zu seiner Zerstreuung reiste Schiller um diese Zeit nach Lauchstädt, wo er inmitten der dort versammelten Menschenmassen Mühe hatte, eine Wohnung zu fin-

den. In einem Brief an Charlotte berichtet Schiller über die dort vor sehr vielen Zuschauern stattgefundene Darstellung der Braut von Messina. Während des Spiels brach ein schweres Gewitter aus, wobei die Donnerschläge und der Regen so heftig schallten, daß man eine Stunde lang die Schauspieler fast keine Worte verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Wenn sehr heftige Blitze kamen, dann flohen viele Damen aus dem Hause; doch wurde zu Ende gespielt. Lustig und fürchterlich war zugleich der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche Isabella im letzten Act ausspricht, der Donner einfiel und gerade bei den Worten des Chors: „wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen, wenn dumpftosend der Donner hallt, da, da fühlen sich alle Herzen in des furchtbaren Schicksals Gewalt" fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knall ein, so daß Graff, der den älteren Chorführer spielte, ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff. Es war eine dumpfe unheimliche Stille in dem vollen Haus, man hörte keinen Athem und erblickte nur todesbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller auf die Bühne und begrüßte aufs Freundlichste jeden der Künstler. Zu Graff sagte er in seinem näselnden Tone: „Diesmal kam ihnen der Donner recht zu paß; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke gesprochen werden."

Was Göthes und Schillers vereintes Wirken bei

12*

beſchränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, iſt außerordentlich, und zeigt, wie der Geiſt Alles vermag und über aller Berechnung ſteht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verſtehen der Rollen, Göthe auf die Erſcheinung ins Leben. Man ſah oft, daß er in vier Wochen die Schauſpieler verſtehen, ſprechen, ſich ſtellen, ſich betragen lehrte; ſeine klare Einſicht ſetzte gleich einem Zauberſtab verſteinte Maſſen in anmuthige Bewegung.

Ueber die Aufführung der Braut von Meſſina in Berlin (1804), der das Schiller'ſche Ehepaar beiwohnte, ſchreibt Charlotte: „Geſtern haben wir die Braut von Meſſina geſehen. Die Vorſtellung war ſehr bedeutend. Das Schauſpielhaus iſt ſchön gebaut, und die Dekoration vortrefflich. Das Arrangement iſt ſehr gut und macht Iffland Ehre. Er iſt mir ein ſehr intereſſanter Menſch. Sein Haus im Thiergarten iſt allerliebſt, wir waren geſtern bei ihm. Ordentlich ein Ideal von einer Gartenwohnung, ſehr artig gebaut und die waldige Hecke verbirgt den Sand.“

Schiller wurde der Königin Louiſe vorgeſtellt, er ſah auch den König Friedrich Wilhelm III. und lernte Prinz Louis Ferdinand kennen; ſein Carl ſchloß mit dem fünf Jahre jüngeren Kronprinzen (dem nachherigen König Friedrich Wilhelm IV.) herzliche Freundſchaft. Es wurden Schillern ehrenvolle Anträge gemacht. „Berlin“ — ſchreibt er an Körner — „gefällt mir und meiner Frau beſſer, als wir erwarteten. Auch kann ich in Berlin eher Ausſichten für meine Kinder

finden. Meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich Alles das zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, den Ertrag meiner Schriftstellerei zu Capital zu schlagen und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Doch ist es kostbar dort zu leben, ohne Equipage ists für mich unmöglich, da jeder Ausgang eine Reise wird. Freilich bin ich in Weimar absolut frei und zerreiße hier ungern die Verhältnisse, auch habe ich Verbindlichkeiten gegen den Herzog." Doch Charlotte schwärmte gar nicht für Berlin, der Gedanke der Uebersiedelung dorthin beunruhigte sie sehr. Sie wollte und durfte nicht nein sagen, sie wollte vielmehr Schillern die vollste Freiheit lassen. Aber sie wäre in Berlin recht unglücklich gewesen, die Natur hätte sie dort zur Verzweiflung gebracht. Sie weinte fast, als sie die Bergspitzen bei Weimar wieder erblickte; sie hatte Fieber und Angst, wollte gefaßt erscheinen und den geliebten Gatten durch ihre Wünsche nicht beschränken. Dieser konnte sich schließlich von Weimar nicht trennen.

Schillers jüngste Tochter Emilie wurde am 25. Juli 1804 in Jena geboren, dorthin hatte sich Schiller mit seiner Gattin begeben, weil diese in ihren Umständen zu dem dortigen Hofrath Starcke ein ganz besonderes Vertrauen hegte. Schiller hatte sich auf einer Spazierfahrt nach Dornburg eine Erkältung zugezogen, die ihn an sein Zimmer fesselte. Er freute sich, als man ihm die glückliche Entbindung seiner Frau meldete, so sehr,

daß er die zurückgebliebene Schwäche und seinen ziemlich bedenklichen Körperzustand völlig darüber vergaß. Am 7. August 1804 erhielt die neugeborne Tochter in der Taufe die Namen Emilie Henriette Louise. Unter den Pathen waren die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, die Prinzessin von Weimar, der Graf Geßler und der damals in Jena wohnende Dichter Johann Heinrich Voß. Die Taufrede hielt Marezoll. Emilie von Schiller war kaum drei Vierteljahr alt, als ihr Vater starb. Bei ihrer zarten Organisation hatte sie viel von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten zu leiden. Doch stärkte sich späterhin ihre Natur. Sie war ihrer Mutter Liebling.

„Die kleine Emilie," schreibt Charlotte einem Freunde, „sieht gar gutmüthig und freundlich in die Welt, und ist körperlich schön." Immer mehr entfalteten sich mit den Jahren ihre Reize. Sie wuchs zu einer blühenden Jungfrau auf, die Vieler Blicke fesselte. „In ihrer hohen, zarten Gestalt", schreibt ein Freund des Schillerschen Hauses, „schien sich mir die Mutter zu wiederholen. Vom Vater hatte sie so viel, wie es sich mit ihrem Geschlecht vereinigen ließ. Gestalt, Denkweise und Gemüthsart waren das Erbtheil ihres Vaters, mit dem sie auch den leidenden Zustand des Körpers gemein hatte."

Sie lebte in den glänzenden Verhältnissen, die ihre Verbindung mit dem früher erwähnten Baron von Gleichen-Rußwurm für sie herbeiführte. Ungeachtet ihrer hohen Stellung hat sie ihre Anspruchslosigkeit,

Herzensgüte und ihren edelen, allem Hohen und Schönen zugewandten Sinn in ihrem ganzen Leben stets bewährt.

Eine ehrenvolle Auszeichnung war für Schiller auch noch die, daß, als der König von Schweden durch Weimar reiste, er sich den Dichter vorstellen ließ und zum Beweis seiner Anerkennung ihn durch Geschenk eines Brillantrings überraschte.

Am 21. Dezember 1803 war in Weimar Herder gestorben. Zu ihm „dem herben Manne" hatte Schiller so wenig wie Charlotte zu seiner geistvollen Frau Caroline, geb. Flachsland, jemals ein Herz fassen können. Das Schillersche Ehepaar sah das Herdersche mit Göthes Augen an. Herder urtheilte über Schillers Schöpfungen ebenso spöttisch wegwerfend, wie Schiller über die seinigen schonungslos verachtend. Herder war für Schiller „der Alte auf dem Topfberge". Die antipathische Erbitterung nahm einen höchst persönlichen Character an. Als Körner seinem Freunde Mittheilungen von einem Besuche Herders in Dresden machte und erzählte, wie er dort bei der vornehmen Welt, sogar bei der herrenhutischen Partei Furore gemacht habe und allen Classen sich zu accomodiren verstände, erwiderte Schiller: „er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten wie geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will." Und doch nöthigte bei Herders Tod der liebenswürdige und gerechte Sinn Schillers ihm das öffentliche Bekenntniß ab, Herders Hinscheiden sei ein wahrer Verlust nicht nur für Weimar, sondern für die ganze literarische Welt.

„Herder" — ſagt Schiller an einer andern Stelle — „iſt eine ganz pathologiſche Natur, und was er ſchreibt, kommt mir blos vor wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft iſt, das iſt die feige Schlaffheit, bei einem innern Trotz und bei Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche, und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Göthe'n hat er über ſeinen Meiſter die kränkendſten Dinge geſagt. Gegen Kant und die neueſten Philoſophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt ſich nicht recht heraus, weil er ſich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen Einem in die Waden. Es muß Einen indigniren, daß eine ſo große außerordentliche Kraft für die gute Sache ſo ganz verloren geht."

Zehntes Kapitel.

Der im Jahr 1804 erfolgte Tod des Herzogs von Meiningen betrübte Schiller aufrichtig. „Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen", ſchreibt Schiller, „und er verdiente auch als ein guter Menſch Achtung und Liebe. Möge der Himmel nur uns und Allen, die uns lieb ſind, Leben und Geſundheit friſten. Es gibt noch allerlei in der Welt zu thun und ich möchte es wenigſtens erleben, meine Kinder ſo weit gebracht zu ſehen, daß ſie ſich gut durch die Welt helfen können."

In Berlin empfing Iffland Schillern mit alter warmer Freundſchaft und that Alles, um den Schöpfungen ſeines Freundes in der Darſtellung die möglichſte Vollkommenheit zu geben. Im Wallenſtein, beſonders in den weichen ahnungsvollen Stellen bewunderte Schil-

ler Jfflands Spiel. Fleck, der für den Wallenstein wie geschaffen schien, war damals schon todt. In der jungen Militärwelt regte sich bei dem Stück eine Begeisterung, die später ihre Früchte trug. Das hohe Königspaar, besonders die Königin Louise nahm den wärmsten Antheil und ließ sich den Dichter vorstellen.

Zu Anfang des Jahres 1805 erschütterten wiederkehrende heftige Leiden Schillers Gesundheit bis auf die Wurzeln, dennoch verbarg er mit übermenschlicher Characterstärke den Seinen die Größe seiner Schmerzen.

Auch Göthe war zu dieser Zeit erheblich erkrankt. Voß, welcher bei Beiden abwechselnd wachte, erzählt: „Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmuth und Milde selbst. Wie litt der Mann, als ich zum ersten Mal bei ihm wachte. Eines Abends, als Voß auch zugegen war, blieb Lotte, welche von der Pflege der Kinder erschöpft war, bis um 12 Uhr bei ihrem Manne auf. Da wurde Schiller plötzlich unruhig und bat sie, hinunter zu gehen und sich Ruhe zu gönnen. Als sie," erzählt Voß, „noch etwas zögerte, bat er dringender, zuletzt mit heftigem Ungestüm. Kaum war sie die Treppe hinunter, so sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm die Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?" Jch beruhigte ihn mit Liebkosungen. „Hab ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf

ich ihm auf das Feierlichſte Nein verſicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?“ fragte er hierauf.

Als er ſich nur erſt ein wenig erholt hatte, fing er auch ſogleich an, zu ſpaßen und verglich ſich mit Mohamed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Waſſer ſteckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weiſe, meinte er, ſeien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. An einem der folgenden Tage war Maskerade. Voß kam, um wieder zu wachen. Schiller, um den fleißigen Maskeradenbeſucher nicht des Vergnügens zu berauben, wollte es durchaus nicht zugeben. Voß bat mit Thränen in den Augen, ihn doch wachen zu laſſen. Endlich reichte ihm Schiller freundlich gewährend die Hand und fing an zu ſcherzen: „Sie hätten auf die Maskerade gehen ſollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeſchlichen. Nicht wahr? Dann würden Sie doch erſchrecken und glauben, ich ſei geſtorben und es wäre mein Geiſt, der Sie heimſuchte.“ Voß mußte ſogar rauchen und ſich ſo ſtellen, daß der Kranke wenigſtens den Dampf als Vorgeſchmack ſeiner Geſundheit einathmete.

„Als Schiller nun,“ erzählt Voß weiter, „nach ſechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Biſſen, die er aß, und freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen konnte. Wie ſpielte der liebenswürdige Hausvater mit ſeinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Caroline, ſie dürfe in der Caffee-

ſtunde bei ihm ſchmarotzen. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie und ſah ſie mit einem Blick voll verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erſten Male wieder mit ihm ſpazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen ſah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiſepläne, an die Reiſen Geſundheit und an die Geſundheit — Werke."

Nach dem Meere ſtanden ſeine Gedanken, nach der Schweiz, auch nach dem ſtillen Bauerbach, das mit allem Zauber des Einſt vor ſeiner Seele lag. Eine Reiſe über Aſchaffenburg nach der Heimath war feſt beſchloſſen; noch einmal ſehnte er ſich, die vaterländiſche Luft zu trinken. Wenn aber die Seinen ſolche Pläne ins Weite ſpannen, ſagte er wohl: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinaus erſtrecken." Er ſann dabei auf Mittel, ſeine Geſundheit zu erhalten, und kaufte ſich, ſo ſehr er ſonſt jede Ausgabe für ſich allein ſcheute, ein Pferd, um es im Frühjahr zu beſteigen.

Sein erſter Ausgang führte ihn zu Göthe, welcher noch ans Zimmer gefeſſelt war. Als ſie einander ſahen, erlebte Voß, welcher zugegen war, die rührendſte Scene. Die beiden Freunde fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen Kuſſe, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. So ganz erfüllte ſie das gegen-

wärtige Glück, daß sie ihrer Krankheit mit keiner Silbe gedachten.

Wir verdanken diese Mittheilungen den Aufzeichnungen E. Palleskes in seinem Leben Schillers.

Als Schiller von Berlin im Sommer 1804 zurückkehrte, wo er der Vorstellung des Tell beigewohnt hatte, war er krank und nicht ohne Gefahr, doch ging sie diesmal vorüber.

Wieland, Einsiedel, Meyer, von Voigt, Wilhelm von Wolzogen belebten nebst vielen Andern den Schiller-Götheschen Kreis. „Wir hatten" — sagt Caroline von dieser letzten Zeit — „ein Paradies um uns, voll innerer Geistes- und Lebensfülle, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindseliges war um uns her, keine feindliche Kritik drängte sich zwischen uns."

Aber auch das Schöne muß sterben. Schiller war auf einer Höhe angelangt, wo die Welt in ihrer Größe und Weite glänzend vor ihm lag, von der er aufschaute in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit flammt, wo das Heiligthum der Kunst auf goldenen Zweigen immer näher zu dem Genius sich herunterneigt und die ewige Liebe lächelt. — Es kam die Zeit, wo Schillers Geist diese Erde verlassen und zu lichteren Höhen entrückt werden sollte.

Zu Anfang des Mai 1805 fühlte Schiller sich unwohl, und obgleich die Krankheit nicht gefährlich schien, so war sie doch mit einem heftigen Fieber ver-

bunden. Er trank Selterſerwaſſer, welches eine gute Wirkung zu äußern ſchien; allein die Fieberhitze nahm einige Tage vor ſeinem Tode ſo zu, daß er heftig phantaſirte, und viel von Soldaten und Kriegsgetümmel ſprach, unſtreitig in Bezug auf den Demetrius, woran er vor ſeiner Krankheit, und auch noch in den letzten Tagen während derſelben gearbeitet hatte. Auch rief er mehrere Male den Namen Lichtenberg, in deſſen Schriften er zuletzt geleſen hatte. Andere wollten Leuchtenburg verſtanden haben, weil Schiller, noch kurz vor ſeiner Krankheit geäußert hatte; er wolle eine Luſtreiſe nach dieſem romantiſchen Schloſſe machen.

Den 9. Mai (1805) Morgens trat Bewußtloſigkeit ein. Schiller ſprach irre in unzuſammenhängenden Worten, meiſt Latein. Nachmittags begann der Todeskampf. Als ſeine ſtarke Natur unterlag und Charlotte ſein geſunkenes Haupt in eine bequemere Lage zu bringen ſich bemühte, erkannte er ſie, lächelte ſie an mit verklärtem Blicke und küßte die an ſeinen Mund Sinkende. Da der Kranke ruhig zu ſchlummern ſchien, ſchöpfte Charlotte neue Hoffnung und theilte dies im Nebenzimmer Carolinen mit. Aber gleich darauf trat Rudolph, der treue Diener, ein und meldete das nahe Scheiden des geliebten Herrn. Es waren heftigere Krampfanfälle eingetreten, wie ein elektriſcher Schlag fuhr es über die verklärten Züge hin, das Haupt des Sterbenden ſank zurück, ſeine Seele war entflohen — es war gegen 6 Uhr Abends. Noch den Tag vor ſeinem Tode glaubte weder er noch ſeine Umgebung,

daß er ſterben würde; ſelbſt der Arzt hatte es wohl nicht geglaubt. Als dieſer bei den heftigen zunehmenden Krämpfen gerufen ward, fand er Schillern nicht mehr am Leben.

Die Trauernachricht verſetzte ganz Weimar in mächtige Aufregung, einander Unbekannte, die ſich begegneten, theilten ſie ſich mit ſchmerzlichen Empfindungen mit. Die Menſchen eilten aus den Häuſern auf die Straßen, gruppirten ſich im Park; von Stadt zu Stadt, von Land zu Land verbreitete ſich die Trauerkunde, denn alle edleren Geiſter Deutſchlands fühlten gemeinſam denſelben großen unermeßlichen Verluſt.

Tief erſchütternd, ergreifend wirkten da des Dichters eigne Worte:

„Morgen, ach Du rötheſt eine Todtenflur!
Ach, und Du, o Abendroth umflöteſt ſeinen langen
Schlummer nur.“

(ſ. das Gedicht „der Frühling“.)

Auf Schillers Schreibtiſch fand man nach ſeinem Tod den Monolog der Marfa im Demetrius und dieſe Worte, die ſie an ihren Sohn richtet, ſind wahrſcheinlich die letzten Zeilen, die er auf dieſer Welt geſchrieben:

„Ich habe Nichts als mein Gebet und Flehn;
Beflügelt ſend' ichs zu des Himmels Höhn.
Wie eine Heerſchaar ſend' ich Dir's entgegen.“

Schiller war in voller Schöpferkraft, als der Tod ſeinem Leben ein Ende machte; man konnte noch viel von ihm erwarten, manches lag bereit und war ange-

legt. In ſeinen Papieren fanden ſich verſchiedene Entwürfe zu ſeinen Trauerſpielen und Schauſpielen: Warbeck, die Maltheſer und anderes, vor allem aber Demetrius. Dies letztere Stück war mehr als Plan, der Dichter befand ſich mitten in der Ausführung; beinahe zwei ganze Acte hatte er niedergelegt; er wollte am nächſten Tage fortfahren, wo er ſtehen geblieben war. Schon darum muß dies Stück für alle ſeine Verehrer von ganz beſonderem Intereſſe ſein; nun athmen aber auch die Fragmente eine ſolche Fülle des Schillerſchen Geiſtes, daß man ſie für die nachdrücklichſte Leiſtung, für des Dichters höchſten Flug halten kann, der eben mit dieſem Werk eine ganz neue, ungleich höhere Stufe der Kunſt zu erreichen ſcheint.

„Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er ſprach oft darüber und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Ueberſetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er ſich zu eignen Dichtungen nicht heiter genug fühlte.“

An Wilhelm von Humboldt ſchreibt Schiller, Weimar den 2. April 1805: — „Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerſtreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reiſe nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieſer furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verſchlagen. An Vorſätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich ſchwankte zu lange hin und her und habe mich erſt ſeit einigen

Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis an's Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu sein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben.

In Eckermanns Gesprächen mit Göthe vermissen wir eine speciellere Aeußerung über Schillers Demetrius; desto mehr lesen wir von Göthes eigner Hand, in den Tages- und Jahresheften. „Als ich mich ermannt hatte, blickte ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchsprochen. Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und Anderen für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke vom Wallenstein an zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht, ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel, bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleansschen ähnlich, ausbilden wollte, wie er nach und nach sich in's Engere

zog, die Hauptmomente ſich zuſammenfaßte und hier und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig eingewirkt, das Stück war mir ſo lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unſere Unterhaltung, dem Tode zum Trutz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein perſönliches Zuſammenarbeiten bei der Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihrem Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutſche Theater, für welches wir bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, ſollte, bis zur Herankunft eines friſchen ähnlichen Geiſtes, durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſt ſein. Genug, aller Enthuſiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den

Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina das Begräbniß überdauern ſollte; ſie wendete ſich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit, die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeigt mir, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit ſtill bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unſerem Zuſammenſein das erfreulichſte ſtiften können."

Gewiß iſt es unendlich zu bedauern, daß Göthe, der ſo tief in den Schillerſchen Plan eingeweiht war, der überdieß von der Begeiſterung für ſeinen plötzlich entriſſenen Herzensfreund gehoben wurde, damals und ſpäter den gefaßten Entſchluß der Fortſetzung des Demetrius fallen ließ. Man kann es zugleich unbegreiflich finden und in der That gibt die eben mitgetheilte

13*

Stelle nicht hinreichende Gründe zu erkennen. Es waren schwerlich bloß Hindernisse äußerer Art, sondern die Gründe der Unterlassung sind tiefer in der Götheschen Natur und Kunstart zu suchen. Vielleicht hat es kaum je zwei Dichter eines Zeitalters gegeben, die bei gleicher Höhe doch einen so ungeheuern Abstand, einen so durchgängigen Gegensatz ihres innersten Wesens zeigen. So gut Schiller und Göthe sich verstanden, so trefflich sie sich aushelfen und ergänzen konnten, so wenig vermochte der Eine das Werk des Andern fortzuführen, und dieser Abstand, wie Göthe selbst (bei Eckermann) anerkennt, ist nirgends größer, als auf dem Gebiet der Tragödien.

Am Ende verdanken wir — meint O. F. Gruppe — Schillers Demetrius dem König von Schweden. Dieser suchte dem Dichter für seine Darstellung Gustav Adolphs in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seinen Dank zu bezeugen; er that es mündlich und durch ein Geschenk, einen kostbaren Brillantring, der dem Empfänger, wie wir aus seinen Briefen an von Wolzogen und Körner ersehen, große Freude machte. Schiller bekam jetzt Lust, sich auch anderen hohen Häuptern anzunähern. Er trägt (am 4. Sept. 1803) von Wolzogen auf, der Kaiserin von Rußland die Braut von Messina und den Don Carlos in der neuen Ausgabe zu übergeben; noch mehr wurde er in solchen Bewerbungen unterstützt durch eine Aeußerung Körners, welcher in einem Brief vom 25. Sept. 1803 sagt: „Zu einem anderen Brillantring könntest Du

leicht kommen, wenn Du dem Kaiser Alexander eine Galanterie machtest. Aber die russische Geschichte hat zwar genug gräßliche und traurige Begebenheiten, doch ich wüßte daraus keinen tragischen Stoff vorzuschlagen, besonders keinen solchen, der der Nation zu Ehre gereichte." In der That scheint Schiller von hier ab einen suchenden Blick auf die russische Geschichte geworfen zu haben, und nicht unwahrscheinlich wies eben Warbeck ihm den Weg auf Demetrius, denn zwischen beiden Stoffen besteht eine innere Verwandtschaft, woher denn auch jene obige Verwechselung möglich war. Wir haben in beiden Stücken einen falschen Prätendenten, allein der Unterschied ist der, daß Warbeck der für Richard von York ausgegebene, von Haus aus um die Unterschiebung wußte, während Demetrius anfangs selbst an seine Echtheit glaubt und erst auf einem gewissen Punkt seines Irrthums inne wird. Eben darum ist dies der ungleich gehaltreichere, tragischere Stoff gegen den jener weit zurückfallen muß. Was dem Warbeck an innerer Tiefe fehlt, konnte nur durch von außen herbeigezogene Situationen, durch äußere Mannigfaltigkeit ersetzt werden. Schiller hatte sein Talent bereits an dem Plan dieses Stoffes versucht, als ihm Demetrius ins Auge fiel. Er kam von hier ab ins Schwanken, er war unschlüssig „für welchen von zwei Plänen" er sich entscheiden sollte, und schrieb dann am 10. März 1804 in sein Tagebuch: „Mich zum Demetrius entschlossen" — eine Aeußerung, in welcher enthalten zu sein scheint, daß er nun den sehr ähnlichen

und ſchwächeren Warbeck aufgab, aus welchem wir auch einige Intentionen in den Plänen des Demetrius übertragen finden.

Demetrius würde wahrſcheinlich an Majeſtät und Tiefe alle anderen dramatiſchen Productionen Schillers übertroffen haben. Eine ganz neue Figur darin iſt die Czarin Marfa. Ihr Gram und ihr hervorbrechendes Muttergefühl ſind ſo hinreißend geſchildert, daß dem Dichter das Herz darüber brach. Denn der Monolog der Marfa iſt das Letzte, was Schiller geſchrieben hat, ein theueres Vermächtniß ſeines Genius an die deutſche Nation. Man fand nach Schillers Tod das Manuſcript des Demetrius auf ſeinem Schreibtiſche und die Feder daneben, mit welcher er zuletzt geſchrieben.

So hatte denn der Unvergleichliche ſeine Augen geſchloſſen, die mit der Seligkeit begabt waren, die Welt ſo groß, ſo überreich, ſo farbenprächtig, ſo wonnig zu ſchauen. Wer außer ihm hat ſie ſo geſehen, ſo ſie wiedergeſtrahlt! Durch das Leben iſt er als ein Glückſeliger geſchritten, der Genius, der ſein Inneres durchflammte, geſtaltete ſeine Meiſterwerke zu Offenbarungen der Herrlichkeit menſchlichen Könnens. Neidlos blicken wir zu ihm auf, über ſeiner Größe die Miſère der eignen Kleinheit vergeſſend, und laſſen unſern Geiſt emporziehen zu reineren ewigen Gefilden, wo die Sinne vom Alpdrucke kränkelnder Reflexion befreit ſind und von wo aus das Leben, dasſelbe, das auch in uns pulſirt, ſich uns von ſeinen heiteren, glänzenden und idealen Seiten offenbart.

Es gibt Niemand, sagt Kuno Fischer in seinen berühmten Selbstbekenntnissen Schillers, in dem die Liebe zum Großen, die Neigung zum Erhabenen natürlicher und eben deshalb genialer war, als in unserm Schiller. Diese Liebe hat ihn zum Dichter gemacht und zu diesem Dichter, der er war. Der Zug nach Größe hat ihn gehoben und ist in jedem seiner Worte lebendig geworden, denn jedes trägt den unnachahmlichen Stempel der Größe. Daraus erklärt sich auch das Verhältniß, welches Schiller zu den verschiedenen Lebensaltern einnimmt. Es gibt eine glückliche Zeit der aufbrechenden Jugend, wo der unverdorbene Mensch nicht anders kann als bewundern. Diesem Lebensalter ist Schiller der einzige Dichter, der unwillkürlich sympathische und die angehenden Jünglinge verlieren viel, wenn sie in dieser Zeit diesen Dichter entbehren. Sie können freilich den großen und tiefsinnigen Dichter nicht verstehen, aber für den hinreißenden können sie erglühen und keine Schwärmerei hat einen besseren Inhalt und größere Aussichten.

Schillers Poesie bezeichnet Kuno Fischer ihrer innersten Natur nach als die Selbstoffenbarung, das Selbstbekenntniß des Dichters, der ausspricht, was alle bewegten Gemüther mit ihm, er selbst am mächtigsten empfindet. „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, wie er leidet.“ Bei Schiller geht der Dichter im Künstler auf, der allein die Schönheit sucht, die Schönheit, die dort (in der Ewigkeit) als Wahrheit vor uns stehen wird. Als

claſſiſcher Dichter erhebt und veredelt durch das harmoniſche Maß vollendeter Schönheit Schiller alle ſeine unſterblichen dramatiſchen Geſtaltungen und bewährt ſo in jedem Worte, was ihm ſein großer Freund in die Ewigkeit nachgerufen: „und hinter ihm im weſenloſen Scheine lag, was uns alle bändigt — das Gemeine.“

A. W. v. Schlegel*, jener berühmte gelehrte Dichter, von dem Heinrich Heine ſo erfüllt war, daß er von ihm ſchreibt: je öfter ich zu Schlegel komme, deſto mehr empfinde ich, welch ein großer Kopf er iſt, ſo daß man ſagen kann:

„Unſichtbare Grazien ihn umrauſchen,
um neue Anmuth von ihm zu erlauſchen,“

nennt Schiller, in deſſen vertrautem Umgange in Jena er oft ſeine Gedanken über die Kunſt berichtigt habe, einen tugendhaften Künſtler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte und dem raſtloſen Streben danach ſeine Perſönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und ſelbſt unter vortrefflichen Künſtlern allzuhäufiger Eiferſucht.

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der dumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordringt, bald geduldig ſchmiegt,

* Vgl. meine im Freien Deutſchen Hochſtift gehaltene Feſtrede zu Göthes Geburtstage über die dramatiſche Kunſt auf der deutſchen Bühne. Ich habe ſelbſt den hohen Genuß gehabt, als Bonner Student zu den Zuhörern A. W. v. Schlegels zu gehören.

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.
Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Das bretterne Gerüste nicht verschmäht,
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat reichgehaltig
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

Ueber Schillers letzte Lebenstage, seinen Tod, sein Begräbniß und die allgemeine Trauer über das frühe Hinscheiden des unvergeßlichen Sängers theilt uns Caroline folgendes mit:

„Als ich das letzte Mal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderſches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerstört.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn von Cottas Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden. Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten; auch sah er es am liebsten, wenn

meine Schweſter und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot ſich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit ſeinem treuen Diener Rudolph. Der Demetrius beſchäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieſer Arbeit beklagte er ſehr. Sein Arzt hatte ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starcke hatte immer die Cur geleitet, und dieſer war mit der Großfürſtin in Leipzig. Er ſuchte unſere Aengſtlichkeit deßhalb zu ſtillen, und ſagte uns, daß alle Recepte vollkommen paſſend ſeien, daß er ganz nach Starckes Methode behandelt werde.

Bis zum ſechſten Tage war ſein Kopf ganz frei; er ſelbſt ſchien nicht an die nahe Gefahr zu glauben, und äußerte ſogar, er habe in dieſen Tagen viel über ſeine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die ſeinen Zuſtand verbeſſern müſſe. An Anſtalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht.

Mein Mann war mit der Großfürſtin in Leipzig; Schiller ſehnte ſich ſehr nach ſeiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunſch, ſich gegen ihn über Manches auszuſprechen. Am ſechſten Abend fing er an, oft abgebrochen zu ſprechen, doch nie beſinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte ſich ein Blatt des Freimüthigen in ſein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus,“ ſagte er, „daß ich mit Wahrheit ſagen kann, ich habe es nie geſehen. Gebt mir Märchen und Rittergeſchichten; da liegt doch der Stoff

zu allem Schönen und Großen." Die Contes de Fressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoff zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen." Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied nahm, sagte er zu mir: Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist."

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, still und oft schlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand und sagte: „Immer besser, immer heiterer." Ich fühlte, daß er dieß ganz in Bezug auf seinen innern Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den theuren Lippen vernahm. Er verlangte, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Seine Kinder

verlangte er ſelten zu ſehen. Die jüngſte Tochter, die man ihm noch am achten Morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet.

Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, ſagte, daß er viel geſprochen, meiſt vom Demetrius, aus dem er Scenen recitirte. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren. Der Ewige erhörte ſeine Bitte. Am neunten früh trat Beſinnungsloſigkeit ein; er ſprach nur unzuſammenhängende Worte.

Ein ihm verordnetes Bad ſchien er ungern zu nehmen; doch war er in Allem, was zu ſeiner Wartung geſchehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nöthig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr ſinkenden Kräfte zu heben. Es war ſein letzter Trunk. Seine Bruſtbeklemmungen ſchienen nicht ſehr ſchmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf ſein Kiſſen zurückfiel, ſah er ſich um, ſchien uns aber nicht zu kennen.

Das iſt wohl der zerreißendſte Schmerz für ein Menſchenherz, die ſchöne Harmonie des Geiſtes zerſtört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerriſſen zu ſehen, die Augen, aus denen beſeelende Liebe leuchtete, mit ſtarrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es iſt ein Schmerz, der den Geiſt aus den Banden der Erde löſt und ihn das Ewige zu umfaſſen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu ſtocken. Meine Schweſter Lotte

kniete an seinem Bette, sie sagte, daß er ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße.

Der Arzt verordnete dem schwer Kranken ein Glas Champagner; es war sein letzter Trunk. Unter heftigen Brustbeklemmungen sah er die Seinen mit starrem irrem Blicke an. Etwas später forderte er Naphta; aber die letzte Silbe starb auf seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor. Gleich darauf fuhr es wie ein electrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, die tiefste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

„Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen."

Doktor Herder (Sohn Gottfrieds Herder), der Schillern innig liebte, sagte nach der Section, der er beigewohnt, daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustand der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde.

Nach einer Bekanntmachung vom 10. Mai 1805 wurde „bei der traurigen Stimmung, welche durch das unvermuthete Ableben des allgemein geschätzten und um das Theater so sehr verdienten Herrn Hofraths von Schiller in Weimar, besonders bei dem Personal des fürstlichen Hoftheaters erregt worden, auf Ansuchen

desſelben die Sonnabendsvorſtellung mit gnädigſter Zuſtimmung ausgeſetzt." Wie es heißt, war das „Anſuchen" vorzugsweiſe von der Schauſpielerin Jagemann ausgegangen, die ſich entſchieden weigerte, zu ſpielen. Das Begräbniß fand Sonnabend den 11. Mai Abends ſpät ſtatt. Die Schneiderinnung würde nach damaliger Einrichtung die Leiche zu Grabe getragen haben, wenn nicht der Bürgermeiſter Schwabe Freunde und Verehrer des Dichters verſammelt hätte, um dem allgemein geliebten Verewigten die letzte Ehre zu erweiſen. Außer ihm nahmen daran Theil: Stephan Schütze, Heinrich Voß der Jüngere, der Schauſpieler Jagemann, der Bildhauer Klaun, Hofrath Helwig, Prof. Froviep und Wilhelm von Wolzogen.

Der Sarg wurde im Landſchaftscaſſengewölbe auf dem Jakobifriedhofe in einer großen feuchten Gruft zu zehn anderen beigeſetzt. Es war eine ſchöne Mainacht — erzählt uns Caroline. Nie habe ich einen ſo anhaltenden und volltönenden Nachtigallengeſang gehört, als in ihr.

Als der Sarg vor der Gruft niedergeſtellt wurde, zerriß der Wind den dunkeln Wolkenſchleier; ruhig und klar brach am Horizonte das Licht des Mondes hervor und erhellte den Sarg. Wie dieſer in die Gruft verſenkt war, verfinſterte ſich der Himmel wieder. Der Sarg war mit Schillers Namen bezeichnet.

Den Eindruck von der ergreifenden Beſtattung der ſterblichen Hülle Schillers zur ewigen Ruhe hat in

wahrhaft poetiſcher Weiſe am Anſprechendſten Adolf Schulte wieder gegeben in folgendem Gedicht:

Mondenheller Mainacht Odem, weckt des Friedhofs Flieder-
düfte;
Schauervolles Schweigen lagert rings im heil'gen Reich der
Grüfte;
Sieh! da naht mit ernſtem Schritte eine kleine Männerſchaar,
Und auf ihren Schultern tragen ſie die ſchwarze Todtenbahr.

Dort bei einem friſchen Grabe hält der Zug in ſtummer Trauer,
Und die Träger ſenken nieder ihre Laſt mit heil'gem Schauer,
Setzen leiſe hin die Bahre ſchweigend an des Grabes Rand; —
Ach! ſie fühlen's tief der Todte ſtarb dem ganzen deutſchen
Land!

„Amen! er hat ausgekämpfet! Amen, er hat ausgeſungen!
Ja, der Geiſt des großen Barden hat ſich frei emporgeſchwun-
gen!"
Und ſo ſenken ſie hinunter in die Gruft den engen Sarg
Mit der frühgewelkten Hülle, die die große Seele barg. —

Nun vollendet iſt die Feier, und die finſtre Gruft geſchloſſen,
Friſch genetzt von tauſend Zähren, die aus Freundes Aug' ge-
floſſen.
Trauernd in den Wolken Schleier hüllt ſein Antlitz nun der
Mond,
Dunkel deckt die heilge Stätte, wo der Leib des Edlen wohnt.

Doch wer ſind die Lichtgeſtalten, die aus dunkler Höh' ent-
ſchweben?
Sieh, ſie nahn dem Hügel! wollen ſie die Todtenklag' erheben?
Sollten's wohl der Helden Manen, die ſein Lied gefeiert, ſein?
Ja, ſie ſind's! herabgeſtiegen aus der Himmliſchen Verein.

... sie kommen alle, den Tribut ihm darzubringen!
... die Heldenjungfrau, hoch ihr weißes Banner schwingen!
... ragt sie auf dem Hügel, im Gewande sonnenhell. —
... der hohe Mann zu ihrer Rechten ist der freie Tell!

Friedland auch, der seiner Pläne Ziele fand im Friedenslande.
Naht, das stolze Knie zu beugen an des Bardengrabes Rande.
Von dem Haupte nimmt die blut'ge Krone Schottlands Königin,
Legt sie trauernd zu den Füßen des entschlaf'nen Sängers hin. —

Monderhellter Mainacht-Odem, weckt des Friedhofs Flieder-düfte,
Schauervolles Schweigen lagert wieder rings im Reich der Grüfte.
Ach! um ihn, der dort nun ruhet, trägt sein Volk ein tiefes Leid, —
Seines Namens Ruhm verhallet nimmer im Gewirr der Zeit!

Als ein neuer Friedhof in Weimar angelegt wurde, bot die Stadt einen Platz für des Dichters sterbliche Hülle an. Beim Oeffnen der Gruft und des Sargs zeigte sich eine große Zerstörung; doch fanden geschickte Aerzte und Anatomen die Gebeine zusammen und der Schädel sollte auf der fürstlichen Bibliothek verwahrt werden. König Ludwig I. von Baiern bewog den Großherzog, diese Idee aufzugeben, und setzte es durch, daß Schädel und Gebeine wieder vereinigt und beides (1827) in der Fürstengruft beigesetzt würde, wo nun Carl August zwischen Schiller und Göthe ruht.

„Carl August ruht darinnen,
Zu Göthe's rechter Hand
Und zu des Fürsten linker
Hat Schiller sich gewandt.
So liegt der Fürst inmitten,
Zwei Geistesfürsten umher,
In ihrem Bund der Dritte,
Solche Fürstengruft gibt's nicht mehr."

Ueberall wurde das Todesfest des dahingegangenen Unvergleichlichen würdig gefeiert. Dannecker's kolossale Büste Schiller's aus cararischem Marmor zierte als des Bildhauers theuerstes Besitzthum stets sein Atelier.

In Weimar ward am Sonntagnachmittage nach Schillers Tod in der Kirchhofskirche Mozarts Requiem von der Kapelle aufgeführt, Generalsuperintendent Voigt hielt die Rede. Schillers Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede und bewegte die Herzen der Anwesenden mehr, als alle Worte. „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen", fragte die vierjährige Caroline jenen am Sonntag, „hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? hat er den Papa freundlich aufgenommen?" Nicht lange hernach nahm Heinrich Voß die Kinder, ging mit ihnen spazieren, zeigte ihnen die Wolkengebilde, und ihre Phantasie sah Dörfer und Städte. „Da sehe ich ein großes Schloß!" rief Ernst. Caroline sah die Wolke lang an. „Ja!" rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott, aber Papa wohnt mit darin."

Zu dem deutschen Volk aber sprach Göthe: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem

Geiſt ihres Vaters wird ſie leiten; ſie ſind Ihnen empfohlen."

Erſchütternd wirkte die Nachricht von dem Tode ſeines Lieblings auf das deutſche Volk.

Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit Allem, was wir ſchätzen, eng verwandt;
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben,
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!

Und ſo iſt es geweſen und ſo iſt es noch! In dem Herzen des deutſchen Volks ſteht feſt gegründet die bleiche, gebeugte Dichtergeſtalt mit den wallenden Locken und dem tiefergreifenden Auge. Sein hundertjähriger Geburtstag am 10. November 1859 wurde überall in Deutſchland und wo ſonſt Deutſche wohnen, als ein noch nicht da geweſenes einheitliches Volksfeſt gefeiert.

Des deutſchen Volkes Verehrung für Schiller und ſein Einfluß auf dasſelbe ſind darum ſo unermeßlich und unvergänglich, weil keiner unſerer Dichter gleich ihm in ſtetem Ringen und Kämpfen mit ſich ſelbſt und der Außenwelt von den erſten gewaltig fortreißenden Schöpfungen überſprudelnder, oft ungeregelter Jugendkraft zu der vollendetſten Ruhe dichteriſcher und ſittlicher Vollkommenheit ſich hindurch gearbeitet hat. Von keinem unſerer Dichter hat unſere Nation ſoviel empfangen, als von Schiller, keiner iſt in dem Grade ihr Eigenthum geworden, wie er. Denker und Dichter, Sänger der Freiheit und der ſtrengſten Sittlichkeit zugleich, entſprach er wie keiner den edelſten Richtungen ihres Weſens.

Schiller hat in dem deutſchen Drama das Höchſte, das Großartigſte geleiſtet und das, was der große Reformator Leſſing in ſeiner „Minna von Barnhelm“ anbahnte, das National-Drama, zur Vollendung geführt. Seine Dramen ſind von der Glut und Fülle ewiger unvergänglicher Ideen beſeelt und zeugen von einem Adel der Geſinnung, wie wir ihn in ſolcher Erhabenheit bei keinem andern Dichter antreffen. Schillers genialer Geiſt

„legt das Große in das Leben
und er ſucht es nicht darin,“

als ein hell ſtrahlender Stern ſteht Schillers Genius da, der nie unter den Horizont tritt.

Elftes Kapitel.

Sehr ſchön hat nach des Dichters Heimgang Frau Griesbach geſagt: „Die Meiſten denken ſich den großen Mann, wir beweinen den guten.“ Gerade in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte ſich der Adel ſeiner Natur zur höchſten Humanität und Liebenswürdigkeit herausgebildet und wie der Dichter Bewunderung erregte, ſo erregte der Mann Zuneigung, wohin er trat. „Schiller ſcheint mir ein ſehr edler Menſch“, ſchrieb Voß der Vater im Dezember 1802 an Esmarch, nachdem er den Dichter näher kennen gelernt hatte. Es iſt uns bezeugt, daß noch 25 Jahre nach ſeinem Tode ſchlichte Bürger von Weimar von ihm, dem Menſchen redeten. Göthe ſchrieb (1830) an Zelter: „Schillern war die Chriſtustendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln“ und

so äußerte er 2 Jahre früher (1828) gegen Eckermann: „Schiller erschien immer im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur, er war so groß am Theetische, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde."

Tieferschüttert schreibt Wilhelm von Humboldt aus Rom an Friedrich August Wolf. „Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem edlen und sanften Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehen, als seine Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen es gewiß gleich stark mit mir. Humboldt."

„Schillers Tod" — schreibt Dannecker an Caroline — „hat mich sehr niedergedrückt. Im ersten Moment, wo Capellmeister Granz die furchtbare Nachricht hierher nach Stuttgart brachte, konnte ich kein Wort vorbringen, es erstickte in mir. Ach Gott, das ist hart! Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen. Der göttliche Mann steht immer vor meinen Augen, ich will ihn lebendig machen, Schiller muß colossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose. Die Büste muß in Schillers Familie kommen. Der König

war neulich in meinem Atelier. Wie er Schiller so groß sah, sagte er: „Potz tausend, so groß? Aber warum so groß?“ „Schiller muß so groß sein, Majestät“, — erwiderte ich — „der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen.“ „Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein“, sagte unser König. „Ja, Majestät, von Jugend auf; täglich beschäftige ich mich mit ihm und arbeite an der colossalen Büste, sie kostet Mühe, es freut mich aber sehr, weil das Bild colossal einen unbegreiflichen Eindruck machen wird.“

Welchen Eindruck die Todesnachricht in Berlin auf die Königin Louise machte, zeigt der nachstehende Brief Hufelands an Charlotte:

„Verehrteste Frau Hofräthin.

Mit tiefer Wehmuth schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Theil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen! — Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiß der Gedanke, daß so viel Tausende mit Ihnen um ihn weinen, und daß sein Andenken in dem Herzen so vieler Tausende fortlebt, und sein Geist unter uns bleibt.

Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Auf-

heiterung beitragen zu können. Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben. Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihrem wohlwollenden Andenken. —

Gott erhalte Ihre Gesundheit zum Trost Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde.

Mit innigster Hochschätzung der Ihrige

Dr. Hufeland."

Besonders erfreut wurde Charlotte durch die bei Gelegenheit der in Berlin am 9. Mai 1805 veranstalteten Feier ihr von dort zugesandten Medaillen, welche Iffland dem folgenden Briefe beifügte: „Der Herr Geheimerath Delbrück, Erzieher des Kronprinzen und des jungen Prinzen Wilhelm*, Königliche Hoheit, hat bei der Einnahme von Seiten S. Hoheit des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm, für Ihren ersten und zweiten Sohn sie mir gesendet. — —

Eben überschickt mir die Gouvernante Fräulein von Wildermeth, von Seiten der Prinzessin Charlotte (der nachherigen Kaiserin von Rußland, Gemahlin von Nicolaus I.), die dritte Medaille für Ihre Tochter. Ich lege Ihnen den Brief des Herrn Geheimeraths

* Seine Majestät der Deutsche Kaiser Wilhelm I., König von Preußen.

Delbrück und des Fräuleins von Wildermeth als Dokumente bei, welche dazu gehören.

Mit inniger Verehrung der Ihrige

Iffland."

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Director!

Den Inhalt Ihres Schreibens vom 6. d. M., mir werth als Beweis ehrenden Zutrauens, habe ich des Kronprinzen* und deſſen Königl. Bruders, des Prinzen Wilhelm, Königl. Hoheit**, welcher gleichfalls meiner Aufſicht anvertraut iſt, heute früh mitzutheilen einen ſchicklichen Augenblick gefunden. Beide Königl. Prinzen erinnern ſich lebhaft und gerührt der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Verewigten, deſſen Gedächtniß wir morgen feiern werden, und mit Theilnehmung ſeiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals ſahen. Sie würden ſich glücklich ſchätzen, wenn Sie Höchſtihre Geſinnungen ſo thätig beweiſen könnten, als Sie den Wunſch dazu hegen. Indeß der Beitrag hat durch die Art, wie er beſchloſſen wurde, ſeinen Werth. Jeder überſchickt Ihnen anliegend eine goldene Denkmünze, der Kronprinz für den älteſten, Prinz Wilhelm für den zweiten Sohn des Verewigten, wobei es jedoch ganz Euer Wohlgeboren überlaſſen bleibt, ob Sie die Münzen in natura oder deren Werth überſchicken wollen. Zugleich füge ich für meine Perſon einen Louisdor bei,

* Später König Friedrich Wilhelm IV.
** Kaiſer und König Wilhelm I.

mit der ergebenſten Anfrage, ob ich für zwei Freunde zwei Billets dafür erhalten kann? Mit vollkommenſter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Berlin, d. 8. Mai 1806.

ergebenſter Diener
Friedrich Delbrück."

An Schillers Schweſter Luiſe ſchreibt Charlotte: „Was wir eigentlich verloren haben, fühlt Niemand als wir, ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rath und That ſich gezeigt hätte und ſeinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, ſo liebte er auch ſeine Kinder wieder! — Aber unter uns Allen verlor Niemand ſo viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; dieſen treuen Antheil an meinem Weſen, wie die höhere geiſtige Exiſtenz, deren ich durch ſeinen Umgang theilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde erſetzen, und ſollte es auch nicht, wenn es möglich wäre; denn dieſes Weſen, das vielleicht in Jahrtauſenden nicht wieder ſo erſcheint, muß auch einzig geliebt ſein.

Mein Troſt, meine Kinder ſeiner würdig zu bilden, iſt noch der einzige, den ich haben kann auf dieſer Welt; ſie allein halten mich noch am Leben, ich kann ſonſt nur im Grabe wieder Ruhe finden. Sein Geiſt iſt um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild,

wie ich leben ſoll, denn er, mit dem unendlichen Leiden ſeines Körpers, vergaß in der Nähe ſeiner Geliebten ſich ſelbſt und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit ſeiner Lage, ſeinen Umgebungen, ſah das Leben immer mehr aus einem höheren Geſichtspunkt an. —

Liebe, gute Luiſe: Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß ſein Leben, hätte es auch gefriſtet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Verſiechung ſeines hohen Geiſtes hätte dauern können. Alles war in ihm zerſtört, ſeit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, ſo daß G. R. Starcke, wie er jetzt ſelbſt geſtand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er ſich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn ſchon öfter ſo krank geſehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich ſeit der Zeit über jeden Beweis ſeiner Kräfte, ach Gott! und umſonſt! Huſten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er ſeit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal dieſen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage! Er war viel ruhiger als ſonſt, nahm Theil, ſo lange er konnte, an unſern Geſprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienſtag bis Donnerſtag phantaſirte er beinahe immer, wollte nichts eſſen und wenig trinken; in den erſten Tagen brach er Alles von ſich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er ſich baden müſſe; er that es, und das erſte Bad bekam ihm ſo

gut, daß er ſagte, er habe nun völliges Vertrauen zu ſich und wüßte nun, wie er ſich behandeln müſſe in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig ſchreiben, daß er beſſer ſei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiſte, meine Schweſter ſollte es Wolzogen ſchreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dieß war Montags; von Montag Nacht ſchlief er wenig mehr; Dienſtag und Mittwoch phantaſirte er noch viel. Aber Ernſt und Emilie ließ er kommen, freute ſich über die Kleinen; kurz, wenn er ſich ſeiner bewußt war, war er liebevoll freundlich.

Meine Geſundheit beunruhigte ihn ſchon lange; weil ich beſtändig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Huſten nehmen in ſeiner Gegenwart, und er ſprach auch mit dem Arzte über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieſes Monats mit meiner Mutter und Carl und Ernſt hin.) Ach Gott, warum iſt er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mehr mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und ſagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch ſo ſehr phantaſirte, verlangte auch oft nach meiner Schweſter, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er ſich ſelbſt fühlte, fühlten wir ſeine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtſein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, ſo heiter himmliſch.

Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dieß war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich. Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Muth verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut;" (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück), aber ach! nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen.

Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! — Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe werth war, denn sie sind sein theures Erbtheil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Constitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz

freier Bewegung des Körpers war gewiß der erſte Grund zu unſeres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in ſeiner Jugend zu wenig auf ſich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber ſo gewaltſam curirte, war es der zweite ſchlimme Einfluß auf ſeinen Körper. Bei meinem Leiden iſt mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Troſt, denn ich ſuchte mit Allem, was in meinen menſchlichen Kräften ſtand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig ſein können. Ich habe ſeinen Geiſt, ſeine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht ſo lange der Welt geblieben.

Dieſer ſchöne Zweck des Lebens iſt nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verluſt einfällt. — Wenn wir an ſein Leben denken, liebe Luiſe, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird, als eine ganze Generation von Menſchen, ſo ſollten wir nicht klagen über ſeine Thätigkeit des Geiſtes. Er war nicht wie andere Menſchen, die ſich mühſam anſtrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, ſo ward es ihm leicht, und er war am glücklichſten in dieſem Moment! Ich ſuchte nur die ängſtlichen Vorſtellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rückſichten, daß ſein Geiſt nicht ſollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich dieſem Geiſt keine Feſſeln anlegen könne, und ſuchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen

durch Störung ſeiner Wirkſamkeit. Ich hätte jedes Schickſal mit ihm getheilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir ſagen.

Andere, die ſeinem Geiſt nicht ſo nahe lebten, hielten das, was der Erguß ſeines Weſens war, für künſtliche, gefährliche Anſpannung. Er hat lange nur noch durch ſeinen Geiſt gelebt, ſo zeigte es ſich leider, wie Alle ſagen. —

Welchen Antheil, welche Liebe er hatte, werden Dir die öffentlichen Nachrichten ſagen; ich leſe nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. Aber, als meiner lieben Schweſter, muß ich Dir etwas ſagen, das Dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienſte unſeres Geliebten aufrichtet: „Daß die Großfürſtin, die hieſige Erbprinzeß, mir gleich in den erſten Tagen die Verſicherung gab, daß Carl und Ernſt ihr gehörten; ſie ſorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigſtes Jahr und behält ſich noch vor, ſie auch anzuſtellen. Sie hat es auf eine ſo edle, feine Weiſe mir geſchrieben, daß ich auch mit Feinheit dieſe That behandeln muß. Alſo ſage ich es nicht, und Du und Dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorſichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geſchrieben, ehe ſie noch dieſes für die Söhne entſchied, daß ich mich bei Allem, was mir begegnen könnte, an ſie zuerſt wenden ſolle, weil ſie Schiller geſchätzt hätte und herzlichen Antheil an mir nähme. Ach hätte dieſes unſer Geliebter noch wiſſen können!

Jetzt nimmt er auf dieſe menſchliche Weiſe nicht mehr Theil an den Ereigniſſen; wenn ich aber nun Manches möglich machen kann, was ich ſonſt nicht konnte für die guten Kinder, ſo will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürſtin aber auch ſich nicht ſo edel bezeugt hätte, ſo hätte ſie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Antheil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte ſo herzlich, innig an meinem Hals, als hätte ſie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmuth anſprechen. Die Vorſehung hat Schillers Unternehmungen geſegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu laſſen, daß ſie doch nicht einſt abhängig werden, und im Nothfall, wenn ſie ſich einſchränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Muth, ſo werde ich Alles anwenden, um dieß zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta* hat ſich auch als ein theilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, iſt rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schweſter ſind, kann ich nicht ausſprechen; von meiner Schweſter er-

* Charlotte empfing von Cotta weit mehr, als ſie nur entfernt zu hoffen wagte. Aus dem „Honorar-Conto für Charlotte von Schiller" im Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta, S. 690 erfährt man, daß Cotta von 1812 bis 1825 an Schiller's Witwe 30,000 Thaler gezahlt hat. Nach ihrem Tode empfingen Schiller's Erben in den darauf folgenden 25 Jahren 70,000 Thaler und für den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe weitere 4000 Thaler.

Lebens, wo ſeine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühle ſeiner Krankheit ſich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, ſein Herz an dem unſchuldigen Leben ſeiner Kinder ſich erfreute, war er ganz anders, als in der Zeit, wo Sie mit ihm lebten. Dieſe Liebe, dieſe Freude an den lieben Geſchöpfen, dieſe Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg.

Wie mir nun iſt, welche Oede, welche Dunkelheit in mir, kann ich nur andeuten. Wenn man gerade die Epoche des Lebens, wo man ſelbſt zum Leben reifer wird, mit einem ſolchen Geiſte fortſchreitet, durch ſeinen Blick die Welt und Gegenſtände beleuchtet ſah, wie ſchrecklich iſt nun dieſe Leere! Im gewöhnlichen Leben, das ich ihm ſo leicht wie möglich zu machen ſuchte, vermiſſe ich ſeine Gegenwart, ſeinen belebenden Muth wohl ſchmerzlich, aber noch tiefer, inniger, ſchmerzlicher in den Momenten, wo ich mein beſſeres Weſen aufſuchen möchte, wo mir das Licht ſeines Geiſtes fehlt. Ach, da iſt's, als wäre ich in die ewige Nacht verſtoßen, und die Welt iſt mir ſchrecklich. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurecht zu legen, wie Niemand. — Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eignen Wege gewann. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz, als er mir. Er freute ſich, wenn

ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter aneinander knüpfte.

Nur zu Ihnen, lieber Freund, ſonſt zu keinem Menſchen, würde ich ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich Unerſetzliches verlor, daß ich alle höhern Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schillers Beiſpiel zu ſtärken verſtand.“ Aehnliche Aeußerungen enthalten mehrere von Charlottens damaligen, bald nach Schillers Tode geſchriebenen Briefe. Man ſieht, wie ſie, um ihre Kinder inniger an ſich zu feſſeln, mit Selbſtüberwindung eine ruhige Außenſeite zeigt, während nach ihren eigenen Worten „die Schmerzen der tiefſten, innigſten Sehnſucht ihr Herz zerreißen.“

„Zuweilen“, äußert ſie unter Anderm, „erhebe ich mich über die Gegenwart, die mir oft freundlich winkt. Wenn ſolche Kräfte aus der ſichtbaren Welt uns entzogen werden, fühlen wir inniger eine höhere, beſſere Welt, und ſtreben nach der Vollkommenheit, um geiſtig immer höher und edler zu werden, um das, was wir liebten, wieder zu finden.“ Mitunter ſchildert Charlotte in ihren Briefen die unendliche Traurigkeit, die ſie fühle, wenn ſie ſich in einer Geſellſchaft befinde, wo keine geiſtige Kraft zur Sprache komme; und doch

könne sie sich solchen Gesellschaften nicht ganz entziehen.

„Jetzt gewöhne ich mich aber auch", schreibt sie, „mit Fassung zu erscheinen. Ich übe Kräfte aus, die ich nicht in mir suchte. Schiller kann nicht ganz von mir getrennt sein, er weiß von mir; dieses Bewußtsein ist mir heilig. Ich hoffe, ich zeige mich seiner nicht unwürdig. Meine Sehnsucht nach der Einsamkeit ist aber oft grenzenlos. Ich begreife, wie man Klöster stiften konnte, wie man sich in Einsiedeleien verbarg, wenn man das Glück seines Lebens verlor. In dem Andenken an das, was man liebt, in den stillen, einförmig wiederkehrenden Geschäften des Tages findet man eine beruhigende Kraft. Hätte ich nicht das Gefühl in mir, daß ich um meiner Kinder willen Verbindungen in der Welt suchen müßte, ich könnte in einer Wüste wohnen."

Durch Beschäftigung suchte sie ihren Geist von den trüben Gedanken, die sie selten verließen, abzulenken. Ungefähr einen Monat nach ihrer Rückkehr aus Brückenau, schrieb sie den 21. August 1805. „Ich habe einen großen Cursus vollendet und bilde mir ein, recht viel gelernt zu haben. Gall's Vorlesungen haben mich lebhaft interessirt. Seine eigene Natur ist sehr genial, seine Theorie trägt er mit Innigkeit und Ueberzeugung vor, und mit Geist und Fertigkeit. Sein Vortrag ist klar und natürlich. Seine Art und Weise der Zergliederung des Gehirns ist mir sehr bedeutend; sie ist ganz neu und einzig. Seine

Lehre von den Organen, seine Ideen über den Sitz der Fähigkeiten in denselben kann ich noch nicht für so wahr halten, ob sie gleich sehr sinnreich ist. Wäre es so, so wären vorzüglich für die Rechtswissenschaft große Resultate daraus zu ziehen, weil so viele Verbrechen aus Krankheiten entstehen, und aus dem Uebergewicht der Kraft in einzelnen Organen, deren Fähigkeiten mehr ausgebreitet worden, die Hauptneigungen entstehen. Gall sagt zwar, daß die Moralität jede Hauptneigung unterdrücken kann, und uns dazu auch gegeben ist, aber auch die Moralität wird unterdrückt. Er leitet auch viele Verbrechen aus Wahnsinn her. Eine seiner Lieblingsideen, die mir aber nicht recht an's Herz geht, ist, daß er meint, man müsse die Verbrechen mehr körperlich strafen, weil aus Furcht vor der Strafe manche Besserung entstehe. Er hält die Lebensweise der Verbrecher in den Gefängnissen für nachtheilig für die Moralität, und glaubt, daß sie dadurch noch schlimmer würden. Diese Frage mögen Juristen entscheiden. In der Zeitung für die elegante Welt, wovon ich nur die ersten Blätter über Galls Vorlesungen sah, hat man ihn sehr gut verstanden und seine Ideen gefaßt.

Es werden viele Schriften über ihn erscheinen. Daß er kein Organ für die Poesie auffindet, ist mir lieb, denn mir dünkt, es sei der Funke, der vom Himmel herabkommt, und durch nichts Sichtbares gedeutet werden kann. Ueberhaupt kommt es einem tröstend vor, daß man keine Deutung geben kann für das

höhere Geiſtige. Man kann nur ahnen und meinen. Es iſt der ſicherſte Leitfaden, an den man den Glauben an eine höhere Exiſtenz knüpft, wenn ſich keine Reſultate zeigen und man den Geiſt nicht haſchen kann."

Mehrere Stellen in ihren damaligen Briefen zeigen, daß Charlotte nicht nur in dem ſich ihr immer wieder erneuernden Andenken Schillers, ſondern auch in ſeinen Ideen und Werken lebte. In ſeinem Gedicht: Die Worte des Wahns, äußerte ſie, habe ſie oft Beruhigung gefunden und ſich mit der Welt ausgeſöhnt.

Ihre Söhne Carl und Ernſt begleiteten ſie auf einer Reiſe, die ſie, um ſich zu zerſtreuen, nach Schwaben unternahm.

„Mit Niemand", — ſchreibt ſie an Chriſtophine — „ſpreche ich über die letzten Momente unſeres Geliebten, als mit Menſchen, die ich kenne, die meine alten Freunde ſind. Verſprecht es mir auch, meine Freunde. Ich möchte Schillers Andenken rein in uns allein erhalten. Ueber ihn ſchreiben werden Tauſende vielleicht, aber was er war, was er uns, was er mir war, fühlt Niemand. Es iſt mir ſelbſt auch gleichgültig, denn ich leſe gewiß nichts von dieſen ſchreibſeligen Menſchen. Aber die letzten Momente meines Geliebten haben mich mit einer ſolchen Ehrfurcht erfüllt, daß ich auch möchte, es ſpräche Niemand über ihn — ſeine Werke ſprechen für ihn, und kein lebender Menſch kann etwas ſagen, das ſich der Mühe lohnte. —

Es iſt der größte Beweis Eurer Liebe zu Schiller,

wenn ihr dieſe Bitte erfüllt. Auch von ſeinen frühern Lebensumſtänden erzähle Nichts, liebe Schweſter.

Aber ſetze ſie auf, bitte ich Dich, die kleinſten Züge, die Du Dir entſinnſt, denn ſeiner Familie, ſeinen Kindern wird es ein heiliges Andenken ſein.

Dieſes muß ich Dir noch erzählen, wie ſchön das Gebet unſres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: „Du von oben herab bewahre mich vor langem Leiden!“ Dies Gebet iſt ſchön erfüllt worden und gibt mir neuen Muth und Vertrauen, daß auch für mich die Vorſehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.

So leicht und ſchnell, wie ſein Geiſt rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns gerufen. Eine lange tödtliche Krankheit hätte ſeinen Geiſt tief gebeugt und der Anblick unſeres Schmerzes.

Meine eigne Geſundheit iſt ſchwach, in den letzten Tagen war immer Schiller mit mir beſchäftigt; meine gute Mutter wollte mich bereden, ich ſollte mit ihr nach Pyrmont gehen, weil ſie mich ſo kränklich fand dieſen Winter, aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es ſei mir zu ſtark; wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit. Jetzt gehen wir gegen den 22. hin, meine Mutter nimmt mich und die zwei Knaben mit, die auch baden ſollen; ich glaube auch, daß es ihnen gut iſt, daß ſie ihre Conſtitution ſtärken. Bei der Rückreiſe denke ich gewiß, daß wir über Meiningen kommen, und daß ich

Euch beſuche. — Jetzt würde es mir noch zu ſchmerzlich ſein. Ach wir können uns leider keinen Troſt geben und müſſen uns der Nothwendigkeit fügen. Heftige Ausbrüche meines Schmerzes, fürchte ich, würden mir jetzt ſehr nachtheilig ſein; wenn ich ſo ſtill fort lebe und für meine Kinder thätig bin, und in Schillers Andenken, in ſeinem Geiſt lebe, ſo ertrage ich einen Tag nach dem andern. Aber jeder neue harte Stoß gräbt die Wunde ſchmerzlicher, und ich muß Faſſung für das Leben mir ſuchen, muß ſie erſt erwerben lernen." —

An ihren Freund Fiſchenich ſchreibt Charlotte weiter: „Ihren Brief, lieber Freund, habe ich heute erhalten; er hat meinem Herzen wohlgethan, denn Sie haben ſehr Recht, daß mit Tröſtungen der Schmerz nicht gelindert wird. Eine Sammlung des Gemüths, ein Blick in die Vergangenheit iſt's allein, was mich, nicht tröſten, aber ruhiger machen kann. Sie können mir nur durch Ihre Thränen, Ihre Klagen wohlthun.

Ach wenn Schiller noch Antheil an mir nimmt, den er ſtets nahm, wenn er auf eine ſolche Art mein Leben fühlt, wie es Menſchen fühlen, muß er über das Schickſal, über die Nothwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und doch muß, ſo lange es das Schickſal gebietet. Ich kann Momente haben, wo ich ruhig, ſogar heiter bin; ich lebe in der Liebe meiner Kinder, und beſtrebe mich, meiner Mutter nicht das Leben durch meinen bleibenden Schmerz zu trüben.

Ich muß um meiner Kinder willen noch in der Welt leben, muß Verhältnisse aufsuchen für sie.

Ein Mensch, der sich nicht überwinden kann, ist ein trauriges Mitglied der Gesellschaft und die Menschen fliehen ihn. — Ich habe Ihnen viel gesagt, lieber Sohn*! Jetzt kommt man und will meinen Brief holen. Wir kommen nicht nach Frankfurt; es es ist zu theuer hier in Brückenau, es ist das theuerste Bad. So lange als es unsere Gesundheit fordert, müssen wir hier bleiben; den 16. oder ein paar Tage später sind wir fertig, zu weitern Reisen aber können wir alsdann nicht kommen. — Wenn es Ihnen möglich wäre, zu reisen, und Sie dächten, bis Frankfurt zu kommen, so wäre es noch besser, Sie kämen hierher. Es ist zwölf Meilen von Frankfurt noch; und ich weiß, wenn's Ihre Arrangements erlaubten, so kommen Sie eben so gut hierher. Sehen könnten wir uns und genießen am besten in dieser Einsamkeit, denn wir leben ganz isolirt; es sind auch nicht mehr als zwanzig Menschen hier. — Sie sähen Ihre Brüder, die ich Ihrer Liebe empfehlen möchte.

Ich glaube, Sie thun, was Ihrer Freundschaft möglich ist. Aber Sie müssen auch nichts Reelles aufopfern.

* „Obwohl" — sagt uns hier erläuternd Prof. Hennes in seinem Büchlein „Andenken an Bartholomäus Fischenich" — „Charlotte kaum zwei Jahre älter war, als ihr Freund Fischenich, so ist er doch immer ihr „lieber Sohn", wie sie ihn späterhin, wo sie so glücklich ist, ihre beiden Söhne Carl und Ernst zu haben, von seinen „jüngeren Brüdern" spricht — nach der Weise der Frauen, die sich in ihrer Freundschaft und in ihrem Wohlwollen, so gern ein mütterliches Ansehn geben, selbst über Männer, die gar nicht oder nur wenig älter sind, wie sie selbst."

Schreiben Sie mir gleich nach Empfang dieſes Briefs, nur ein Wort, damit ich nicht vergeblich warte.

Bleiben Sie geſund und ſeien Sie glücklich, und glauben Sie ja nicht, daß ich es übel nähme, wenn Sie nicht kommen. Wenn es Ihnen möglich wäre, ſo würde es mich freuen. Seien Sie herzlich gegrüßt. Meine Mutter grüßt Sie ſchön."

In ſehr trüber Stimmung ſchrieb Charlotte (den 14. Dezember 1805): „Von Außen wie von Innen fehlt mir die Freude. Der Herbſt war mir ungünſtig, und die traurige Witterung konnte einem Herzen, das gebeugt iſt, keine Freude geben. Der Monat November war der Geburtstag unſeres verewigten Freundes! — Auch ich bin dieſen Monat geboren. Jetzt ſehe ich mich ſchaudernd um, und fühle in ſolchen periodiſchen Erinnerungen meines Glückes doppelt ſchmerzlich, daß ich allein in der Welt bin. Noch manche ſchmerzliche Stunde ſteht mir bevor.

Der Chriſtabend und das neue Jahr werden mir viele Thränen entlocken. Da war ich ſonſt immer ſo glücklich! Die bangen Nächte des Winters, die freudloſe Natur, dies Alles macht meinen Schmerz nur wieder aufs Neue rege."

Charlotte ſammelte mit Sorgfalt alle Characterzüge Schillers, beſonders ſeine eigenen Bemerkungen darüber. „In meiner Jugend" — ſagt Schiller von ſich ſelbſt — „bin ich ein komiſcher Menſch geweſen. Brauſen und Toſen beſtürmte und exaltirte mein Temperament.

Ebenſo ſind die Räuber. Was haben nicht Theologen und trockene Moraliſten gegen die Räuber gewüthet! Die Nachwelt ſoll richten, ich ändere nichts an den Räubern! Es gab eine Zeit, in der Unverträglichkeit mit den Menſchen ein Hauptzug meines Characters war. Nicht als wenn ich ihnen dieſe Unverträglichkeit in der That bewieſen hätte, nein, es war ein leiſes ſtilles Mißfallen an Allem, was Menſchen unternahmen. Ich weiß wohl, woher es kam — ich fühlte mich in jener Zeit nicht in dem Wirkungskreis zu dem ich mich beſtimmt glaubte. Meine liebe ſanfte gute Frau trug ſehr viel zu meiner Ausſöhnung mit der Welt bei. Wäre ich zu jener Zeit nicht mit ihr bekannt und vertraut geworden, ich wäre, glaube ich ſicher, in einen Miſanthropen verwandelt worden."

Wie fein, wie tief, wie pſychologiſch richtig der große Dichter dachte und urtheilte, wie Alles, was er ſprach, ungewöhnlich anzog und gefiel, ergibt ſich aus ſeiner nachſtehenden Betrachtung über den Schlaf, dieſen wichtigſten Factor für die Erhaltung des menſchlichen Lebens: „Unter dem Schlaf ordnen ſich die Lebensgeiſter wieder in jenes heilſame Gleichgewicht, das die Fortſetzung unſeres Daſeins ſo ſehr verlangt. Alle überſpannten Thätigkeiten, die uns den Tag gepeinigt haben, werden in der allgemeinen Erſchlaffung des Senſoriums aufgelöſt und die Harmonie der Seelenwirkungen wird wieder hergeſtellt. Der Schlaf verſiegelt gleichſam das Auge des Kummers, nimmt den Fürſten und Staatsmann die ſchwere Bürde der Re-

gierung ab, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrissene Seele. Auch der Tagelöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menschen. Alle Sorgen und Lasten der Geschöpfe begräbt der Schlaf, setzt Alles in's Gleichgewicht, und rüstet Jeden mit neugeborenen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen."

Man hat irrigerweise Schillern den Glauben an einen lebendigen Gott abgesprochen und ihn für einen Freigeist erklärt. Nichts verkehrter, als das! Wären doch manche, die sich zu den s. g. Frommen zählen, aber von einer wahren Frömmigkeit in ihrem Leben und Wandel wahrlich keine Beweise geben, unserm großen Dichter nur entfernt ähnlich, dessen Character und Leben so sittenrein gewesen, daß kein unparteiisches Auge einen Schatten daran zu entdecken vermag — wie könnten sie sich freuen!

Wie groß, wie erhaben steht Schillers religiöse Gesinnung da in seinen eignen Selbstbekenntnissen über seine Räuber:

„Die Räuber sind das Gemälde einer verirrten großen Seele, ausgerüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben Karl's Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. Groß und majestätisch

im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, zurückgeführt zum Vortrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken und geſprengt ſehen in ſeinen eigenen Minen — einen allzuſchwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue und Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine vor unſerer Bühne, und ſchaudere, und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen; der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zum Werkzeug ihrer Abſichten und Gerichte braucht, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

Das Laſter wird in meinem Schauſpiel mit ſeinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es löſt in Franz Moor all' die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkeletiſirt die richtende Empfindung, und ſcherzt die ernſthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht

hat, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr, dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts, beide Welten sind nichts in seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Mißmenschen dieser Art ein treffendes, lebendiges Conterfei hinzuwerfen, die vollständige Mechanik seines Lastersystems auseinander zu gliedern und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Nächst an diesem steht ein Anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit setzen möchte, ein Geist, den das äußerste Laster nur reizt um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft, die es erheischt, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger, wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft nach der Richtung, die diese bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Unglückliche Conjuncturen entscheiden für das zweite, und erst am Ende einer unglücklichen Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle und Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich natürlicherweise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit dürfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern.

Es ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, so daß man beinahe für kein Genie mehr passirt, wenn man nicht

seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere. Aber noch mehr, diese unmoralischen Charaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nun die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben. Jedem, auch dem Lasterhaftesten, ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung."

Nach Carolinens Schilderung war Schiller von großer, in richtigem Verhältniß gebauter Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte. Dies Alles gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohlanstand, ja machte sie sogar liebenswürdig. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des

Genius; zwiſchen breiten Schultern wölbte ſich die Bruſt, der Leib war ſchmal; Füße und Arme ſtanden zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seit Schillers letztem Krankheitsanfalle hatte ſeine phyſiſche Kraft abgenommen. Vorher war man gewohnt, die hohe Geſtalt — er war der größte Mann in Weimar, ſechs Fuß zwei Zoll hoch — mit der breiten Bruſt und dem ſtolz emporgerichteten Haupte feſten militäriſchen Schritts einherwandeln zu ſehen, wobei er den Stock mit der rechten Hand zu ſchwanken pflegte. Schillers Hände waren mehr ſtark als ſchön, und ihr Spiel mehr energiſch als graciös. Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden, zwiſchen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtechenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbrauen warf nur ſelten und im Geſpräch belebt, Lichtfunken; ſonſt ſchien derſelbe, in ruhigem Schauen, mehr in das Innere gekehrt, als auf die äußeren Gegenſtände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz.

Von ſeiner etwas gebogenen und ziemlich großen Naſe ſagte er im Scherz, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſei von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lang daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang daran ſichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte be-

ſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in ſeinem lauten Lachen, das ſich verbergen zu wollen ſchien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichſten Bildniſſe Schillers ſind: Danneckers Marmorbüſte in der Bibliothek in Weimar und das im Auftrage Körners, des Vaters, zu Dresden durch Anton Graff von Winterthur gemalte Portrait des unſterblichen Dichters, in deſſen Streben nach dem Edlen, Schönen und Ewigen unſer Volk die Blüte ſeines eignen Weſens erkannt hat und der, wie in tauſend erhebenden Gedanken und geflügelten Worten, ſo auch in dem Freien Deutſchen Hochſtifte ſelbſt belebend und anregend fortwirkt.

Die Graffſche Schöpfung iſt nach Charlottens Ausſpruch das ſchönſte Abbild Schillers und vor jener heftigen Krankheit gemalt, welche im Jahre 1791 des Dichters Körperkraft für immer zerbrach. Schiller, welcher damals in Jena lebte, ſaß zu dieſem Bilde viermal, er war 28 Jahre alt (1787). Vollendet ward das Portrait jedenfalls erſt nach dem Ende des Jahrs 1790; im Jahre 1791 iſt es bereits durch Müller in Stuttgart geſtochen. Es iſt das einzige Schiller-Bild mit beiden Händen. Die Haltung, in der es den Dichter darſtellt, ſitzend, den Kopf an den Rücken der aufgeſtützten linken Hand gelehnt, ward gewählt, weil man Schiller in einſamen Stunden in derſelben belauſcht hatte, — obgleich er „gewöhnlich den Kopf etwas trotzig zurückgebogen trug". Man ſtellt ſich

16*

Schiller meiſtens, nach ſpäteren Bildern, als einen von Krankheit gebrochenen ſchwächlichen Mann vor. Hier aber ſehen wir ihn in üppiger Jugendkraft und Blüte, das Haupt an den Apoll von Belvedere, zugleich an die Rafaeliſche Darſtellung des Apoſtels Johannes erinnernd, mit prächtigen, reichen, hochgelben Locken und wundervollen tiefblauen Augen. Schiller ſelbſt wünſchte für Charlotte eine Nachbildung von Graffs eigner Hand; aber dieſer Wunſch iſt ihm nicht erfüllt worden. Dagegen war das Bild von Dora Stock, der Schweſter der Mutter Theodor Körners, in Stiftfarben (Paſtell) nachgeahmt und dieſe Nachahmung, von Charlotten allen anderen Schiller-Bildern vorgezogen, hing nach des Dichters Tod ſtets in Charlottens Schlafzimmer über ihrem Bett. Nach dem Hinſcheiden der treuen Gattin kam das Bild in den Beſitz ihrer Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm.

Nach dieſer Nachahmung iſt der Stahlſtich in dem Buch: „Schiller und Lotte“ in München. Graffs Oelbild blieb in Körners, ſpäter in ſeiner Witwe Beſitz und gehörte dann dem bekannten Hofrath Förſter in Berlin, Theodor Körners Freunde. Frau von Gleichen ließ es unter Vermittelung des Profeſſors Dr. Heinrich Roſe durch den Künſtler A. Menſchel in Berlin für ihren Arzt und Freund Hofrath d'Outrepont in Oel nachbilden und hat danach mit Einwilligung der Tochter Schillers der Maler G. Zick eine in dem Freien Deutſchen Hochſtifte aufgeſtellte, künſtleriſch vollendete Nachahmung in Oel gefertigt (vgl. das von Medicinal-

rath Dr. Mohr in Coblenz veröffentlichte Schriftchen: „Zur Geſchichte der Schillerbilder.").

„Die größte Noth" — läßt Friedrich Förſter (Kunſt und Leben) den Portraitmaler Graff erzählen — „hat mir das Bild Schillers gemacht. Das war ein unruhiger Geiſt, der hatte, wie wir ſagen, kein Sitzfleiſch. Nun liebe ich es zwar ſehr, wenn die Perſonen mir gegenüber nicht wie die Oelgötzen regungslos daſitzen oder wohl gar intereſſante Geſichter ſchneiden, aber Freund Schiller trieb mir denn doch die Unruhe zu weit; ich war genöthigt, den ſchon auf die Leinewand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwiſchen, da er mir nicht ſtill hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung feſtzubannen, in welcher er, wie er verſicherte, ſein Lebtag nicht geſeſſen, die aber von den Körnerſchen Damen für ſehr angemeſſen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er ſitzt bequem und nachdenklich, den zur Seite geneigten Kopf auf den Arm ſtützend; ich meine den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzung vordeclamirte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben."

Der geniale Künſtler Hermann Juncker in Frankfurt a./M., ebenbürtiger Nachkomme des Malers Juncker aus Göthes Jugend, Meiſter des freien Deutſchen Hochſtifts und Darſteller eines Cyclus von Bildern aus Göthes Leben, iſt eben im Begriff, einen ähnlichen in der Anlage von 12 Bildern aus Schillers Leben zu produciren. Die Köpfe der betreffenden Perſonen ſind, wie die im Göthe'ſchen Cyclus, den Original-Gemälden

entnommen und verſchaffen dadurch dem Beſchauer einen getreuen und intereſſanten Einblick in jene große Epoche, in die Schillers und Charlottens Leben fällt.

Von Denkmalen der Bildhauerei iſt in Stuttgart die Statue Schillers von Thorwaldſen wohl das bedeutendſte. „Ungeachtet meiner begeiſterten Verehrung für dieſen großen Künſtler" — ſchreibt der Berliner Kunſtkenner Waagen (1842) — „kann ich nicht ſagen, daß ſie mich ganz befriedigt hätte. Ich verſtehe recht wohl, daß er in der vorwärts geneigten Haltung des Hauptes des Dichters das Inſichverſunkenſein des poetiſchen Sinnens hat ausdrücken wollen, indeſſen ſcheint mir dies der kühnen und leidenſchaftlich bewegten Geiſtesart, welche uns aus Schillers Dichtungen anweht, durchaus nicht zu entſprechen und überdies höre ich von perſönlichen Freunden des Dichters, daß eine gerade und ſtolze Haltung des Hauptes für ihn ſo characteriſtiſch geweſen ſei, daß er eine ſolche ſelbſt dann noch behauptet habe, als körperliche Leiden ſeine Kräfte ſchon ſehr geſchwächt gehabt hätten."

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff ſie, wenn er ſelbſt gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom ſchwäbiſchen Dialect hat er immer beibehalten.

„Mein lieber Sohn" — ſo erzählt dem Hofrath Friedrich Förſter ſein Vater (Kunſt und Leben S. 22) — „als ich einmal in Jena Schiller bat, er möge die Güte haben, mir auf einige Tage die erſte Ausgabe der Räuber, welche auf dem Titel das Motto führt:

„In tyrannos!“ zu leihen“ — erhielt ich von ihm die Antwort: „Beſchter Freund, Sie müſſe von keinem Autor eines ſeiner Werke leihen wollen; mit ſehr vielen Büchern kann man dienen, aber von ſeinen eignen hat man nicht eins auf dem Brett behalten.“

Schiller las ſeine Schauſpiele und Gedichte gern ſelbſt vor. Von eigentlicher Leſekunſt beſaß er wenig, und legte auch keinen Werth darauf. Der Geiſt ſollte nur zum Geiſte ſprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung ſeines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieſes ſich lebendig regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläſſiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt feſter. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung wich, ſeit er mehr auf ſich zu achten anfing, beſonders auf Charlottens Veranlaſſung. Er trug die Kleider einfach, aber gewählt; beſonders hielt er viel auf feine Wäſche. Sein Schreibtiſch mußte wohl geordnet ſein. Er liebte ſehr Blumen um ſich; Lilien hatte er vor allen gern; lila war ſeine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein phyſiſches Unbehagen, wenn ſich ihm eine näherte. Das Auffallendſte in Schillers Gang war ein in die Höhe ziehen der Achſeln, das davon hergerührt haben ſoll, daß der eine Lungenflügel angewachſen war. Schiller vernahm öfters den Gruß vorübergehender Bekannten nicht, hörte er ihn aber, ſo griff er raſch nach ſeinem Hute und ſagte ſein herzliches: „Guten Tag.“ Sein etwas ſteifer und langſamer Gang und ſeine prunkloſe Klei-

dung konnte ebenfalls nicht gleich die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, noch weniger aber eine gewisse ängstliche Zurückhaltung, die er in großen Zusammenkünften und besonders bei Hofe zeigte. Er fühlte sich hier einem gewissen Zwange unterworfen, und sah den äußeren Glanz herrschen; beides war seiner innersten Natur zuwider.

Als Beweis, wie rechtlich und entfernt von kleinlichem Eigennutz er war, möge Folgendes dienen. Ein bekannter Buchhändler in einer nicht weit von Weimar gelegenen Stadt, reiste, da er gehört hatte, daß Schiller sich mit dem Wallenstein beschäftige, zu dem Dichter hin, und bot ihm für den gedruckten Bogen 12 Carolin in Gold. Schiller aber, der bereits mit Cotta in Tübingen wegen des Wallenstein in Unterhandlung stand, dachte viel zu solid, als daß er sich durch ein höheres Honorar von seinem ältern und so bewährten Verleger hätte abwendig machen lassen. „Cotta handelt solide mit mir, und ich mit ihm!" gab er jenem Buchhändler zur Antwort, und machte ihm nicht einmal Hoffnung, je ein anderes Werk von ihm in Verlag zu erhalten.

Die unrichtigen Schilderungen über Schiller in mancherlei Schriften verletzten Charlotte. „Die Beschreibung seines Körpers ist ganz falsch," sagte sie, „Schiller hatte keine dunkeln, sondern sehr blonde, hellgelbe Haare, ein blasses weißes Gesicht und eine sehr zarte Haut; keine griechische Nase, keine aufgeworfenen Lippen; der Knochenbau des unteren Gesichtstheils trat

hervor. Es gab nicht leicht eine ſchönere Geſtalt, als die ſeinige. Edel und ernſt war ſein Anſtand, man ſah, daß er militäriſch erzogen worden, an der Haltung ſeines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren; ſo war auch ſeine Erſcheinung in der Welt und in der Geſellſchaft. Nie war er verlegen und ängſtlich, die Convenienz drückte ihn nicht, weil ſein Geiſt ſich in jede Form fügen konnte. Nie wieder wird ein Gemüth erſcheinen, das für die Menſchen ſoviel Liebe und Wohlwollen in ſich trug, ohne Furcht und Scheu vor ihm zu haben."

Zwölftes Kapitel.

Wenn wir einen Blick werfen auf die Lebensdauer der beiden Schweſtern Schillers, ſo drängt ſich unwillkürlich eine ſchmerzliche Vergleichung auf. Chriſtophine*, Reinwalds Witwe, wurde 90 Jahre

* Der Dichter Guſtav Schwab ſah 1846 Chriſtophine in ihrer traulichen Wohnung in Meiningen am niederen Fenſter malend ſitzen,

— „ohne Dienerhand und Freundesauge,
am Vergangnen zehrend in der Stille,
aus der Gegenwart nur Blumen pflückend,
ſitzt und malt im niedern Erdgeſchoſſe
Schillers neun und achtzig jährge Schweſter.“

Davon, wie Chriſtophine noch in ihrem hohen Alter die volle Kraft des Geiſtes und Friſche des Herzens zuſammen hatte, zeugt ein Brief von Schillers jüngſter Tochter an Heinrich Laube, als deſſen Karlsſchüler von München aus der Hofräthin Reinwald zu Geſicht gekommen waren. „Wie mußten die Karlsſchüler“ — ſchreibt Emilie von Gleichen — „ſie erfreuen, welche die hiſtoriſchen Perſonen derſelben alle perſönlich gekannt hat! — ſogar in den Redensarten ihres Bruders glaubt ſie ihn wieder zu erkennen. Alle Scherze jener Zeit ſind ihr wohl bekannt und bei manchen Stellen jubelt ſie von ganzem Herzen. Sie drückt Ihnen ganz beſonders die Hände, weil Sie die Frauen ſo hoch gehalten, daß ſie klüger, als

alt, Luise, des Pfarrers Frankh Gattin, 70 und der hell leuchtende Stern, der über ihren Häuptern strahlte, Friedrich Schiller, hatte noch nicht sein 45. Lebensjahr erreicht, als ihn, den Unvergleichlichen, der kalte Hauch des Todesengels berührte. Auch nach Schillers Tod blieb Göthe unverändert der treuste Freund Charlottens.

„Heute hat mich der heitere Himmel gestärkt und eine geistvolle Unterhaltung bei Göthe", so beginnt ein Brief Charlottens an Fischenich. „Die Mittwoch Morgen sind wir, d. h. eine Gesellschaft von sechs bis acht Damen bei ihm, und er hält uns Vorlesungen über Physik. Es ist erstaunend interessant, ihn über diese Dinge zu hören. Er hat so große, schöne Ansichten der Natur, und dabei eine Klarheit im Vortrag, einen Reichthum der Anschauungen und eine Tiefe des Sinnes! Ich habe viel Genuß in diesen Stunden, und ich habe schon oft mir gedacht, ich sehe die Welt sich gestalten. Ich fühle es immer mehr, — je mehr ich erfahre, daß die Welt und Menschen nicht besser werden, — daß sie es vielleicht auch hier nicht erreichen sollten, dieses Ziel.

Das Recht, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind hier erliegen.

Vielleicht gibt mir der Himmel noch die Freude,

der Herzog gewesen! Das sind die eignen Worte der lieben herrlichen alten Tante, welche jede Stunde heiter und lebensfroh zu finden ist. Das Angesicht der lieben alten Frau wird ordentlich im Erzählen jünger und ihr ganzes Wesen macht einen so gewaltigen, aber unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth; man fühlt, sie gehört einer anderen Zeit an und doch lebt sie so schön auf den Augenblick."

Sie wieder zu ſehen, lieber Freund! Sie ſollen mir Alles, was mir lieb iſt, noch vorleſen. — Seit Sie und Stein von hier ſind, habe ich ſelten dieſe Freude genoſſen. Wenn ich mir jetzt vorleſen laſſe, ſo iſt es entweder von meinen Söhnen; für die iſt aber Manches noch zu unverſtändlich, alſo richte ich meine Lektüre nach ihren Faſſungskräften ein, und nicht nach meinen. Ich habe jetzt einen guten Menſchen bei den Kindern, der uns zuweilen die Abende vorlieſt, und da wird freilich auch Rückſicht genommen auf der Kinder Geſchmack, ſo laſſe ich mir jetzt den Don Quixote vorleſen, worüber die Kinder ſich ſehr freuen. Ein recht guter Menſch iſt hier, der ein treuer Freund meiner Kinder iſt. Es iſt Voßens Sohn. Er hat ſelbſt viel Talente und iſt in den alten Sprachen ſehr weit. Er hat einen ſichern, braven Character, und es iſt mir ein großer Gewinn, daß er meine Kinder ſo liebt, und dabei der Freund ihres Hofmeiſters iſt. Er leitet ihn ſelbſt auch. — Ich ſelbſt fühle eigentlich mein eignes Herz nur in dem Leben und Fortſchreiten meiner Kinder. Ich liebe nur meine alten Freunde und die Erinnerungen der Vergangenheit. Aber doch knüpfe ich meine eigenen Freunde und die meiner Kinder gerne im Geiſt aneinander. So denke ich mir oft zum Troſt, daß Sie, lieber guter Freund, ſich mit Voß thätig meiner Kinder annehmen würden, wenn ich nicht mehr bin. Ihrer Freundſchaft traue ich dieſes zu. Ich könnte ſie Ihnen auch ruhig anvertrauen; Sie würden nicht dulden, daß die Söhne ihres edlen Vaters

uneingedenk handeln könnten, und daß sein Geist ihnen fern blieb. — Es ist mir Alles so unsicher, seit ich mit dem Tod bekannter bin, und ich sage gern, was mir auf dem Herzen liegt, so lange ich es sagen kann." —

„Ihr Brief, meine liebe verehrte Freundin", schreibt Göthe (1806) an Charlotte, „hat mich in meiner Jenaischen Einsamkeit sehr angenehm überrascht. Ich habe freilich keine so schönen Berge und Wälder zunächst um mich, wie die Ihrigen sind; doch wissen Sie wohl, wenn man einige hundert Schritte geht, so ist man in ganz anmuthigen Gegenden. In Carlsbad ist es mir und meiner Gesellschaft ganz gut gegangen, und ich finde mich auch gegenwärtig sehr viel besser, als vor der Cur. Wir wollen dieses gute Herbstwetter noch zu genießen suchen, um mit desto mehr Sicherheit dem Winter entgegen zu gehen. Da ich mich deßhalb so viel als möglich in der freien Luft aufzuhalten gedenke, so wird, wenn das Glück gut ist, Mittwoch den 1. October unsre erste Zusammenkunft sein."

(1808.) „Vor meiner Abreise von Carlsbad muß ich Ihnen theuerste Freundin, noch meinen lebhaften Dank sagen, für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich seit der Zeit in einsamen Stunden, manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie schätzenswerth ist es nicht zu erfahren, daß die wenigen Resultate unsres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehn bleiben, unsern Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie

recht vielen Dank, daß Sie Ihre Empfindungen und Gesinnungen so treu und kräftig aussprechen mögen. Nicht Jedermann vermag's und unter den Vermögenden sind nicht alle so wohlthätig.

Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte, der Sommer finge von Neuem an und ich wollte so fort mein Leben und Wesen hinführen. Das klingt nicht sehr höflich für die abwesenden Freunde. Freunde! und doch habe ich vielleicht in diesen Wochen auch für Sie mehr gethan, als sonst in Jahren. Freiheit bei geistigen Bedürfnissen, Mäßigung bei körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem Verhältniß wie das hiesige, erhalten kann. Ich habe mich sehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugnisse mit.

Wahrscheinlich gehe ich Montag den 22. hier weg, und bleibe noch vierzehn Tage in Franzensbrunn, wo ich schon etwa zwölf Tage versucht habe, zu trinken und zu baden, wobei ich mich vortrefflich befand. Hier habe ich viele alte Bekannte wieder gesehen; Niemand aber, so viel ich weiß, der Sie besonders interessirte. Auch diesmal bin ich nicht weit vom Ort gekommen, weder nach Prag, noch Teplitz; die Zeit geht aber ohnehin sehr geschwind herum, wenn man eine Cur brauchen, sich der Gesellschaft nicht ganz entziehen und noch etwas arbeiten will. Ich weiß wirklich nicht, wo die drei Monate hin sind. Nun steht meine Hoffnung zunächst, meine lieben weimarischen Freundinnen versammelt wieder zu finden, und die Dienstage und

Mittwoche und was sonst noch festliches vorkommen mag, wieder mit zu feiern. Empfehlen Sie mich Herrn und Frau von Wolzogen zum allerschönsten, sowie auch Frau von Stein. Grüßen Sie mir auch die lieben Ihrigen."

(Ein anderes Billet Göthes:) „Möchten Sie uns wohl, theure Freundin, heute zu Mittag Ihre lieben Söhne und den Hofmeister als Gäste zusenden? Einen wunderbaren Brief Werners theile ich mit."

(Ein weiteres Billet Göthes:) „Morgen zu Mittag werden Herr und Frau von Reck bei uns ein freundschaftliches Mahl einnehmen. Es wäre sehr schön, theure Freundin, wenn Sie auch von der Gesellschaft sein wollten. Ich bitte um ein Wort Antwort."

1819. „Erlauben Sie es, verehrte Freundin, so kommt mein Wagen morgen Sonntag früh um 11 Uhr, Sie abzuholen, da Sie denn eine kleine freundliche Gesellschaft bei uns antreffen werden. G."

Ein eigenthümliches Verhängniß war es, daß in Folge einer Feuersbrunst das Theatergebäude in Weimar (1825) — noch zu Charlottens Lebenszeit — also die Stätte verschwand, wo Göthes und Schillers vereintes Wirken weltberühmte Erfolge errungen hatte. Göthe sah von seinem Hause aus die Flamme zum Himmel steigen. „Der Schauplatz meiner fast 50jährigen liebevollen Mühe liegt in Trümmern" — sagt er zu Eckermann — „Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Heran-

kommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davon gekommen bin."

Im ersten Kapitel (S. 16) dieser Biographie wurde erwähnt, daß Charlottens Mutter bis zu ihrem Tode in reichstem Maße das Vertrauen aller Glieder des Rudolstädter Hofs genossen, an welchem sie das Amt der Oberhofmeisterin verwaltet habe. In den durch die Grenzboten im Jahre 1877 veröffentlichten Briefen über das Verhältniß der Fürstin Caroline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt zu Charlotten und ihrer Mutter befindet sich ein Gratulationsschreiben der Letzteren zum Geburtstage des minderjährigen Fürsten Friedrich Günther (vom 5. November 1807), welches die intimen Beziehungen der Lengefeldschen Familie zu dem Rudolstädter Hofe kennzeichnet und mit den Worten beginnt: „Wie könnte ich den morgenden Tag vorübergehen lassen, ohne meiner innigst geliebten und verehrten Fürstin die treuen Wünsche eines Ihnen ganz ergebenen Herzens zu sagen. Gott lasse Ihren geliebten Sohn die Freude Ihres Lebens sein, so ist er gewiß einer der besten und edelsten Fürsten seiner Zeit und viele glückliche Menschen werden Sie segnen auch um dieses Sohnes willen."

Als die Fürstin am 21. Juli 1808 ihren im 8. Lebensjahre stehenden Sohn Rudolf durch den Tod verloren hatte, schrieb ihr Charlotte:

„Gnädigste Fürstin! Da ich das Gefühl so lebendig in mir habe, daß Alles, was Sie und Ihre mir

ſo geliebte Familie angeht, auch mein Herz betrifft, ſo erlauben Sie mir auch, es Ihnen ſagen zu dürfen.

Welcher Schmerz mich befiel, als ich durch die Cotta, von der ich nur beruhigende Nachrichten über die wiederkehrende Geſundheit meiner Mutter zu erfahren hoffte, vernahm, daß Ihr Herz einen neuen tiefen Schmerz erfahren mußte, dies kann ich Ihnen, gnädigſte, verehrte Fürſtin, nicht ausſprechen. Ich ſelbſt bin mit den Anſprüchen auf Glück in dieſer Welt ziemlich fertig und ich hoffe nichts mehr, aber bei ſolchen Begebenheiten fühle ich immer wieder lebendig, mit wie vielen Banden der Liebe ich noch an das Leben gebunden bin und wie der Schmerz ſo geliebter Menſchen in meinem Herzen wieder einen Anklang findet. Wir fühlen ſo tief, was uns fehlt und doch ſollten wir uns nicht betrüben, wenn wir die, welche wir lieben, für die Stürme des Lebens gerettet wiſſen. Ach! je länger man lebt, je mehr fühlt man, wie viel unſerer Natur auferlegt wird und daß wir unſere Anſprüche und Rechnung, unſer Glück in ein anderes Leben hinübertragen ſollen. Daß das ſchöne Band der beiden Brüder ſo früh gelöſt werden ſollte, wie ſchmerzt das mich! Ich ſehe immer das freundliche holdſelige Geſicht des geliebten Kindes, als ich Abſchied nahm. Möge der Segen des Himmels auf der übrigen fürſtlichen Familie nun doppelt ruhen und dem edlen Herzen der geliebten Mutter die Freude geben, die es in dieſem lieben Kinde für die Welt verlor!

Mit welchem Segen, mit wie großer Liebe ich

Ihrer ſtets gedenke, gnädige verehrte Fürſtin, kann ich Ihnen ebenſowenig ſagen, als meine Empfindungen, mit denen ich Alles theile, was Sie betrifft; wie haben Sie meine gute Mutter durch Ihre Liebe, Ihren Antheil gerührt und ihrem Herzen wohlgethan. Dafür möchte ich Ihnen danken können! Sie ſchrieb mir, daß ſie auch um Ihretwillen noch gern lebe. Für dieſes wohlthuende Gefühl, das Sie durch Ihre Liebe für die gute Mutter mir geben, möchte ich Ihnen den Segen einer höheren Macht erbitten. Bei allen Zufällen des Lebens iſt mir der Gedanke, daß meine gute Mutter in Ihrer Nähe weilt, ſo tröſtend. Wie zu einem wohlthätigen Schutzgeiſt möchte man ſich in Ihre Nähe flüchten und Ihres Lebens wie Ihrer Gefühle ſich freuen und Sie bewundern. Ich hoffe bald das Glück zu haben, Ihnen meine Verehrung und Liebe ausſprechen zu können und ſehne mich danach."

Von Weimar aus ſchreibt Charlotte der geliebten Fürſtin unterm 21. Mai 1811:

„Je ne puis oublier les jours que j'ai passé a Roudolstadt et le bonheur, que j'ai goûté en osant m'approcher si souvent de l'appartement de S. Altesse où l'on peut bien oublier tous les chagrins du monde. Car on sait bien que les facultés d'un esprit bon et juste et elevé sont les dons qui ne sont pas sujets au triste sort de l'humanité et l'on aime tout en la voyant à croire au bien que l'on peut se persuader aisément qu'il y a un monde parfait."

Es geht ein finſtrer Geiſt durch dieſes Haus (Napoléon).

„Il n'y a que de découragement et inquiétude dans le monde extérieur. J'ai eu ce matin une courte visite du libraire Cotta, qui ne peut pas assez parler du découragement et des pertes, que tout le monde a faites et peut faire encore et d'une crainte universelle."

„Mein Herz treibt mich mit Sehnſucht" — ſo lautet ein weiterer Brief Charlottens aus Weimar vom 21. Auguſt 1814 — „Ihnen, gnädige Fürſtin, mich ſchriftlich zu nähern, da ich Sie ſelbſt zu ſehen nicht das Glück habe. Ich bin immer ſo freudig bewegt in Ihrer Nähe und mich dünkt, daß es einem treuen Gemüt eigen iſt, die ſchöne Gewohnheit des Zuſammenſeins immer tiefer zu fühlen, je öfter man ſich ſieht. Da ich hoffe, daß Sie, gnädigſte Fürſtin, von meiner Treue und Anhänglichkeit überzeugt ſind, ſo darf ich wohl auch annehmen, daß Sie meine Gefühle verſtehn und es mir gern glauben.

Immer neu und lieb bleibt mir die Rückkehr in mein liebes Rudolſtadt und es iſt mir, als würde mein Herz immer ſtärker von den Eindrücken einer früheren glücklichen Lebensperiode ergriffen, je weiter ſich die äußeren Gegenſtände von dem gegebenen Standpunkte entfernen und je mehr ſich Alles zu Einem Vergangenen bildet.

Unter den ſchönen Erſcheinungen des Lebens, die ich mit dem Glück des vergangenen gern verbinde und die mir noch mit allem Zauber eines warmen Gemüts

17*

entgegenlächelt, ist Ihr edles liebes Bild, theuerste verehrte Fürstin! Jeder Moment, wo ich einen Blick in Ihr schönes Herz thun darf, ist mir eine neue freundliche Erscheinung. Gott segne dieses Herz, das so manchen Erfahrungen des Schicksals preisgegeben werden mußte, und erhalte ihm den hohen inneren Reichthum, den es in sich bewahrt.

„Ich darf Ihnen sagen, gnädige verehrte Fürstin, daß ich der schönen Abendstunde mit einer heiligen Rührung denke und immer denken werde, wo Sie mir sagten, wie Sie meine Liebe zu Schiller empfunden. Ein anderer Abend, wo ich Ihnen gern mein innerstes Herz ausgesprochen und meine innige Verehrung und Anhänglichkeit hätte zeigen mögen, lebt auch in meiner Seele und viele warme, fromme treue Wünsche für das Gefühl der Ruhe und des Friedens meiner verehrten gnädigen Fürstin lebten in meiner Brust und der Segen wird erfüllt werden. Ich bin recht abgeschnitten von der schönen Natur und suche vergebens die schönen blauen Waldberge meiner Heimat hinter den Bäumen auf! Ein einziger Blick aus Ihrem Fenster, gnädige Fürstin! würde unsere ganze Weimarer Gegend zu einem Paradiese umschaffen. Unsere Frau Großherzogin, die gestern Abend ankam, wird gewiß die Vogesen und die Bergstraße auch vergebens hier suchen."

Am 3. April 1818 hatte sich die Schwester der Fürstin, Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin ver-

mählt, nachdem dessen Gemalin, geborene Prinzessin Caroline Luise von Sachsen-Weimar, den 20. Januar 1816 gestorben war. Die Neuvermählten berührten auf ihrer Reise nach Ludwigslust Weimar.

„Daß ich so gern" — berichtet Charlotte von dort am 15. April 1818 an ihre Fürstin — „all Ihre Wünsche erfülle und Ihnen über die von Ihnen so geliebte Erbgroßherzogin von Mecklenburg recht viel sagen möchte, fühlen Sie selbst, da Sie meine Liebe für Sie kennen. Ich konnte leider nur die Briefe in die Hände von Fräulein S. geben. Die Gesellschaft war am Großherzoglichen Hofe, das Tafelzimmer hat aber nur knappen Raum und da so viele Fremde hier sind, so war noch weniger zu hoffen, daß ich dort sein würde. Aber es hat mir leid gethan, da die Hoheit bei Frau Geheimerath Fritsch sich nach mir erkundigt und geäußert hat, sie sehe mich gern. Die Damen und Herrn sind ganz erfüllt von der Anmuth und Liebenswürdigkeit der Frau Erbprinzessin und der alte treue Einsiedel hat mich versichert, daß die Hoheit ganz das biedere, edle deutsche Wesen zeige, welches die Homburgische Familie auszeichne und daß sie ihm wie eine schöne Stütze der neuen Verhältnisse erscheine, in die sie eingetreten sei."

„Ich begreife immer mehr" — so fährt die liebenswürdige Schreiberin (Charlotte) in ihrer anziehenden geistesfrischen Weise fort — „wie der innere feste Wille und das Streben nach Erfüllung höherer Pflichten viel vermag und wie ohne dieses Streben manche

Erſcheinung im Leben unmöglich wäre. Wie viele Tauſende von Menſchen haben für die höheren Zwecke in den Kreuzzügen Alles hingegeben, was ihrem Leben einen Reiz verlieh. Sobald wie edle Naturen ihr eignes Weſen für Andere weihen und ſich aufgeben, vermag auch der Wille das Höchſte zu vollbringen. Warum das menſchliche Leben ſo oft zu Opfern beſtimmt iſt? iſt eine Frage, die uns erſt in einer höheren Ordnung der Dinge gelöſt werden ſoll. Wenn wir dieſe Reſultate auch aus unſerm Leben zu ziehen uns beſtreben, ſo möchten wir doch immer denen, die wir lieben, ein anderes Geſchick bereiten können. Es muß aber der Glaube an die Vorſehung und die Liebe Gottes zu uns, ſeinen Geſchöpfen, uns nah bleiben und tröſtend unſer Gemüt erhellen. Die Geſchichte ſollte immer mit Dichtungen verbunden ſein, denn ohne die poetiſche Darſtellung iſt die Geſchichte der Völker nur ein Gewebe von Liſt, Krieg, Gewaltthätigkeit. Die Menſchen ſind um ſo glücklicher, je weniger andere von ihnen wiſſen. Eine ſolche friedliche Stille wünſche ich vor Allem den Zeitungsſchreibern und Journaliſten. Ich hoffe, daß der Unfug, den ſie treiben, auch noch ſein Ende erreicht. Wie tief ſchmerzt es mich, daß das Große und Erhabene im Fluge vorübereilt und das Gemeine ſo langſam zögernd an uns vorüberzieht."

Ein Brief Charlottens vom 7. Mai 1818 an die Fürſtin berührt die Vermählungsangelegenheit der Prinzeſſin Lolo von Schwarzburg-Rudolſtadt, wobei die chère mère die Vermittelungsrolle übernommen zu haben

ſcheint; er iſt zu characteriſtiſch und intereſſant, um nicht mitgetheilt zu werden: „Da der Antheil, den ich an Allem nehme, was Ihnen, gnädigſte Fürſtin, lieb iſt, mein Herz ergreift, ſo kann ich nicht ſchweigen, da ich noch dazu aufgefordert bin, Ihnen es zu entdecken. Nach Allem, was mir meine Mutter ſchreibt, hat ſie Ihnen meine Vermuthung mitgetheilt. Am Sonntag, am Hofe, nahm mich Graf Edling bei Seite und ſagte mir, daß er gewiß wüßte, daß es der Plan der Kaiſerin-Mutter ſei, daß der Großfürſt Michael Prinzeſſinnen kennen lernen ſollte, um, wenn er reifer und ausgebildeter wäre, ſich eine Gemalin zu ſuchen. Würde die Reiſe der Kaiſerin-Mutter nach Deutſchland noch zu Stande kommen, ſo würde ſie die Prinzeſſinnen ſelbſt kennen lernen wollen, weil ſie dieſen Sohn beſonders liebte und die Wahl ſeines Herzens ihr nahe läge. Graf Edling ſagte, daß General C. mit ihm darüber geſprochen hätte und daß er ſich vorgenommen, zu Ihnen zu reiſen, die er verehre. Er hat mich autoriſirt, Ihnen dies Geſpräch mitzutheilen.“

Charlotte lebte nur noch in ihren eigenen Kindern und die Sorge um ſie ließ ſie kaum an ihr eignes Leben denken. In der ſtürmiſchen trüben Zeit der Schlacht von Jena fand ſie ein Aſyl im Schloß, in den Gemächern der Herzogin.

Im Jahre 1815 lernte Charlotte den Kronprinzen von Preußen (König Friedrich Wilhelm IV.) in Weimar kennen. Sie ſchreibt darüber an Knebel (17. Juni 1815): „Ich habe den Kronprinzen von Preußen ſehr

lieb gewonnen. So ein durchaus gutes und liebenswürdiges Weſen und ſo natürlich. Er hat ganz die Züge ſeiner ſchönen Mutter, der unvergeßlichen Königin Luiſe, nur werden die ſeinen natürlich männlicher. Er hat ſich mit rechter Artigkeit der früheren Bekanntſchaft meiner Söhne erinnert. Es iſt mir recht vom Herzen gegangen, als ich ihm meinen Segen gab zum Abſchied. Er ſoll ſehr brav und männlich in Gefahren ſein, wie alle Hohenzollernſchen Fürſten. Er liebt die Poeſie. Das freut mich beſonders von einem Jüngling. Auch ſo recht das altdeutſche ritterliche Weſen hat der Kronprinz. Sein Begleiter, der General Graf Lottum, iſt ein feingebildeter, höchſt angenehmer und einſichtsvoller Officier."

Im Jahre 1806 — wo der tiefe Schmerz über den Verluſt des ſo früh in allem Glanz höchſter Dichterkraft ihrem Herzen entriſſenen Geliebten noch wahrhaft überwältigend auf ihr Gemüth einwirkte, ſchreibt ſie an ihren treuen Freund Knebel: „Wir ſind mit unſerer beſchränkten Natur gar nicht fähig, Gottes Majeſtät in der Welt zu genießen. Entweder trübt der Schmerz über das Schickſal unſern Sinn oder die Leidenſchaften. Ein mit Blüten überdeckter Baum und der Sternenhimmel über uns ſollten ganz anders empfunden werden, als wir es können. Da ich von dem Schönſten, was über der Erde iſt, ſpreche, muß ich auch von dem Innern der Erde etwas ſagen; denn meine Kinder ſind geſtern durch ſo ſchönes Gold beſchenkt worden, daß ſie das Innere auch ſehr ſchön

finden. Der Kronprinz von Preußen (ſpäter Friedrich Wilhelm IV.) und ſein Bruder (unſer erhabener innig geliebter Landesherr, Kaiſer Wilhelm I.), die Carl und Ernſt kennen, die ſie, als Schiller mit mir und ihnen (im Frühjahr 1804) in Berlin war, mehrere male geſehen, haben den beiden Knaben einem jeden eine Medaille geſchickt von ſchönem reinem Gold. Die Prinzeſſin Charlotte (die verewigte Kaiſerin von Rußland) die zum erſten Male am 9. Mai, wozu Iffland ein Feſtfeier veranſtaltet hatte, im Theater war, hat ſo geweint und für Schillers Kinder ſich ſo intereſſirt, daß ſie einer Tochter von ihm auch eine Medaille geſchenkt hat. Die Kinder ſind erſtaunend glücklich darüber Wenn Ihr lieber Sohn kommt, muß er ja nicht verſäumen, meinen Carl zu veranlaſſen, ihm die Medaille zu zeigen; denn er thut es ſehr gern."

„Daß unſer Freund Göthe" — ſchreibt Charlotte an Knebel (14. April 1818) — „Großvater geworden freut mich unausſprechlich. Das Kind* ſoll ganz dunkle Augen und haarbedecktes Köpfchen haben. Es iſt doch Alles natürlich gegangen und die Angſt der handelnden Perſonen hat die Begebenheiten nur zu tragiſch erwartet und zu tragiſch genommen. Deswegen bin ich froh, daß der Großpapa (Göthe) kommt, wenn di

* Walther Wolfgang von Göthe, Dr. jur., bedeutendes Talent in der Muſik, geſchätzter Componiſt. Sein jüngerer Bruder Wolfgang Maximilian von Göthe hat ſich als Philoſoph, Juriſt und Dichter, namentlich durch ſeine Dichtung „Erlinde" und durch ſeine lyriſche Poeſie einen Namen gemacht. Beide Enkel Göthes, ihres Großvaters würdig, ſind Meiſter des Freien Deutſchen Hochſtifts in Frankfurt a. M.

Gemüther wieder das Gleichgewicht gefunden haben, damit er die Freude rein genieße.*

„Man kämpft und kämpft" — ſchreibt Charlotte am 10. October 1818 an Knebel — „gegen das Leben, man will ſich's wohl machen, man rechnet auf Glück und wo iſt's zu finden? Wenn nur die innere Kraft des Lebens, die Poeſie des Daſeins nicht geſtört würde und wenn man nicht immer die Hand der Zerſtörung fühlte, die Menſchen mit böſem Willen und ſchlechten ſelbſtſüchtigen Abſichten! Wenn man ſich nur das klar machte, was Shakespeare ſagt:

'T is but a tale, told by an idiot,
Full sound and fury, signifying nothing.

So erſcheint einem auch das Leben und Treiben der Gewalten, der Machthabenden; was der innere Menſch werth iſt, erwägt man nicht. Ich bin recht lebensmüde zuweilen. Ich erfreue mich recht an „Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" und finde, ſeine Art Reflexionen ſind es, die am meiſten den Geiſt aufrichten und Kräfte erwecken."

„Donnerſtag Abend" — erzählt Charlotte ihrem Freunde Knebel den 15. Mai 1819 — „habe ich ſchöne Muſik bei der Großfürſtin gehört. Es iſt ein wirklich großes Glück, ſo einen Klavierſpieler hier in Weimar zu haben, wie den neuen Kapellmeiſter Hummel.** Er

* Göthe befand ſich in Jena, kehrte aber ſofort nach Weimar zurück, wo er das launige Wiegenlied (Werke VI, 112 fgd.) dichtete, ſ. Düntzer a. a. O. S. 373.

** Hummel trat an die Stelle des am 2. Dezember 1817 verſchiedenen Kapellmeiſters A. E. Müller.

ſpielt auf eine ganz eigne Weiſe; ſoviel Kraft, Harmonie und Verſchmelzung der Töne iſt in ſeinem Spiel, daß man, wenn man ihm gegenüber ſitzt, wenn er ſpielt, ſich in einer ewig tönenden Harmonie fühlt, die Luft wird Muſik. Dabei ſind ſeine Compoſitionen einfach und nicht ſo wie bei den meiſten neueren Componiſten, daß er ſich nur in der Auflöſung der aufgegebenen Schwierigkeiten gefiele und die Töne in einander verwirrte, um ſie künſtlich wieder in Harmonie aufzulöſen.

Geſtern habe ich auch die Bekanntſchaft des neuen Generalſuperintendenten Krauſe* gemacht und habe meine Emilie (Schillers jüngſte Tochter, ſpäter Frau von Gleichen-Rußwurm) eingeführt, die noch vor Pfingſten confirmirt wird. Da ich dachte, ſeine Kränklichkeit würde es hindern, daß er — wie er wünſcht — ſelbſt die Confirmation vornehme, ſo hatte ich mich ſchon an die anderen Geiſtlichen gewendet. Er ſpricht ſehr ſchön und man ſieht, daß er Eindruck auf die Gemüther machen will. Wie weit es ihm hier gelingen wird, auf die Menſchen zu wirken, wollen wir erſt ſehen und das Beſte hoffen. Mein Wunſch iſt nur, daß die Tage für mich und Emilie überſtanden ſein möchten. Emilie wird manches Gefühl in ſich entwickeln, welches ihr ihr inneres Weſen aufſchließt und dieſe Tage müſſen auf ihren Character wirken. Sie freut mich jetzt ſehr; denn ſie entwickelt ihr zartes

* Krauſe kam an Voigts Stelle.

richtiges Gefühl in aller Stille und ist dabei so jungfräulich rein und mild, daß ich wollte, sie könnte nur so bleiben. Sie lernt jetzt manche Gedichte recitiren, neulich hatte sie das morlackische Lied (Göthe's Klaggesang von der edlen Frau des Asan Aga) gelernt und kam mit der größten Rührung über Asan Aga's Gemalin zu mir. Da ich das Gedicht auch so liebe, so hätten wir Beide es bald wie die Französin gemacht, die den Homer noch beweinte und die Kinder, die die Mutter schmerzlich verläßt, beweinten wir auch — wie wenn es jetzt geschähe.

„Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie."

Diese Woche habe ich „Emilie Galotti" aufführen sehen und habe mich an Lessings reinem klarem Verstand erfreut und gehalten. Es ist ein Meisterwerk, das eigentlich immer als Kunstwerk anziehen muß und wirkt für alle Zeiten. Die Verhältnisse sind rein und bestimmt ausgesprochen ohne viel Worte; man wundert sich, wie Lessing mit so wenig Aufwand so unendlich viel erreicht."

„Emilie" — theilt Charlotte ihrem Freund Knebel (22. Mai 1819) mit — „weiß, was sie will, auch ist sie ganz freimüthig. Sie hat so ein eignes Wesen, daß sie stets das Rechte thut, im Haus wie in der Gesellschaft; wenn sie erst mehr gefallen will, wird sie auch das mitunter kalte Wesen ablegen. Caroline freut mich auch recht; sie entwickelt ihren Sinn für das Schöne und denkt sehr ernst über das Leben und Alles, was

sie zu wissen wünscht, nach. Ich kann manche Dinge, die mich beschäftigen, mit ihr besprechen und finde immer, daß sie sehr richtig empfindet. Ueber die Töchter darf ich schon mehr sprechen, weil sie mehr mir gehören; denn die Söhne gehören der Welt und haben sich erst durch die äußeren Verhältnisse des Lebens bilden müssen; denn die häusliche stille Erziehung hört doch auf, sobald sie öffentlichen Unterricht erhalten und keine Mutter kann anders als durch Antheil und Mittheilung wirken, nicht durch Vorschrift. Mit Ernst kann ich viel sprechen; denn er denkt tief über Alles, was in seinem Kreis liegt. An Carl nehme ich in der Ferne Antheil und freue mich seiner Treue und seines Gemüths. Ohne diesen vielseitigen Antheil würde mein Leben recht kalt und einsam sein und ob ich wohl zuweilen zu viel für meine Ruhe mitempfinden soll, so ist doch Leben und Bewegung im Herzen."

Lassen wir Charlotte selbst weiter von sich und ihren Kindern erzählen — denn wer plaudert wohl so lieblich, so gemüthvoll, so geistesfrisch und so anmuthig als sie. „In Stuttgart" — berichtet sie ihrem Freund Knebel (13. November 1819) — „habe ich für meinen Carl bedeutende Verhältnisse gegründet. Ich wäre gern im Winter hier geblieben, zögen mich meine Töchter nicht nach Haus zurück. Caroline und Emilie gehören noch der Welt in ihrem Alter an und denken, es wäre noch viel Erfreuliches darin zu finden. Da muß nun ein Jedes seine eignen Erfahrungen machen und wer selbst nicht die Einsicht in das Nichts erhält, dem

glänzen immer die Bilder des Lebens hell vor den Augen.

In Stuttgart selbst habe ich sehr gebildete Cirkel kennen lernen und wieder gefunden. Unter Andern unsern Freund Staatsrath von Groß*, der lange in Erlangen war. Er ist in Jena eine Zeit lang unser täglicher Umgang gewesen und hat mich und meine Kinder mit soviel Anhänglichkeit und Liebe aufgenommen, daß es mich sehr rührte. Für Carl's Aussichten interessirt er sich wie ein Vater; das freut mich sehr.

Bei Dannecker waren wir auch wie in seiner Familie ganz einheimisch und seine geniale Natur belebt recht das Gemüth. Es wirkt Alles bildend und lebendig auf ihn. Mich dünkt, er sei einer der glücklichsten Menschen, da er immer aus sich bilden kann und das Aeußere vergessen. Er lebt auch nur in seiner Kunst; dabei ist er für alles Große und Schöne empfänglich und so kindlich gut. Auch der Geheimerath von Hartmann ist ein sehr interessanter Character. Mit ihm habe ich alle schönen Stiftungen besehen, die die Königin** gründete. Es ist wirklich sehr rührend, ihren Geist darin wieder zu finden; denn so einfach, wie sie in ihrem Familienkreis lebte, sind auch diese

* K. H. Groß, den Schiller und seine Gattin im Jahre 1793 in Jena kennen lernten; 1796 wurde er Professor der Rechte an der Universität Erlangen, 1817 vom König von Würtemberg, seinem ehemaligen Zögling, nach Stuttgart berufen, zunächst als Präsident des Criminaltribunals. Er hat sich durch sein „Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft" einen Namen erworben. (Vgl. Heinrich Düntzer a. a. O. S. 465.)

** Die Großfürstin Katharina Paulowna, die am 19. Januar 1819 verschieden war. Düntzer a. a. O. S. 466.

Anſtalten. Man ſieht immer, wie ſie an Alles dachte und wie eine Mutter fortdauernd auch dafür ſorgte, ohne jedweden Prunk und Anſpruch, dabei reell.

Auch das Stuttgarter Theater habe ich beſucht. Da die Intendanz ſo artig war und mir Billets ſandte zu der Aufführung der „Braut von Meſſina", ſo mußte ich hin und ſah nach langer ſchmerzlicher Entſagung ein Stück von Schiller wieder. An einem fremden Ort, dachte ich immer, könnte ich es leichter, doch hat es mich viel Kampf gekoſtet. Eßlair hat den Don Manuel vortrefflich geſpielt. Er iſt wohl in Deutſchland jetzt der einzige Schauſpieler, der dies Studium mit ſo viel Einfachheit im Spiel verbindet. Es iſt keine falſche Kunſtforderung in ihm; rein und hell ſteht das Bild vor einem, was er vor die Seele führt, dabei eine ſchöne hellklingende Stimme, edle Haltung. Das Ganze war vollkommen gut berechnet und nichts Kleinliches ſtörte das Auge. Die Chöre wurden gut geſprochen, doch waren ſie bei uns in Weimar beſſer, durch einzelne Stimmen beſetzt; aber gut ausgeführt wurde das Ganze. Ich ſollte auch „Maria Stuart" ſehen, aber da der König von Würtemberg dieſen Tag kam und die Bürger ihn herzlich einholten, ſo war das Schauſpiel abgeſagt. Dieſes Volksfeſt hat mich ſehr gefreut; denn die Anhänglichkeit und der Ausdruck war in dieſem Augenblick ganz gewiß aufrichtig und wahr. Der gute König ſchmerzt mich, daß er in ſein einſames großes Schloß zurückkehren mußte. Seine Prinzeſſinnen ſind kleine Engel, aber auch bei ihnen

fühlt man, daß der Geist der Mutter nur noch wie ein Segen fortwirkt und keine sichtbaren Zeichen hat.

Den 29. October reisten wir ab. In Marbach, wo Schiller geboren, sah ich meine Schwägerin wieder, die Hofräthin Reinewald (Christophine), die ich seit Schillers Tod nicht wieder gesehen. Dieses Zusammentreffen war mir außerordentlich angenehm."

Bewundernswerth ist das Interesse, welches Charlotte an allen literarischen Erscheinungen nimmt, nicht minder bewunderungswürdig ihr stets richtiges kunstsinniges Urtheil, z. B. über H. Clauren (Anagramm des Namen Carl Heun*): „Das Vogelschießen von Clauren" — schreibt sie an Knebel (5. Februar 1820) —, „womit der Erbgroßherzog zu seinem Geburtstage — den 3. Februar — begrüßt wurde im Theater, hat manches Komische, das Stück ist aber so erschrecklich platt dabei, daß man sich höchst unheimlich in der Realität befindet. Mir sind die Vogelschießen schon in der Natur das Langweiligste, was ich kenne, und nun in der Kunst sie dargestellt sehen, ist mir noch um Vieles langweiliger. Die deutsche Nation soll nur nicht à la Clauren und Consorten gemein werden wollen; denn das große deutsche Publikum strebt schon ohnedies nicht genug zu den höchsten Zielen der Kunst."

* Carl Heun — Clauren — (1771—1854) wußte Jahre lang, bis die Perstflage Wilhelm Hauffs „der Mann im Monde" seinen Ruhm sinken machte, das Leserpublikum durch gewandte Anregung flüchtiger, oft frivoler Unterhaltung einerseits, sowie durch eine gewisse mit Sentimentalität gepaarte Lebendigkeit der Auffassung und der Darstellung andrerseits in eminentem Grad zu fesseln.

„Carl" — schreibt Charlotte (19. März 1823) an Knebel — „freut sich der Ankunft des Kronprinzen*; für Würtemberg ist das ein äußerst erfreuliches Ereigniß. Ich freue mich mit und gar herzlich."

„Ich habe mich über des Königs (von Würtemberg) Gegenwart gefreut" — theilt Charlotte ihrem Freunde Knebel (22. Februar 1823) mit — „der König hat freundlich meinen Dank aufgenommen, den ich ihm für Carl brachte; denn seine Versetzung und Verbesserung danke ich ihm gern."

Ueber ihren Ernst spricht sich die beglückte Mutter bei ihrem Freund Knebel (24. Septbr. 1819) dahin aus: „Ernst ist sehr glücklich; er hat am 14. August seine öffentliche Rede gehalten und dann drei Wochen hinter einander im Schwurgerichte gesprochen. Er ist ganz einheimisch dort, er wird geschätzt und erkannt. Seine Briefe sind so erfreulich. Das Vertrauen, welches ihm der geheime Staatsrath Daniels zeigt, der ein äußerst merkwürdiger Mensch ist, bürgt mir für die Achtung seiner Collegen und für das Verdienen ihrer Gunst durch die Art, wie er sich zeigt. Ganz wunderbar ist die Wendung seines Schicksals und ich will ihn gern entbehren, da sich Alles so schön gestaltet. Meine Schwester Caroline schreibt mir auch, ich sollte ganz ruhig über seine Existenz sein, sie wäre sehr gut und er benähme sich mit Verstand und wäre sehr glücklich.

* Die Geburt des Kronprinzen — jetzt König Carl von Würtemberg, Gemal der Königin Olga (Schwester des Kaisers Alexander II. von Rußland) war am 6. März 1823 erfolgt.

Sein treuer Freund Nicolovius (ſpäter Geheimer-Ober-juſtizrath und Generalprokurator in Bonn) hat ihn auch beſucht; darüber war er ſehr erfreut."

Die rührende Liebe für ihren Gatten und wie ſie nur in dem Andenken an ihn, in ſeinem Geiſt fortlebte, athmen auch die Worte in ihrem Briefe an Knebel (18. Januar 1823): „Daß Sie in den engliſchen Journalen Schiller's Namen oft finden, freut mich ſehr. Ich finde auch den allgemeinen Antheil an Schiller durch Einzelne der Nation. Ich habe in dieſer Woche einen recht intereſſanten Schottländer kennen lernen, Malcolm, der mit mir über „Maria Stuart" mit inniger Rührung ſprach, auch den „Dreißigjährigen Krieg" ſtudirt hatte."

Wie gern denkt Charlotte der glücklichen Vergangenheit, des Aufenthalts in Jena, wo ſie zuerſt als Gattin Schillers mit dem großen Dichter einzog! „Daß unſer lieber ehemaliger Garten in Jena einen Bewohner wieder verlor" — ſchreibt ſie (5. April 1823) an Knebel — „betrübt mich; ich möchte, daß dort das Glück wohnend bliebe. Ich bin oft im Geiſt noch in den Umgebungen, wo ich mit Schiller ſo glücklich war. Dort ſtörte mich nichts, als zuweilen die Furcht vor Dieben, die ich von der Laube her befürchtete. Es iſt ein ſo ſchöner Platz. Wer wird die Stelle nun bekommen?"

„Daß ich die Bekanntſchaft des Miniſters von Stein gemacht, rechne ich für eine unbeſchreiblich große Freude. Er iſt ein ſehr ſeltener Menſch."

„Wir freuen uns" — lautet ein Brief Charlottens vom 26. Juli 1823 — „daß Göthe dem Licht wieder gegeben ist und daß er in Marienbad neue Kräfte sammelt. Sie lieben vielleicht auch — schreibt sie an Knebel — die „Gabriele" von Johanna Schoppenhauer? Man möchte von vielen Producten der neueren Zeit sagen, wie Shakspeare von einem unbedeutenden Menschen im „Kaufmann von Venedig": „Gott hat ihn geschaffen, also laßt ihn für einen Menschen gelten."

Ueber ihre älteste Tochter Caroline spricht sich Charlotte in ihrer mütterlichen Liebe (an Frl. von Bose — 3. Septbr. 1814), wie folgt, aus: Carolinchen, die neu bei mir ist, fordert Umgang, fortwirkende Ausbildung und Aufmerksamkeit. Sie hat einen Ausdruck von Reinheit, Sanftmuth, der mich oft tief rührt. Ich denke oft, so ein Wesen gehört der Erde nicht. Gestern war sie auf einem Ball, wo sie bescheiden und einfach sich zeigte und so anständig. Der Maler Kügelgen ist hier; dem fiel sie sehr auf und ich fand im Stillen, daß sie den wahren jungfräulichen Ausdruck hat und dabei nicht verlegen, nicht schüchtern, sondern immer gut und offen ist. Gegen die andern jungen Mädchen ihres Alters zeichnet sie sich recht aus, die so weltlich und begierig den Vergnügungen nachlaufen. Ich bin bis halb zwei Uhr geblieben, denn ich wollte ihr keine Entsagung auferlegen. Aber eine solide Mutter unter den Freundinnen als Vertreterin wäre mir erwünscht; denn es ist ermattend, solange der Welt anzugehören, worin man nichts zu thun hat noch findet."

18*

So begegnen wir überall Charlotten in ihrem keuschen und bescheidenen Witwenstände, dem geheiligten Andenken des großen Todten und der sorgsamsten Erziehung ihrer Kinder sich widmend.

„Zu dem Menschen redet die Geschichte" — so begann im Jahre 1789 Schiller in der Aula der Universität Jena eine seiner interessantesten Reden vor einem zahlreichen Auditorium. „Sie gewöhnt den Menschen, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammenzufassen und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft vorauszueilen; so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und den Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen." Unser Aller Denken verfolgt einen gemeinsamen Zweck. Charlottens Vorgang und Beispiel zeigt uns, daß das natürliche Gefühlsleben der Frau durch die Kenntniß der Menschengeschichte nicht angekränkelt, im Gegentheil, daß es dadurch kräftiger, reicher wird und an geistigem Inhalt gewinnt. Sie lernte eben dadurch im höchsten und edelsten Sinne verzeihen, sie lernte, über enge Grenzen hinweg vergangene und zukünftige Generationen lieben; noch mehr: sie lernte die ungeheure Arbeit ihres Mannes begreifen und theilen. Sie fand in den Büchern der Weltgeschichte die Arbeit von Millionen verzeichnet, und regte, indem sie bei der Erziehung ihrer Kinder auf die Geschichts-Darstellung in ihrer einfachsten Form, auf die kleinen passenden und geistvollen Monographien der Leitfäden hinwies, in den liebenswürdigen Kleinen das wärmste Interesse an, sich „von lebendigen Menschenseelen, von dem

deutschen Volke, seiner Geschichte, seinen Thaten" erzählen zu lassen. So bewährte sie sich auch hier als die Frau, welche „über die engen Grenzen von Geburt und Tod" hinauszusehen verstand.

Im engsten geistigen Verkehr mit den Freunden und Verehrern Schillers, selbst allgemein geliebt und hochgeachtet von Allen, die ihr näher treten durften, nahm Charlotte ihren Aufenthalt erst in Weimar und zuletzt an den Ufern des Rheinstromes. Von ihren Söhnen war Ernst zuerst als Assessor bei dem Landgerichte in Cöln angestellt, während Carl Oberförster wurde. Caroline hatte sich als Erzieherin ausgebildet und kam als solche später an den Hof nach Stuttgart; Emilie vermählte sich mit Herrn von Gleichen-Rußwurm.

Im Jahre 1821 unternahm Charlotte eine Reise nach dem Rhein. Ueber die Eindrücke und die Erlebnisse dieses Aufenthaltes an dem schönen deutschen Strom schreibt sie an Fischenich:

„Ich muß Ihnen, lieber Freund, ein Lebenszeichen senden, Ihnen Rechenschaft geben, wie ich Ihr schönes Vaterland gefunden, da noch die Eindrücke so schön in meiner Seele sind; — auch ehe ich mich an die rheinischen Sitten gewöhne, wo man lieber spricht, als schreibt. Wir bedürfen hier, ernstlich gesprochen, wo uns die Natur nicht anspricht, auch mehr, uns in unserm Inneren Freude zu bereiten; und leben mehr in unsren Vorstellungen, die wir uns erschaffen müssen, um uns über die Gegenwart zu erheben: da hingegen dort eine Welt, die schön beleuchtet sich über dem Strom spiegelt, die großen

bewegten Wasserspiegel, das Leben und Treiben der Menschen, die auch selbst das Element bekämpfen, schon unendlich zu denken gibt, und die lebendige Welt hat mehr Recht, das Gemüth zu beschäftigen. Daher schreibt man auch nicht zu viel. Ich habe mein Herz erweitert und erfrischt, und Vergangenheit und Zukunft liegen tröstender und heller in meiner Seele. Meine Gesundheit hat die dortige energische Luft mehr befestigt, wenn die Nordwinde und die feuchten Nebel mir nicht wieder schaden.

Wären Sie noch gekommen, so hätte ich noch mehr Freude gehabt. Auch mein guter Carl konnte nicht kommen. Aber Sie und er waren unsichtbar uns nahe. Ueber Ernst habe ich mich sehr gefreut; sein Streben, seine Thätigkeit sind mir sehr ehrwürdig; dabei ist er gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich. Es ist sein inniger Wunsch, Ihre Liebe, Ihre Achtung zu gewinnen. Mir wäre es tröstlich, Sie von einem so treuen liebenden Freund umgeben zu wissen. — Er würde Sie oft an den geliebten Vater erinnern; und ich glaube, daß wenn Schiller diese Laufbahn gemacht, er die Welt und Verhältnisse auch so behandelt und angesehen hätte. Sein Amt ist ihm über Alles wichtig, er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann. Seine Ideen sind so klar, so geordnet, daß ich mich sehr daran ergötze, und recht viel gelernt habe dabei.

Die alten Denkmale der Geschichte, der Kunst, haben mich sehr beschäftigt. Die Glocken des Doms,

— der ſelbſt wie ein menſchliches Werk — nicht vollkommen ſein ſoll, weil es menſchlich iſt, — haben mich innig oft ergriffen, und wie eine Elegie mich an das Irdiſche, Vergängliche gemahnt, dabei über die Kraft des Geiſtes, die über Welt und Zeit zum Ewigen ſtrebt, auch getröſtet. Hätten Sie mit mir in Ihrer Vaterſtadt herumgehen können, wo ich vier Tage war, wie hätte ich mit Rührung mit Ihnen die Plätze beſucht, wo Sie mit Ihrer Familie lebten, wo Sie ſich ſpäter ſo wohl in Ihrem Geſchäftsleben fühlten, wo ſo viele ruhn, die Sie an das Leben banden. Ich habe auch dort gefühlt, wie Sie an meinem Glück, an meinem Schmerz theilgenommen. Nicht wahr, in Bonn erhielten Sie die Nachricht über Schiller's Heimgang? Dort beweinten Sie ihn und mich? An der ſchönen Bildſäule der heiligen Helena, in dem ſchön gewölbten Münſter, dachte ich, daß auch Sie dort manche fromme Wünſche und Gebete ausgeſprochen. Ich habe auch auf meine Weiſe dort gebetet.

Auf dem Kreuzberg war ich, in Poppelsdorf. — Es gibt wohl keinen ſchönern Standpunkt in der Welt; oder ich möchte ſagen: was kann ſo mit allen ſchönen Standpunkten die Vergleichung aushalten, wie die Terraſſe von Clemens-Ruh! — Wir ſind über Godesberg, wo ich die Ruinen beſtieg, nach Königswinter über den Rhein gefahren, haben den Drachenfels beſtiegen. Ich habe mich bis an das Denkmal des tapferen Landſturmhauptmanns tragen laſſen auf einem Seſſel, mehr um meine Kinder und Geſellſchaft, meinen Vetter Ritt-

meiſter von Wurmb, nicht zu lange aufzuhalten; meine Kräfte hätten es übrigens wohl erlaubt. Auf die Ruine ſelbſt habe ich mich führen laſſen. — Wie ſchön ſind die Schluchten des Siebengebirges! Die Buchenwälder! Wie lieblich die kleinen Wohnungen der kleinen Weinberge! An Nonnenwerth ſind wir vorübergefahren, und von da wieder nach Bonn.

In Mehlem fanden wir unſern Wagen wieder. — Die Bibliothek beſuchten wir; den alten Zoll; und ich finde die Lage des Schloſſes einzig ſchön! — Was mich anzieht, ſind die vielen Alterthümer, die man findet, die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten dieſes Landes; — mit der einzig ſchönen Natur! — Ich habe die Hinreiſe zu Waſſer gemacht, die Heimreiſe zu Wagen. Bis Coblenz iſt Ernſt mitgefahren.

Menſchen habe ich im Verhältniß viele geſehen. B. ſah in Deuz. (Sie lieben auch den Ort, habe ich zu meiner Freude erfahren.) Auch Ihren Freund Schwarz ſah ich. Graf Solms war die meiſte Zeit abweſend, er kam zwei Tage vor meiner Abreiſe nach Cöln. Berghaus, Verkenius, Detroux lernte ich kennen. Eigentlich lebte ich doch für Ernſt in Cöln, und habe die Zeit eingerichtet, wie ſeine Geſchäfte es nöthig machten. Auch wiſſen Sie, daß im Sommer nicht viel Geſellſchaften ſind, auch da meiſtens, beinahe immer geſpielt wird, und da ich das nicht kann, ſo ſuche ich ſolche geſellſchaftliche Unterhaltungen nicht, an keinem Ort. — Ich habe die Freiheit des Lebens nach meiner Weiſe genoſſen; die merkwürdigen Plätze beſucht.

Meine Töchter haben sich sehr glücklich gefühlt; sie sehnen sich nach dem Rhein, nach dem Bruder, nach dem Dom. Wir sprechen uns noch nicht aus, denn wir sind noch im Geist dort, und jedes hat die Sehnsucht im Herzen. Der Gedanke an Ernst's fortschreitende Existenz, an die große Natur, die Erinnerung der Kunstwerke, dieß Alles hat belebend und bildend auf die Töchter gewirkt. Ich freue mich, daß sie diese Erfahrungen gemacht haben.

Wir sind auch an den Assisen gewesen, und sind überhaupt sehr bewandert in der Rechtswissenschaft. Wie gern hätte ich Sie dort sprechen hören! Denn Ernst sagt mir, daß Sie so schön sprechen, und sich so würdig öffentlich zeigten. Er hat einen Sekretär, der unter Ihnen arbeitete, der ihm manche Züge Ihres Geschäftslebens mittheilte. — Wie ich eben zugegen war, sprach ein sehr guter Advokat; — —, mit einer Beredsamkeit, die mich an die französischen Rechtsfälle erinnerte.

Herr v. Mylius war Präsident. Es ist eine sehr belebende Art, über das Recht zu sprechen; und obwohl die menschliche Natur, — die meistens leider im Zügel gehalten werden muß, und nicht das Gute zu suchen lebt, sondern das Leben auf alle Art zu benutzen und zu genießen, — nicht auf einmal sich erhebt, so glaube ich doch ist das öffentliche Verfahren eine Stufe zum Besserwerden; denn es werden so viele Dinge zur Sprache gebracht, die zum Guten den Weg zeigen; wer hören will, kann viel hören.

Die Töchter wollen empfohlen sein. Caroline hat im Dom mitgesungen, Emilie hat Aussichten am Rhein gezeichnet. Auch an dem Weingarten, wo Sie oft waren, sind wir oft vorübergegangen. Alles Gute sei mit Ihnen!"

Die Verhältnisse in Weimar befriedigten Charlotte nicht sehr. Doch zog sie ihr Herz immer wieder von ihren Ausflügen nach der ihr so lieb gewordenen Stadt wie nach ihrer Heimat zurück und die Freundschaft Göthes, ihrer Beschützerin Frau von Stein, und so mancher ausgezeichneten Zeitgenossen, ihre Anhänglichkeit an die Großherzogin und Großfürstin, deren Achtung und Gunst sie in hohem Grade erfreute, boten ihrem Geist reichen Genuß.

Der großherzoglich Weimarische Hof hatte in fürsorgender Güte eine jährliche Pension für Schillers Witwe im Betrag von 300 Thlr. festgesetzt, welche sie in ¼jährlichen Raten von 75 Thlr. aus der Landschafts-Pensionscasse ausgezahlt erhielt. Aus derselben Casse erhielt auch Caroline von Wolzogen (Charlottens Schwester) eine jährliche Pension von 400 Thalern.*

Als im Jahre 1823 die müden Augen der treuen Mutter Charlottens sich geschlossen hatten, fingen auch die ihrigen an, zu erlöschen.

* Der Verfasser ist in dem Besitz verschiedener Originalquittungen Charlottens und Carolinens über den Empfang ihrer Pensionsbeträge aus dem Jahre 1824 gekommen, welche die Original-Unterschriften der Empfängerinnen ergeben.

Um so mächtiger zog es sie jetzt wieder an den Rhein zu ihren Söhnen und in Bonn ließ sie sich nieder. Eine gefährliche Augenoperation überstand sie muthig und mit anscheinend günstigen Aussichten auf Erfolg. Da aber traf sie plötzlich im Juli 1826 ein Nervenschlag. Ihre letzten Stunden waren sanft. Bei entschwundener klarer Besonnenheit fühlte sie nicht die Trennung von den Ihrigen, sie verschied in freundlichen Phantasien. Ihr wohlgetroffenes Portrait, welches sich im letzten Bande der bei Cotta erschienenen Octavausgabe der Werke Schillers befindet und von dem wir eine Copie unserm Buche beigefügt haben, spiegelt treu und wahrhaft ihren Charakter ab, zu dessen Grundzügen Anmuth, Sanftmuth und bezaubernde Geistesfrische gehörten. Der kurze Lebensabriß Charlottens zu jener Ausgabe ist so zutreffend, daß wir uns nicht versagen mögen, ihn hier mitzutheilen.

Da eine harmonische Ehe ein schöner Schmuck in jeder Sphäre des männlichen Daseins ist, so steht Charlottens Bild nicht unpassend neben dem des großen Dichters, und seine Freunde werden es als Vervollständigung des Umrisses seines Lebens gern begrüßen.

Charlotte von Schiller, geborne von Lengefeld, erblickte im November 1766 in Schwarzburg-Rudolstadt das Licht der Welt. Im Februar 1790 wurde sie Schillers Gattin. Fünfzehn Jahre hindurch war sie seine glückliche Lebensgefährtin.

Nur immer wiederkehrende Sorge um seine Gesundheit konnte dies schöne Dasein trüben. Im Früh-

ling des 16. Jahres ihrer Ehe entriß ihn der Tod ihren Armen, der Welt.

Charlotte lebte ganz in Schiller und einzig für ihn. Ein Weſen voll reiner ſinniger Empfänglichkeit für die Aufnahme ſeiner Ideen immer um ſich zu finden, war ihm Bedürfniß, und in ſeinen Mittheilungen fand Charlotte ihr höchſtes Glück. „Sie folgte gern, denn ihr ward leicht zu folgen.“ Ein ſicherer Geſchmack war ihr in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren. Ihr Gefühl war nicht ſelten ein beſtimmendes Urtheil für ihn. Der Widerwille gegen alles Gemeine lag in ihr wie in ihm.

Sie war das Weib, deſſen er bedurfte. Er konnte auf den klaren Grund dieſer Seele ſchauen, in der nichts Verborgenes lag, ja der es unmöglich war, ein Wort anders, denn als treues Bild ihrer Gefühle und Gedanken auszuſprechen. Der erfriſchende Hauch der Phantaſie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt die Schillern ſo wohlthätige Heiterkeit. Selbſtſtändigkeit und Charakter vermögen ſich gegen die oft harte Nothwendigkeit zu ſtämmen, aber der Zauber des Umgangs entquillt nur jenen Himmelskräften.

„Charlottens Briefe haben eine eigene Grazie. Alles Ernſte und Große erfaſſend, doch die Kleinigkeiten des täglichen Lebens fein fühlend, und im heitern, oft komiſchen Sinne haltend, ſtellen ſie den gegenwärtigen Moment klar und anmuthig dar.

So ruhen denn die drei im Leben eng Verbundenen im Tode von einander getrennt, Schiller in der Fürstengruft in Weimar, Caroline in Jena, Charlottens sterbliche Hülle auf dem Kirchhofe in Bonn, wo später auch ihr Sohn Ernst zur Erde bestattet worden ist.

Ueber Charlottens letzte Lebenstage und ihren Heimgang spricht sich in tiefergreifender Weise ein Brief ihrer Tochter Emilie an ihre Schwester Caroline (vom 16. Juli 1826) aus.

Meine innigstgeliebte Caroline! Wir haben einen tiefen Schmerz erfahren. Kaum kann ich mir die Möglichkeit oft denken, welche unendliche Lücke in meinem Leben ist; überall, überall suche ich die theure Mutter, und finde sie hier auf der Erde nicht wieder; doch in höheren Welten wird sie mir, uns zurückgegeben. O meine Line, laß uns Kraft haben, diesen Schmerz mit Fassung zu ertragen. Laß uns in dem Ewigen Trost finden, wohin auch sie zurückgekehrt und uns nahe sein wird. Der Schlag kam entsetzlich schnell; keine Ahnung ihres Todes erfüllte uns; nur Freude und Hoffnung, ihr Augenlicht zurückgekehrt zu wissen. Es ist das erstemal, daß ich wieder schreibe, und was ist in dieser Zeit Alles geschehen! Ich bin ruhig und gefaßt, und stille Wehmuth und Sehnsucht nach der Geschiedenen ergreift mich oft.

Ach unendlich viel haben wir verloren! Fasse dich mit uns, geliebte Schwester; ihr Segen, die uns so innigst geliebt, soll auf unsrer Liebe ruhen. Wir glauben, der treue Freund Dannecker würde dir in die-

ſem traurigen Augenblick der treuſte und tröſtlichſte Freund ſein, und gewiß haben wir uns nicht geirrt. Er wird mit väterlicher Liebe Dein wundes Herz getröſtet haben. — So viel es mir heute möglich iſt, will ich Dir von den letzten Tagen der innig geliebten Mutter ſagen.

Am Dienſtag Morgen war die Operation, wie ich Dir geſchrieben. Sie war glücklich und ſchmerzlos. Einige Augenblicke nach der Operation ſtellte Geheime-Rath Profeſſor Walther (ein berühmter Arzt) mich und Lottchen vor die Mutter, und ſie verſicherte, uns deutlich ſehen zu können. Dieß war das letztemal, wo ſie mich ſah, und tief bewegt war ihr Gemüth dabei, doch freudig, denn ſie fühlte neue Sehkraft. Von dieſem Augenblicke an lag ſie im Bett, mußte ſie im Bett liegen, durfte nur das Allernöthigſte ſprechen, und nur Gerſtenſchleim zu ſich nehmen. Noch am Tage der Operation bekam ſie Kopfſchmerzen, vorzüglich über den Augen.

Walther war hierauf vorbereitet, denn er trug uns auf, ſie öfters nach dem Kopf zu fragen, denn ſobald ſie da Schmerzen fühlte, mußte Ader gelaſſen werden. Dieß geſchah noch an demſelben Tage, und ſie fühlte von dieſem Moment an keine Schmerzen, weder am Kopf, noch unmittelbar an den Augen. Walther kam täglich drei- bis viermal; auch ſahen ſeine Gehülfen nach, und Lottchen wie mir war es die heiligſte Pflicht, Walthers Befehle auf das Treueſte zu erfüllen; wir haben ſie keinen Augenblick verlaſſen.

Walther war mit den Augen sehr zufrieden und versicherte, sie könnten nicht besser sein. Von Dienstag bis Sonnabend blieben sie geschlossen, und am Sonnabend Morgen wurde der erste Verband abgenommen, die Augen mit lauem Wasser von Walther gewaschen, und die geliebte Mutter sagte zu Walther: „Ich sehe Sie sehr gut sitzen.“ Sie mußte die Augen wieder schließen, und ein neuer Verband wurde genommen. Die Mutter fühlte sich Sonnabends. müder als die vorigen Tage, doch nicht unwohl; im Gegentheil, sie fühlte eine gewisse Behaglichkeit und Wohlsein in dieser Müdigkeit. Sie aß mit großem Vergnügen; nach den zwei ersten Tagen erlaubte ihr Walther Einiges, was sie sehr zu essen wünschte.

Sie hatte in der ganzen Zeit den natürlichen Geschmack der Speisen, mit einem Wort, es konnte nicht besser gehen.

Natürlich fühlte sie sich müde und angegriffen, aber ihr Gemüth war ruhig; sie schlief viel und ruhig. Nachdem sie Sonnabend gegessen, schlief sie bald ein und schlief lang und fing an etwas unruhiger zu athmen; sie wachte auf einmal auf, ungefähr gegen zwei Uhr, und die erste Veränderung, die Lottchen und ich bei ihr bemerkten, war in ihrer Stimme; sie hatte einen andern Ton bekommen. Die Mutter verlangte etwas zu trinken, und als wir sie fragten, wie es ihr ginge, sagte sie, sie habe Schwindel. Wir schickten auf der Stelle zu Walther; dieser war nicht den Augenblick zu finden, aber sein Gehülfe kam auf der Stelle, und

ſchrieb dieſen matten Zuſtand der großen Wärme zu und beruhigte uns über dieſen Zufall. Doch bald kam Walther, ſah die Mutter, ging in das andere Zimmer, und ſagte: er könne dieſe ungeheure Schwäche nicht begreifen; es könne jeden Augenblick ein Nervenſchlag kommen; ich ſolle Ernſt im Augenblick einen Boten ſchicken. Walther blieb mehrere Stunden; die Füße wurden mit Wein gewaſchen, die Arme; es wurden Senfpflaſter gelegt; ſie bekam ſtarke Tropfen; doch die Schwäche nahm zu; die Beſinnung verlor ſich oft ganz, die Stimme wurde immer mehr verändert; oft kamen halbe Augenblike zurück, wo ſie ſich ganz entſetzlich matt fühlte; keine trübe Phantaſie ängſtigte ſie, immer heitere Bilder ſtanden vor ihrer Seele, doch immer mehr ſchwand die Beſinnung und das Fieber nahm zu. Walther war unermüdlich, doch vergebens; ihr Zuſtand änderte ſich nicht. In hellen Augenblicken wie in der Phantaſie dachte ſie unſerer Aller oft mit Liebe; auch viele ihrer Freunde kamen vor ihrer Seele vorüber; ſie ſah die ſchönſten Eichenwälder, Blumen um ſich herum, keine trübe Ahnung des Todes drückte ſie, nur heiter und ohne Schmerzen war ihr Ende, ihres herrlichen Lebens würdig. Nach einigen Stunden verließ uns Walther mit der Verſicherung, es gehe ein wenig beſſer, und für die Nacht ſei nichts zu fürchten. Ihr Zuſtand blieb einige Stunden derſelbe; ſie trank viel, nahm ein und trank auch mit der größten Luſt eine von Walther verordnete Taſſe Caffee. Endlich kam Ernſt gegen 2 Uhr des Nachts; die Mutter hatte oft nach Ernſt gefragt,

weil ſie glaubte, es ſei Sonntag, wo er verſprochen zu kommen. Die hellen Augenblicke wurden immer ſeltener; ihre Stimme verlor auch an Deutlichkeit, und oft konnte man kaum ihre Worte verſtehen; ach, und ihre lieben Hände wurden immer gefühlloſer. Ernſts Stimme erkannte ſie noch; dieß war der letzte helle Augenblick; ſie drückte noch viel Theilnahme und Freude über ihn aus, fragte nach der Lena und Thereschen; doch dann kehrte die Beſinnung nicht wieder zurück; man hörte nur noch unverſtändliche Töne; ſie trank noch viel, auch die Senfpflaſter zogen; aber vergebens, ſie ſollte enden, die liebe herrliche Mutter! Wir mußten auf Alles gefaßt ſein; die Unmöglichkeit der Rettung war zu klar. Ernſt holte Walther wieder, kurz nachdem er angekommen, doch Walther konnte nicht mehr retten. Er gab ihr Moſchus, das letzte Mittel — doch Alles war vergebens. Ihre Seele war nicht mehr bei uns, nur der Körper athmete noch, aber ſie war ſchmerzlos; der Athem wurde immer und immer ſchwächer, und endlich entſchlief ſie ſanft.

O liebe Line, wie herrlich war da der Tod! Ein ſanftes, ſanftes Einſchlafen. Ich ſtand dabei, wie der letzte Athemzug geſchah. Unſere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod! Ein ſolcher Tod iſt ſo viel werth, wie ein glückliches Leben! Wie dankbar müſſen wir dem Ewigen für dieſen ſanften Uebergang zu jenem Leben ſein, wo ſie nicht allein ſein wird; dort iſt ja das Theuerſte für ſie ihr ſchon vorangegangen. O Line, herrlich, herrlich war ihr Tod! Keine Spur

eines trüben Gefühls, eines traurigen Gedankens war zu finden. So ruhig war auch ihr Ausdruck nach dem Tode. Auf dem ganzen Gesichte herrschte eine Milde, die sich nicht aussprechen läßt, man mußte sie sehen. Sie hat mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, wie ich ihr theures, liebes Gesicht zum letztenmal sah und von ihr Abschied nehmen mußte — doch nicht auf ewig, dies sagt mir mein Herz, einst werden wir wieder vereinigt werden. Sie sprach noch von uns Allen. Von dir sagte sie: meine Caroline habe ich auch lieb. Manches lallte sie noch, aber schon mit gebrochener Stimme; es klang mehr wie Gesang. Es ist alles so entsetzlich schnell gekommen, daß mir dies unendlich Traurige kaum möglich scheint. Wir hatten die besten Hoffnungen. Die Operation, die Folgen konnten nicht besser sein; sie fühlte sich vorher so wohl. Ich habe die theure Mutter nie wohler, ruhiger, als in diesen letzten vier Wochen gesehen. Sie selbst hatte die größte Sehnsucht nach Bonn; sie ließ sich nicht länger zurückhalten, und Walther hat sie vier Wochen genau beobachtet, man konnte nicht zufriedener mit ihrem Zustande sein; ihr Vertrauen zu Walther wurde immer größer; sie hatte auch zum Augenblick der Operation großes Vertrauen, natürlich immer etwas Angst, wie man immer vor etwas Unbekanntem hat; doch war ihr Vertrauen zu Walther vorherrschend. Noch am Abend vor der Operation, wo die Augen angefeuchtet wurden, war sie heiter und ließ sich noch vorlesen. Auch bis zum Sonnabend hatte sie immer großes Verlangen, mit heiterem

Gemüth mit uns zu ſprechen, aber wir durften ihr oft nicht antworten, um jedes nicht höchſt nöthige Wort bei ihr zu vermeiden. Doch dieſer Nervenſchlag war nicht vorher zu ſehen, und Walther hat die theure Mutter mit der größten Sorgfalt behandelt, und dieſer Schlag kam auch ihm unerwartet.

Meine theure Line, mir iſt ſehr bange um dich; du wirſt ſehr angegriffen ſein; ich bitte dich, ſchreibe mir bald, wenn auch nur einige Worte. Ich bin ſehr bange; du biſt kaum ſelbſt geneſen, und dieſer tiefe Schmerz wird dich ſehr verwunden.

Schreibe bald, theure Line; erhalte dich aufrecht, denke an deine treue Emilie. Dieſer traurige Schlag ſoll unſere Herzen feſter an einander binden. Die theure Mutter haben wir verloren: in unſern Herzen lebt ſie mit uns fort. Mein großer Troſt für dich iſt die für dich ſo wünſchenswerthe Entſcheidung deines Schickſals; dies wird dich aufrichten, beſte Line, du haſt für Andere zu leben; dies wird dich tröſten, dir Lebensmuth geben. Die Mutter war ſehr glücklich über deine Ausſicht; dies muß dir unendlich tröſtend ſein, beſte Line. Sie hat ſich innig darüber gefreut. Auch mein Schickſal ruht in des Ewigen Hand. Ihm vertraue ich. In dieſem Augenblick bleibe ich bei Ernſt; doch dann gehe ich zu Tante Wolzogen, dahin treibt mich mein Herz; ich kann ihr vielleicht noch das Leben erheitern, und ich liebe ſie ſo innig; ich hoffe nicht, daß ſie mich zurückweiſt, denn es iſt mein innigſter Wunſch, zu ihr zu

19*

gehen. Wir haben beide Trauriges erlebt. Sie wird meine zweite Mutter sein!

Lottchen behalte ich bei mir, ich bin ihr dies schuldig für ihre Treue und Liebe. Der gute Ernst hat natürlich viel gelitten; er ist ruhig und gefaßt, und mir von großem Trost; der theure Bruder!

Ich weiß dich, meine gute Line, von treuen Freunden umgeben; dies tröstet mich sehr, denn ich bin dir ferne."

Von Schillers Söhnen starb Carl als Oberförster a. D. und Kammerherr am 21. Juni 1857 zu Stuttgart, Ernst als Appellationsgerichtsrath in Villich bei Bonn am 19. Mai 1841; Ernst hatte in seiner äußern Erscheinung eine sprechende Aehnlichkeit mit seinem Vater. Er war beinahe von gleicher Größe und Körperbildung und fast von derselben Haltung, nur daß sie etwas mehr vorgebeugt war. Auch die Form und Farbe des Gesichts erinnerten an den Dichter. Wie dieser in der Ideenwelt lebte, so zeigte sich der Sohn im Weltwesen und Geschäft erfahren, kenntnißreich und gewandt.

Er war der beste Gesellschafter durch treffenden Witz und gutmüthigen Humor. Bei großer Klarheit besaß er, wie Wenige, die Gabe der Rede. Zu diesem Talent, das man in Unterhaltung mit ihm immer von Neuem bewundern mußte, gesellte sich sein reiches, vielumfassendes Gedächtniß. Er besaß sehr gründliche historische Kenntnisse. Als Lehrer der Geschichte, vorzüglich der neuen, würde er ausgezeichnet gewesen sein.

So anschaulich und voll Leben, mit solcher Heiterkeit und Laune, wie er, wußten nur Wenige zu erzählen, namentlich von Göthe und den Weimarischen Verhältnissen. In den letzten Lebensjahren schien sein Geist viel feiner und schärfer, sein ganzes Wesen inniger geworden zu sein.

In seinen politischen Ansichten war er entschieden loyal gesinnt und ein unbedingter Anhänger der Hohenzollernschen Dynastie. Einfach und anspruchslos im Leben, konnte er bei seiner bürgerlichen Denkweise auf seinen Adel nur wenig Werth legen. Erzählt wird, daß er einst den Wunsch geäußert, sein Vater möchte seine Nobilitirung abgelehnt haben. Seine Familie, meinte er, sei dadurch in eine schiefe Stellung gekommen, und habe nur den Vortheil gehabt, daß seine Schwester einem trefflichen Gatten, dem Baron v. Gleichen-Rußwurm, zugeführt worden sei.

Besonders nahe stand Ernst von Schiller dem hervorragenden Biographen seines Vaters, dem Director des Gymnasiums zu Kreuznach, Dr. Carl Hoffmeister. An ihn schrieb er (1838). „Es hat mir einen großen Genuß gewährt, das erste Heft Ihres Werkes über meinen Vater zu lesen, und die Tiefe und Gründlichkeit zu bewundern, mit welcher Sie die bis dahin berührten Werke Schillers aus seinem Leben, Character und seinen Verhältnissen construirt haben. Diese Behandlungsweise wird nicht allein das Studium und Verständniß der Werke Schillers außerordentlich fördern, sondern es ist auch, meiner Ueberzeugung nach, darin eine

edle Feier des Andenkens unſeres verewigten Dichters enthalten, in welchem ich mit Ihnen den edlen Menſchen und als Sohn den Vater verehre. In dieſem letzteren Verhältniſſe wollen Sie mir noch beſonders geſtatten, Ihnen für die liebevolle Anſicht zu danken, mit welcher Sie den Verewigten betrachtet haben, und wollen mir auch den Wunſch zu äußern erlauben, daß eine nähere Bekanntſchaft unter uns ſtattfinden möge."

Bald nachher beſuchte ihn Hoffmeiſter in Cöln, und begleitete ihn und ſeine Gattin und Stieftochter zum Schillerfeſte. Er blieb ſeitdem mit ihm und ſeiner Familie in ununterbrochenem Briefwechſel.

Von Schillers Töchtern ſtarb Caroline, die in glücklicher Ehe auf der Katzhütte bei Rudolſtadt lebte, im Jahre 1850 in Würzburg, wo ſie bei ihrer Schweſter Emilie zu Beſuch verweilte, welche ſich durch verſchiedene Publikationen von hervorragender Bedeutung um die Schiller-Literatur hoch verdient gemacht und als ebenbürtige Tochter ihrer berühmten Eltern ihr in jeder Beziehung ausgezeichnetes Leben im Jahre 1872 beſchloſſen hat. Ihr Sohn, Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Mitglied der Großherzoglich Sächſiſchen Maler-Akademie in Weimar, Meiſter und Ehrenmitglied des Freien Deutſchen Hochſtifts, ein trefflicher Künſtler auf dem Gebiet der Landſchaftsmalerei — lebt theils auf den elterlichen Gütern, theils in Weimar.

Am 9. Mai 1877 ſtarb Friedrich Ludwig Ernſt Freiherr von Schiller, Enkel und letzter männlicher

Nachkomme des Dichters (Carl von Schillers Sohn), österreichischer Rittmeister.

Fast drei Decennien früher am 11. Januar 1847 — 80 Jahre alt — war Schillers Schwägerin Caroline von Wolzogen aus diesem Leben geschieden. Ihr Tod war sanft. Mit den leisen Worten: „Hilf, Vater, hilf" hauchte sie ihren Geist aus.

Am 14. Januar wurde Carolinens sterbliche Hülle zur Erde bestattet. Die Jenaer Freunde folgten dem Sarge in stiller Trauer, mit ihnen ein Abgeordneter des Weimarer Hofs. An der Gruft, die, ihrem Willen gemäß, zur Seite ihres vorangegangenen Freundes Knebel gegraben war, sprach Geheimekirchenrath Schwarz herzliche Worte, die Alle tief bewegten.

Nach ihrem Tode fand man die Verordnung: Ich will ganz einfach begraben sein. Mein Leichenstein soll folgende Worte enthalten:

Sie irrte, litt, liebte, verschied
im Glauben an Christum,
die erbarmende Liebe.

Ein Fremder entwirft von der geistvollen merkwürdigen Schwester Charlottens aus ihrer letzten Lebenszeit folgende Schilderung: „Die feingebaute Frau mit ihren klugen Augen und dem freundlichen Wesen empfing mich in dem einfachen Zimmer, dessen einziger Schmuck ein großes schönes Bild Schillers war. Unter diesem Bilde die Frau sitzen zu sehen, die damals als die fast einzige Zeugin seines unsterblichen Schaffens

und Wirkens lebte und sie mit der innigsten Wärme von ihm sprechen zu hören, das hat mir einen Eindruck hinterlassen, der unauslöschlich sein wird."

Caroline überlebte nicht allein Schiller, vor ihr starb auch Göthe. Göthes Tod — lautet die Notiz in ihrem Tagebuche vom 1. Juni 1832 — hat mich sehr ergriffen, diese hohe majestätische Gestalt, die neben unser Aller Jugend stand, ihn, dessen Geist man fast jeden Tag anrief, vermißt man schmerzlich. Die Erinnerung an schöne Zeiten lebt in mir auf und man vergißt alle kleine Entfremdungen. Mich grauts fast, Weimar ohne Göthe wieder zu sehen.

Hohe Menschen, deren ganzes Wesen eine Einheit bildet, haben Sprache, wo andere verstummen; sie sind immer klar und haben die Fähigkeit, Alles, was sie denken und empfinden, auszudrücken; bis zu jenen göttlichen Momenten des Schweigens, die über alle Sprachen erhaben sind und uns dem Kreis der Sinne entrücken. Ihre Seufzer sind dann Flammen, ihre Thränen Himmelsthau, der emporsteigend, zu goldenen Wolken wird, die sich erquickend herabsenken.

Carolinens erster schriftstellerischer Versuch: „Agnes von Lilien" erschien 1797 anonym zu Berlin in zwei Octavbänden, und in einer neuen Ausgabe ebendaselbst 1808. Die von Schiller in den Horen mitgetheilten Fragmente hatten große Sensation erregt und fast allgemeinen Beifall gefunden. Viele hielten jenen Roman für ein Werk Göthes.

Die Gebrüder Schlegel zweifelten nicht daran, und

Dorothea, Fr. Schlegels hochgebildete Gattin, meinte: „Göthe habe nie einen vollendeteren Character geſchaffen, als dieſe Agnes von Lilien.“

„Mir iſt als träte ich in einen Tempel, ſo oft ich in das Schillerſche Haus gehe, Alles reiht ſich hier an einen durchgehenden Faden und um das vollſtändig geſammelte Bild ſchöner Anſchauung webt ſich ein Heiligenſchein.“ — ſo ſprach einſt Voß, als die irdiſche Erſcheinung des unerſetzlichen Sängers verſchwunden war und ſein Genius wie eine überirdiſche Macht ſich ohne Widerſpruch immer mehr im Herzen ſeines Volkes geltend machte. Als die Schillerſche Familie durch den frühen Heimgang des großen Dichters in tiefe Bekümmerniß verſetzt war, ſtrömten aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes, ja weit über die deutſchen Gauen hinaus vor Allen ſeiner trauernden Gattin unzählige Beweiſe der rührendſten Theilnahme zu — und wohl verdient ſie es, daß ihr Name, mit dem ihres Gatten verbunden, bis zu den ſpäteſten Geſchlechtern fortlebt. Eine ganz beſondere heilige Verpflichtung aber, das Gedächtniß Charlottens von Schiller hoch zu halten, hat das Freie Deutſche Hochſtift für Wiſſenſchaften, Künſte und allgemeine Bildung in Göthes Vaterhauſe zu Frankfurt am Main, denn es wurde zu dieſem Tempel deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ganz im Sinne des großen Dichters am Jubelfeſte ſeiner Geburt im Jahre 1859, wo ſich zum erſten Male nach langer trüber Zeit politiſcher Unfreiheit, das geſammte deutſche Volk in einem einzigen Hochgefühle vereinigte,

in würdigſter und großartigſter Weiſe der Grundſtein gelegt.

Das Freie Deutſche Hochſtift iſt die Verwirklichung eines von Schiller ſelbſt gehegten Wunſches. Die Thätigkeit dieſer unabhängigen geſammt-deutſchen Vereinigung iſt auf die Pflege Deutſchen Geiſtes in Wiſſenſchaften und Künſten im Sinne Göthes und Schillers mit Rückſicht auf ihre Bedeutung für die allgemeine Bildung unſerer Zeit gerichtet. Durch die allen Mitgliedern ſatzungsgemäß gewährleiſtete Lehr- und Lernfreiheit birgt die Genoſſenſchaft in ſich das Kleinod einer freien geſammt-deutſchen Hochſchule. Seinen Beſtrebungen nach bildet das Freie Deutſche Hochſtift eine offenbare Vertretung des geſammten freien deutſchen Geiſteslebens. Es ladet alle Träger desſelben zum Anſchluſſe ein, unter dem unſerm großen Dichterpaar gemeinſamen Spruche:

Immer ſtrebe zum Ganzen und kannſt
Du nicht ſelber ein Ganzes
Sein, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes Dich an!

Alle Stiftsgenoſſen ſtehen in Rechten und Pflichten einander völlig gleich; alle umſchlingt ein gemeinſames Band der Freundſchaft zu gegenſeitiger Förderung ihrer Beſtrebungen im Geiſt des Freien Deutſchen Hochſtifts.

Das Freie Deutſche Hochſtift hat ſich damit Friedrich von Schiller, welcher der Schutzgeiſt unſerer Nation iſt und in ſeinem Weſen den höchſten Ausdruck der deutſchen Volksnatur darſtellt, zum geiſtigen Führer erkoren bei ſeinem Streben, die nach allen Richtungen

ausstrahlende freie geistige Thätigkeit des deutschen Volkes, anregend und fördernd gleichsam in einem Mittelpunkte zusammenzuschließen und durch diese freie nicht nach Fächern und Zünften beschränkte Geistesthätigkeit nach dem Vorgang des Schillerschen Genius eine über alles Einzelne sich erhebende Zeit- und Weltbildung anzubahnen.

So lange unser Deutsches Volk auf der Höhe aller Zeiten steht, so lange die Deutsche Jugend ihrer Mission, in ächter treuer Vaterlandsliebe die Bahn zu verfolgen, auf der die Väter gewandelt, eingedenk bleibt, ist ihr Prophet Friedrich von Schiller, „der ewig junge, der kühn der Freiheit Fahne trägt." (Beck.) Mit gewaltiger Hand rückt er im Verein mit Göthe, dem schützenden und schirmenden Berather und Vollender, das Ziel unserer Stiftung uns näher, Deutsche Kunst und Wissenschaft — mit Hintansetzung jedes Formelzwangs, jeder Geistesbeschränkung und aller Sonderabsichten — in reiner ungefälschter und selbstloser Liebe zur Wahrheit in der edelsten Bedeutung der Worte unseres glorreichen Dichterfürsten:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird dort als Wahrheit vor uns stehn."

gemeinsam zu fördern und zu pflegen. Unser Hochstift schreitet unbeirrt fort auf diesem Wege, den Dornen mannigfach erschweren, aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Größe des deutschen Volks sich nur durch seine geistige Einheit in nie geahnter Hoheit entfalten kann.

Wohl ist der Gedanke, der für unser Volk in der Kaiserstadt Frankfurt, in dem Geburtshause Göthes, worin dieser das Licht der Welt erblickte und von welcher geheiligten Stätte aus er die ersten segnenden Strahlen seines unsterblichen Genius über sein Volk und über die Welt verbreitete, in der Stiftung des Freien Deutschen Hochstifts einen Gelehrten- und Künstlerhof, eine Universalakademie in sich vereinigte, „des Schweißes der Edlen werth." Auf dem Altar in diesem großen Tempelbau der geistigen Einheit unseres Volks, an dem als Baumeister Männer mitarbeiten, die in Wissenschaft und Kunst dem deutschen Vaterlande zur höchsten Zierde gereichen, legt der Verfasser auch diese Blätter nieder, in der Hoffnung, daß sie das Andenken an die goldene Aera der höchsten Blütezeit unserer Dichtkunst wach erhalten, in der, mit den Palmen unvergänglichen Ruhms reich bedeckt, Schiller und Göthe — die Seelen unseres Hochstifts — durch ihre genialen Schöpfungen die natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes herbeigeführt haben.

So möge denn dies Büchlein, welches am sturmbewegten Nordseestrande entstanden ist, gleich den Meereswogen erfrischend und belebend sich als ein immergrünes, nimmer verwelkendes Denkblatt auf das Herz des deutschen Volkes legen zum Gedächtniß des größten dramatischen Dichters und der edelsten unter den deutschen Frauen, mit welcher im Vereine er den Thron der Hoheit und Größe auf dem Gebiete der dramatischen Poesie für alle Zeiten bestiegen hat.

Anhang I.

Zur Characteriſtik Charlottens von Schiller theilen wir für ihre Verehrer, die ihren großen Gatten in ihr Herz geſchloſſen haben, noch einige ihrer lieblichen Gedichte mit, welche von ihrer poetiſchen Begabung, ihrer friſchen anmuthigen und jugendlichen Natur und von ihrem fein empfindenden Gemüthe ein erfreuliches Zeugniß ablegen.

1. An **.

(1785.)

O wie oft erwacht in meinem Herzen
Liebevoll Dein Bild;
Statt der Freude fühl' ich bittre Schmerzen
Und mit Sehnſucht meine Bruſt erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
Da ich einſt Dich fand;
Dachte Dein beim ſanften Abendſchimmer,
Oft an meines blauen Fluſſes Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
Die wohlthät'ge Zeit;
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
Aber, glaube, nicht Vergeſſenheit.

2. Zum 3. Februar 1787.

(Geburtstag ihrer Schweſter Caroline.)

Noch lag ich tief im Schlummer
Und kannte nicht die Welt,
Sah' glänzen nicht die Sterne,
Sah' noch nicht jene Ferne
So ſchön vom Mond erhellt.

Ich hörte nicht die Winde,
Die unſern Hain durchwehn,
Sah nicht durch Blumenwieſen
Die Saale lieblich fließen,
Sah nicht die Sterne ſchön.

Da rief ein guter Engel
Dich in des Lebens Tag
Und ſprach: Dir ſei die Freude
Auf immer hold, ſie leite
Durchs Leben Dich gemach.

Noch liegt in Nacht gehüllet
Ein Weſen, das wie Du
Soll ſehn den Tag der Erden;
Laß es Dir theuer werden,
Du gibſt ihm Troſt und Ruh.

Es ſah den Tag der Erde,
Noch ſchwebte düſtre Nacht
Um ſeinen Blick, die Leiden
Kannt' es noch nicht, die Freuden,
Und nicht der Freundſchaft Macht.

Doch feſter, immer feſter
Verknüpfte ſich ihr Band,
Und auf des Lebens Wegen
Gibt ſie uns ihren Segen:
Wir wallen Hand in Hand.

3. Oſſians Abſchiedsklage.

(1788.)

Auf der grauen Wolke Nebelſitze,
Ueber Hochlands Felſen rauher Spitze
Weilt zum letztenmal mein hoher Geiſt.
Fingal iſt verſchwunden, ſeinen Helden
Kann ich von der Enkel Thaten melden
Würdig, daß ſie noch der Sänger preiſt!

Nicht den Speer mehr in der luft'gen Rechten,
Wenn die Söhne kleiner Menſchen fechten,
Schaut Fingals Geiſt auf ſie herab.
Wenn des Nordes Fittige ſich ſchwingen,
Wenn die Nebelgeiſter fliegend ringen,
Schweben ſie nicht um der Vorzeit Grab.

In des Mondes ungewiſſem Lichte,
An dem Stamm der dicht bemoosten Fichte
Lehnet nicht des Sängers Harfe mehr;
Mit dem Traumbild jener heil'gen Tage
Schwing auch ſeine ernſte Trauerklage,
Und es horchet Niemand um ihn her.

Fremde Geiſter ſind heraufgeſtiegen
Aus der finſtern Mutter Erde Schooß,
Alten Wahn der Dichtung zu beſiegen,
Und der Sänger iſt nun heimathlos.
Wo er wandelt, ſtehen aufgethürmet
Kalte Zweifel ohne Maß und Ziel;
Nicht der Glaube an das Heil'ge ſchirmet;
Alles iſt des frechen Witzes Spiel.

Von der Erde losgebunden dringet
Oſſian in ſeiner Wolken Land,
Wo des Sängers Harfe wieder klinget,
Da er ſeine Helden wieder fand.
Lebet hier in Eurer Willenklarheit,
Deutet Euch des Lebens dunkeln Traum,
Forſchet grübelnd nach der ſtrengen Wahrheit,
Aber laſſet dort der Dichtung Raum!

4. Klage.

(24. Februar 1805. Während Schillers vorletzter Krankheit.)

Was rauſcht und wogt um mich des Lebens Quelle?
Mit ihren Tiefen will ſie mich umſchlingen!
Doch ſchnell und ſchneller folgt die neue Welle,
Wohin ſoll alle tiefe Sehnſucht dringen?
Das unermeßliche Gefühl der Liebe,
Das in des Herzens zarten Falten lebte?
Was iſt mir jetzt dies ewige Getriebe,
Das Phantaſie einſt lieblich mir umſchwebte?
In tauſendfacher Noth und bangem Gram
Wird mir zu arm des Lebens wahre Scene!
Ach da der Zauber mich gefangen nahm,
Da ſah' ich nur das unerreichte Schöne!
Da drängte mächtig an des Herzens Gluthen
In regen Bildern ſich das Große an!

Da ſah ich nicht des Unglücks raſche Fluthen,
Als ich das Leben freudig lieb gewann!
Die Liebe ſenkt gelähmt den matten Flügel,
Vom Hauch des rauhen Nordens angeweht;
In Nacht gehüllt ſind mir die Sonnenhügel,
Auf denen lächelnd ſonſt die Hoffnung ſteht!
Nun locken mich nicht freudige Geſichte
In eine ſchöne beßre Welt hinein!
Nur halb beleuchtet ſteht im Dämmerlichte
Des Lebens letzter, matter, trüber Schein!
Der Feuerfunke, der die Welt beſeelet,
Der neu geſtaltet um uns Wald und Flur,
Was iſt er uns, wenn ſüße Hoffnung fehlet?
Zu frohem Sinn nur redet die Natur;
Umſonſt zeigt ſie die wechſelnden Geſtalten,
Der Blumen bunten, ſchön geſchmückten Chor,
Sie mag ſich reizend unſerm Blick entfalten,
Der ſüßen Stimme lauſcht nicht mehr das Ohr!

5. Troſt.

(1812.)

In der Pinie Rauſchen und aus der Myrthe Geflüſter
Tönet im lieblichen Ton ewiger Zeiten Geſpräch.
Jene verſchütteten Tempel, die Säulen, dem hohen Kronion,
Pallas und Juno geweiht, wecken des Staunenden Sinn.
Aber der Ketten Geraſſel, die Klage des dienenden Sklaven,
Der die Gedanken des Lichts, hohe Gebilde vollbracht,
Hat die Zeit nicht bewahrt; das Große iſt nur geblieben
Längſt ſchon der Seufzer verhallt, der das Unſterbliche ſchuf.

6. Gebet.

(10. Januar 1813.)

Herr, wenn alle Lebensſchrecken
Uns bedrohn, wenn Schmerz ſich naht,
Gib uns Troſt, Dich zu entdecken:
Du vereineſt Kraft mit That.

Du kannſt alle Sorgen ſtillen,
Du erheben unſern Muth,
Reinigen des Herzens Willen,
Wenn ihm mangelt höh're Gluth.

Herr, Du ſprichſt: es muß vergehen
Jedes Weſens Traumgeſicht;
Wenn wir Deinen Wink verſtehen,
Leitet uns des Geiſtes Licht.

Glaubend harren wir voll Hoffen
Deiner Hülfe: ſie erſcheint,
Wenn auch Unheil uns betroffen,
Ehe ſelbſt der Menſch es meint.

7. Wanderluſt.

Hinaus ins grüne Waldeszelt,
Dort wo die Freiheit lacht.
Nichts iſt, was uns gefangen hält
In enger Schranken Macht.

Wir ziehen froh durchs ſtille Thal,
Die Wieſe und der Wald;
Sie ſind für uns der ſchönſte Saal,
Wo unſer Lied erſchallt.

Wir brauchen nicht des Lebens Schein,
Der manches Herz verführt,
Und ſuchen nicht das Glück allein,
Das frühe ſich verliert.

Stark, wie der Eiche alter Zweig,
Iſt unſer deutſcher Muth;
Wir ſind in unſern Herzen reich
Und preiſen dieſes Gut.

8. Trinklied für Deutſche.

(1815.)

Wohl ſollt ihr füllen des Bechers Rund,
Am goldenen Weine euch laben.
Ihr habt es gelobet mit redlichem Mund,
Die höchſten, die beſten der Gaben.

Dem Volk zu erringen, was lang es vermißt,
Die Freiheit, die Wahrheit, den Glauben,
Was Stolz und Uebermuth, feindliche Liſt
Verſuchte dem Deutſchen zu rauben.

Mit frohem Sinne erblickt er auf's Neu'
In Hoffnung die beſſeren Zeiten.
Er halte nur feſt ſich an Ehre und Treu',
So ſtehn ſie ihm wirklich zur Seiten;

Auf, muthig im Kampfe für Gott und Recht!
Was die Völker am heiligſten halten,
Was erhebet der Menſchen geſunken Geſchlecht,
Was nur Hohes die Geiſter verwalten,

Im Herzen lebet es ewig und klar,
Das Gute ſoll nicht unterliegen.
Es bleibet das Rechte uns ewig wahr,
Und Gott hilft die Feinde beſiegen.

9. Chöre.

(1810.)

Erſter Chor.

Wer ſtand am See Tiberias
Im weißen Kleid?

Zweiter Chor.

Der, dem die Augen waren naß
Um unſer Leid.

20*

Erſter Chor.

Um unſer Leid.

Zweiter Chor.

Um ewiges Leid.

Erſter Chor.

Wer tilgt das ewige Leid?

Zweiter Chor.

Der ſtand am See Tiberias
Im weißen Lammes Kleid.

Beide Chöre.

Menſch, wenn Dein Auge Dir wird naß
Um unſer ewiges Leid,
Winkt Dir vom See Tiberias
Der Held im weißen Kleid.

Die Kapelle im Walde.

Idylle.

(1797.)

Schon erhebt ſich die Sonne, und röthet die Wipfel der Tanne
Auf dem einſamen Fels, der tiefe Klüfte beſchattet.
Tief zerfließet im Thal der Nebel in leichten Geſtalten,
Schleicht an der Felswand hin, und entflieht der nahenden Sonne.
An dem Fuße des Bergs im fernen Kloſter ertönet
Früh der Mette Geſang, der frommen, heiligen Brüder,
Die den Tag mit Gebet in geiſtiger Ruhe beginnen.
An der halb offenen Thür der ſchön geſchmückten Kapelle
Knieet lauſchend der Hirt, und horcht dem hohen Geſange.
Seine Schritte ſuchen indeß die bethaueten Halme
Hohen Graſes, das nicht geſchäftige Tritte zerſtöret.
Leiſer lispelt die Luft in der hohen Linde beim Eingang,
Die der frühere Strahl der Sonne prächtig vergoldet.

Noch im Schlummer, doch bald die blauen Augen geöffnet,
Höret auch Anna den Ton der fernen Glocke verhallen,
Die zum frühen Gebet die frommen Seelen erwecket.
Eilend rafft sie sich auf vom reichen, zierlichen Lager,
Oeffnet leise den Laden des kleinen, kühlen Gemaches,
Suchend spähet der Blick in die breite, geebnete Straße;
Ob von ferne sie nicht die Gestalt des Geliebten erblicke:
Denn ihr hatte versprochen der Jüngling, frühe zu kommen,
Arm in Arm mit ihr zu wandeln zum Bilde der Jungfrau,
Das im schattigen Wald sich schön vom Hügel erhebet.
Nah' am Eingang des Hauses, da pflegte zu warten der Jüngling.
Denn noch öffnet sich nicht für ihn die Thür der Geliebten,
Fremd noch ist er der Mutter und seines Herzens Gesinnung.

Aengstlich suchet der Blick des Mädchens, das leiseste Rauschen
Täuscht das liebende Herz, bald wehet der Wind in den Pappeln,
Die an der Pforte des Thors hoch stehen in Reihen geordnet,
Oder die Tropfen des Thau's entfallen dem üppigen Weinlaub,
Das ihr Fenster umkränzt; o warum weilst Du, Geliebter!
Nun in banger Erwartung beginnt sie den einfachen Anputz;
Ordnet die glänzenden Locken, mit farbigen Bändern durchflochten,
Lange Flechten verbinden die Haare und lieblich geschlungen
Fallen sie um den Nacken, der weiß und glänzend erscheinet.
Um sich hüllt sie ein leichtes Gewand, mit Blumen durchwebet.
Nicht vergißt sie, nachdem der einfache Putz nun vollendet,
Einen Blick in den Spiegel, sich über sich selber erfreuend.
An der Mutter Gemach schleicht leise die Tochter vorüber,
Fürchtend sie zu erwecken, und öffnet leise die Thüre,
Schleicht hinab in den räumigen Hof und harret am Eingang.
Schmeichelnd nahet sich ihr der treue, wachsame Hofhund,
Doch sie bedräuet ihn, da kriecht er winselnd zurücke.
Endlich erblickt sie von fern die Gestalt des nahenden Jünglings.
Eilend kommt er zu ihr, es wallen die bräunlichen Locken,
Von dem Hauche des Morgens durchwehet, um Nacken und Schultern.

Blumen reicht er, vom Thau erfrischt, dem lieblichen Mädchen.
Immer pflegen sie Beide die Blumenkränze zu füllen,
Die auf den kleinen Altar in der Waldkapelle gestellt sind.
Nicht mehr weilten sie nun, und gingen eilig die Straße,
Fürchtend, es könnte von fern sie ein Bekannter erblicken.
Aber als nun die Buchen sich über sie freier schon wölben,
Und der Hügel sie birgt beginnen vertraut die Gespräche.
Warum zögerte st Du? Dein harrt' ich voll bänglicher Sorge! —
Eben Du hielte st mich fest, Du lieblich freundliches Mädchen.
Ach, ein glücklicher Traum von Dir, Du Geliebte, er hielt mich,
Hielt die Sinne gewaltig, ich fürchtete zu erwachen,
Möchte deuten auf Glück des Traumes liebliche Täuschung!
Ja, so seid ihr, ihr Männer, ihr lebt nur dem flüchtigen Eindruck,
Sei es Traum oder wahr, wenn's nur die Seele beweget.
Für ein luftiges Bild kannst Du die Wirklichkeit opfern,
Denn wohl weißt Du es, Lieber, daß mir gar kostbar die Zeit ist.
Fürchten muß ich ja immer, daß früh die Mutter erwache,
Fürchten, wenn sie mich sieht, sie wolle selbst mich begleiten.
Zwar ich ordne ihr klug am Abend die Arbeit des Morgens,
Daß die Sorge für's Haus zu frühe nicht sie erwartet.
Oft schon bat ich sie: Mutter, o laß mir doch die Geschäfte,
Du ermüdest Dich sehr, ich habe ja Kraft und Willen,
Freue der Ruhe Dich auch am Morgen und stärke die Glieder.
Gerne will ich ja sorgen und klug die Geschäfte vertheilen,
Daß ein Jegliches weiß, womit man beginne das Tagewerk.
Aber traurig und klagend erwidert immer die Mutter:
Glaubst Du, Anna, daß nur die Sorge so früh mich wecke,
Oder es treibe mich nur, dies Tagesgeschäft zu beginnen?
Ließ mich ruhen mein Herz und die Alles verzehrende Sehnsucht
Nach dem Gatten, der ach! so viele Jahre schon fern ist!
Den ein heiliger Wahn so lang von der Heimath entfernte;
Ablaß wollt' er sich holen vom Stuhle des heiligen Vaters,
Seine Schuld zu versöhnen, ach, niemals hat er gesündigt!
Edel und fromm ist sein Sinn, und wollte immer das Beste.
Fühlt' er quälend, wie ich, die Schmerzen der nagenden Sehnsucht,
Stacheln würd' ihn sein Herz, zu den Seinen wiederzukehren.
Du auch, Anna, vermehrte st mir peinlich die Wunde des Herzens,

Da ſich mit jeglichem Tag die reifende Bildung entfaltet.
Früh fühlt Liebe das Mädchen, und ſchwer iſt's, dem Herzen gebieten.
Bald wirſt Du finden den Jüngling, der Deine Treue verdiene;
Doch ich fürchte, zu wählen für Dich den einſtigen Gatten,
Ohne den Willen des Vaters, wie könnt' ich Segen ertheilen?
Bebend ſprech' ich ihr zu, und fürchte ſtets zu verrathen,
Was das Herz mir bewegt, und daß ich längſt ſchon gewählet,
Käme der Vater zurück, wie glücklich wären wir Alle!
Heimlich dürft' ich nicht mehr mit Dir im Walde hier wandern,
Und dann gingen wir Beide zum Bilde der heiligen Jungfrau;
Dürfte dem Vater Dich zeigen, der froh getröſteten Mutter,
Tadeln könnten ſie nicht, daß Dich die Tochter gewählet.

Aber erſchrocken blickt ſie umher. Ich höre dort rauſchen,
Dort im Haſelgeſträuch, was iſt es, ſage mir's, Lieber!
Täuſche nicht, Liebſte, Dein Ohr, es war das Flattern des Vogels,
Aufgeſchrecket vor uns, fährt ſcheu er aus dem Gebüſche.
Bleibet ruhig, ihr Kleinen, ihr ſchön gefiederten Sänger!
Feindlich kommen wir nicht, wir ſuchen nur Frieden und Stille.
Immer noch rauſcht' es fort, und Anna ſchaute voll Angſt um.
Sage mir, Lieber, was iſt's, mich ſchrecket jedes Getöſe.
Ach, wenn ſie käme, die Mutter, und fände Dich, mich begleitend,
Zürnen würde ſie bitter, doch ſchmerzlich würd' es ſie kränken.
Ich vernehme kein Rauſchen, als dort im trockenen Laube,
Das den Buchen entfiel, als der Herbſt die Blätter entfärbte.
Furchtſam ſeid ihr, ihr Frauen, ſo möcht' ich nun mich beklagen,
Uns liegt Muth in der Seele, wenn auch wir die Kräfte nicht üben.
Aengſtlich würd' ich erblicken von fern die kommende Mutter,
Aber, wäre ſie nah', ich würd' ihr herzhaft begegnen.
Sprechen würd' ich: O Mutter, verzeih' uns Liebenden willig,
Möchteſt Du auch der Tochter ein hartes Schickſal bereiten?
Soll ſie früh ſchon lernen, zu fühlen die Sehnſucht der Liebe,
Die Dein Leben Dir nun ſo trüb' und freudlos verdunkelt?

Trenn' uns Liebende nicht, und ſegne des Herzens Verbindung. —
Siehe, ſo würd' ich ſprechen, wie mir mein Herz es gebietet,
Denn ich lernete nicht, die Worte künſtlich zu fügen,
Wenig kenn' ich die Kunſt der Schmeichelei und der Rede,
Im Gedränge der Welt hat nie mein Fuß ſich verirret,
Frühe ward ich belehrt zu handeln mehr, als zu ſprechen,
Oftmals ſagte mein Bruder, den ich als Vater verehrte,
Der die Tage der Kindheit mich ſorgſam und zärtlich geleitet,
Manches hat er erfahren, und viel im Leben erduldet,
Darum floh er die Welt und barg ſich ins friedliche Kloſter.
Als der Vater nun ſtarb, ward er mein treuer Beſchützer,
Und ich lebte bei ihm die Tage der fröhlichen Kindheit.
O dann ſagt' er mir oft: Dich bild' ich nicht für die Welt aus,
Unbefangen und rein geh' durch Dein künftiges Leben.
Nicht die verwickelten Händel der Welt und ihre Geſchäfte
Sollſt du kennen, Du ſollſt ſie aus weiter Ferne nur ſchauen.
Aber damit Dir nicht fremd der Menſchen Thun und Beginnen,
Lern' aus Thaten ſie kennen und ihrer frühen Geſchichte;
Immer gleich iſt der Menſch, und ſein Beginnen iſt ähnlich.
Folgt er dem größeren Zweck, ſo dünkt uns, er ſelber ſei Urſach',
Ihn beherrſche der eigene Geiſt, doch es iſt nur der Zufall;
Nimmer weiß er, warum durch ihn das Große geſchehen
Oder das Kleine, er folgt dem Augenblick und der Neigung.

Solche Geſinnungen ſuchte mir früh der Bruder zu geben,
Anders wurden ſie nicht, da ich das Glück verlaſſen,
Da ich handeln nun mußte in regem, geſchäftigem Leben.
Einfach blieb zwar der Kreis der Dinge, die mich umgaben,
Aber das Herz macht ſich groß, und klein die Welt und die Dinge.

Aber nun haben ſie endlich den grünenden Hügel erſtiegen,
Sind nun bei der Kapelle, die einſam im Wald ſich erhebet.
Vor dem Eingang ſtehn vier Säulen, in Reihen geordnet,
Und ein flacheres Dach, wie nicht gewöhnlich zu ſchauen,

Schließet das Ganze, und frei erhebt ſich die wölbende Decke.
Ueber dem kleinen Altar, in eine Blende geſtellet,
Schimmert in Stein gehauen das Bild der heiligen Jungfrau;
An der Bruſt das Kind und ſegnend blickt ſie hernieder.
Staunend ſehen die Beiden, als jetzt der Thüre ſie nahen,
Halb ſie geöffnet, es kniet ein Wanderer betend am Altar.
Und als Anna ſich naht, die Blumenkrüge zu ſchmücken,
Sinkt ihr bebend die Hand: da prangen köſtliche Blumen!
Eine Krone von Gold erblickt ſie am Haupte der Jungfrau.
An den Fuß des Altars, da knien die Liebenden nieder.

Jetzt erhob ſich der Pilger, mit heiligem Ernſt im Geſichte,
Hebt die gefalteten Händ' und rufet laut und mit Inbrunſt:
Dieſe Krone gelobt' ich Dir, Du heilige Jungfrau,
Da ich ſorgenvoll oft nach meiner Heimath mich ſehnte,
Als in den Händen der Räuber ich landet' an Afrika's Küſte,
Die mich gewaltſam entführt von Neapels freundlichem Ufer.
Aber Dir iſt's bekannt, Du wareſt mein Schutz auf dem Meere,
Zeigteſt in Träumen mir oft die ſehnlich erflehete Heimath,
Du verſprachſt dem Gefangnen die Freiheit und glückliche Rückkunft.
Siehe, nun bin ich bei Dir, mich fanden frühe die Strahlen
Der belebenden Sonn' am Fuße des grünenden Hügels.
Eher kannt' ich nicht Raſt, bis ich fromm Dir wieder genahet,
Meine Gelübd' erfüllend. Nun ſich zu den Horchenden wendend:
Du, o freundliches Mädchen und wohlgebildeter Jüngling!
Ihr ſeid Zeugen, wie ich die himmliſche Mutter verehre.

Und ſie horchten ihm zu mit ſtillem Antheil und Beifall.
Näher kam ihm der Jüngling, und ſagte die freundlichen Worte:
Nicht vergeß' ich der Stunde, der Rührung des frommen Gemüthes,
Deren ich Zeuge jetzt war, und wünſche Dir glückliche Rückkehr
Zu den Deinen, die wohl mit Schmerz auf den Augenblick harren,
Wo Du wieder Dich nah'ſt, die Gattin, die zärtlichen Kinder.
Sei geſegnet die Rückkehr zu den Dich liebenden Deinen!

Sagte das Mädchen, und Thränen entfielen den blühenden Wangen.
Wenn ich die Freuden mir denke, die Deiner im Schooße der Heimath
Harren, ſo reget ſich mir im Herzen ſchmerzliche Sehnſucht,
Denn auch ich entbehre ſchon viele Jahre den Vater.
Aber der Pilger beugt zur Erde ſein glühendes Antlitz,
Sinkt noch einmal gerührt hin an die Stufen des Altars.

Als die Liebenden noch ſich Segen erflehten vom Himmel,
That auch die Mutter ein Gleiches, in ſtiller, traulicher Kammer.
Aber ihr leuchtete nicht der Tag zu fröhlichen Stunden,
Weinend begrüßt ſie die Sonn' und die freundlich lachende Erde,
Traurigen Sinns, fühlt ſich auf's Neue verlaſſen und einſam;
Denn lebendig erſchien in ihrem Herzen die Stunde,
Eben war es der Tag, an dem der Gatte vor Jahren
Sie zum letzten Mal umarmt und von ihr geſchieden.
Menſchen konnten nicht heilen die nagenden Schmerzen der Sehnſucht,
Und ihr trauernder Sinn ſucht bei den Himmliſchen Hülfe.
Dieſes ſchien ihr das Beſte. Zur heiligen Jungfrau im Walde
Will ſie flüchten und beten und Thränen weinen dem Gatten.
Und ſie eilet vorbei an der Tochter ſtillem Gemache.
Kurz nur weilet ſie da, ſie findet verſchloſſen die Thüre,
Und ſie wähnet, daß noch im Schlummer liege das Mädchen.
Ruhe ſanft noch, Geliebte, Du kannſt noch ſorgenlos ruhen,
Keine Schmerzen der Sehnſucht verhüllen die lieblichen Bilder;
Rein und frei iſt Dein Herz, Du kennſt nicht die Sorgen der Liebe.
So ſpricht leiſe die Mutter und wandelt mit haſtigen Schritten
Aus der Wohnung, und irrt durch die liebliche Gegend mit Eile.
Nicht nach der lachenden Flur, nicht nach dem Dunkel des Waldes
Siehet ihr Auge. Sie wandelt, im innerſten Herzen beweget,
Senket den weinenden Blick. Bald iſt ſie an heiliger Stätte.
Neben dem Pilger knie't ſie ſchnell auf die Stufen des Altars.
Höher klopft ihr die Bruſt, als unwillkürlich das Auge

Nach dem Pilger ſich dreht, ihr entfallen die traurigen Worte:
Ach, was iſt's, ruft ſie aus, ſo muß ich überall finden
Dieſes Bild, das mit Schmerz die Seele mir immer erfüllet,
Stets noch lebt er in mir, ich ſeh' ihn in allen Geſtalten,
Und der trauernde Sinn bereitet ſich täuſchende Hoffnung.
Aber ſie fühlt ſich plötzlich von feſten Armen umſchlungen,
Und es drückt ſie an's ſchlagende Herz der Pilger mit Inbrunſt.
Und mit ſtillem Gemüth lag die weinende Gattin am Herzen
Ihres Geliebten, nicht mehr entfloſſen ihr Thränen des Kummers,
Finden konnte ſie nicht die Worte, ihr Glück zu bezeichnen,
Aber es glänzet ihr Aug' von himmliſchem Glück und Gefühlen.
Sanfte Röthe ergoß ſich auf die verbleichete Wange,
Jede Erinnerung verſchwand des langgenährten Kummers,
Und der Gatte ſieht ihr mit ſtiller Rührung in's Auge.
Wäre Anna auch hier! ſo ruft die zärtliche Mutter.

Ach, nun konnte nicht länger ſie harren mehr in der Stille,
Und ſie ſank in den Arm der Mutter und ſagte: Da iſt ſie!
Freudig umfaßte nun auch der Vater die liebliche Tochter,
Auch der Jüngling naht ſich mit bebendem Herzen den Eltern.
Aber der Pilger ſprach zum Jüngling die tröſtenden Worte:
Komm und nahe getroſt, Du Sohn des redlichen Freundes,
Den ich lange geliebt, der treu mir im Leben gerathen.
Und zu der Mutter wandt' er ſich jetzt, die zweifelnden Blickes
Stand, im Herzen erwägend, ob ſie der Tochter nicht zürne.
Hätte Dein Herz es vernommen, wie treu die Tochter Dich liebet,
Wie ſie der Neigung Gewalt im kindlichen Herzen bekämpfte,
Zürnen würdeſt Du nicht, und gern die Wünſche gewähren,
Die die Herzen der Beiden, die reinen Seelen bewegen.
Ich vernahm auch, Geliebte, im Schatten der dunkelen Buchen,
Hörte das traute Geſpräch, und vernahm die Stimme des Herzens.
O wie ſchlug mir das Herz, dem geliebten Kinde ſo nahe,
Mich verbergen zu müſſen, denn ſchweigend mußt' ich's verſchließen,
Bis ich erfüllt die Gelübde, die meine Seele gelobet.

Als ich betend noch am Altare kniete, da kam mir
Der Gedank' in die Seele, zu Dir, o Gattin, zu eilen,
Alles Dir zu entdecken, und Dich um Schonung zu flehen.
Denn ihr traulich Gespräch enthüllte die heilige Unschuld
Ihrer Herzen, und gerne gab' ich den Segen des Vaters.
Auch nach kurzem Besinnen naht sich die Mutter den Beiden:
Kommt und nahet euch frei, die Glückliche mag euch nicht zürnen!
Schließt sie zärtlich an's Herz, und flehet Segen vom Himmel
Auf der Liebenden Haupt und ihrer Herzen Verbindung.
Und getröstet nahen die Glücklichen sich jetzt der Wohnung.
Fester fasset der Jüngling die Hand der zärtlich Geliebten,
Fürchtend noch immer, es täusch' ein schmeichelnder Traum ihm die Sinne,
Da er heimisch sich nun in diesen Wänden erblickte,
Die er so lange von fern mit sehnenden Blicken begrüßet.

Die Nonne.

Romanze.

(1797.)

„So willst Du, meiner Bitte taub,
Verbergen stets den Schmerz,
Und bitterer Verzweiflung Raub,
Verschließen mir Dein Herz?"
So sprach, daß er sein Herz entlaste,
Alfons zu seinem kranken Gaste.

„Zur Freude bin ich nicht mehr da,
Mir finster ist die Welt;
Und wem ich auch mich liebend nah',
Dem wird sein Loos vergällt.
Brichst Du gewaltsam denn mein Schweigen,
So sei's, mein Inn'res will ich zeigen.

„Als muthvoll in der Jugendzeit,
Mit Roſen mild bekränzt,
Dem leichten Schritt, ſo groß und weit,
Die Welt ſchien unbegrenzt,
Strebt' auch mit kühnem Selbſtvertrauen
Ich um die Gunſt der ſchönen Frauen.

„Selbſt in des Kloſters Zelle drang
Mein kühner Fuß hinein,
Ich achtet' nicht den heil'gen Zwang,
Und nicht den frommen Schein;
Da glückt' es mir, ein Herz zu rauben,
Ich raubt' der Unſchuld Ruh' und Glauben.

„Hätt'ſt Du die liebliche Geſtalt
Mit einem Blick erſpäht,
Du fühlteſt ſtets noch die Gewalt,
Der Niemand widerſteht.
Wie kann ich Dir noch menſchlich ſcheinen?
Ich liebte ſie — und ließ ſie weinen.

„Ich eilte, Ruhm zu ſuchen, fort,
Und folgt' des Krieges Glück,
Verließ der Liebe ſtillen Ort,
Und kam nicht mehr zurück,
Bald dacht' ich nicht mehr jener Stunden
Der Liebe, die ſo ſchnell verſchwunden.

„Einſt bei der Lampe ſtillem Schein,
Saß ich im Lager wach.
Da tritt's mit leiſem Tritt herein
Und ſeufzet drei Mal: Ach!
Ich blicke auf und ſah mit Beben
Die Nonne ſtehn, ſie ſchien zu leben.

„Ach, meine Leiden wurden wach!
Tief fühlt' ich mein Vergehn;
Zu ſpät nur folgte Reue nach,
Es war um ſie geſchehn.
Stets bei der Glocke zwölftem Schlagen
Kommt wieder ſie, mich anzuklagen.

„Sie ſieht mit Ernſt auf mich herab,
Doch zürnet nicht der Blick;
Sie ſchweigt mir, wie das düſtre Grab,
Kein Laut kehrt mehr zurück.
Könnt' noch die Stimme mir ertönen,
Mit meinem Herzen mich verſöhnen!" —

Alfons hört zärtlich an den Freund,
Mit Wehmuth ſchließt er ihn
An's treue Herz. Doch bald erſcheint
Der Hoffnung Strahl dem Sinn.
Er will durch trügliche Geſtalten
Die Wahrheit ſeinem Sinn entfalten.

Und ſeiner Schweſter ſchnell er naht,
Fleht ſie um Beiſtand an:
„Verſuchſt Du die gewagte That?
Willſt heilen Du den Mann?
Als Nonne nahſt Du unſrem Kreiſe,
Doch menſchlich nicht, nach Geiſterweiſe.

„Wenn Nachts wir uns beim frohen Mahl
Erfreuen, und beim Wein
Ergötzen uns in dieſem Saal,
Dann tritt zu uns herein.
Vergebung tön' aus Deinem Munde,
So heilt des armen Freundes Wunde.

„Die Wanduhr ſei ein Zeichen Dir!
Verändert ſich ihr Schlag,
Schlägt Zwölfe ſie, ſo tritt herfür,
Und ſeufze traurig: Ach!
Auch ſelbſt die Glocke ſoll ihn lehren,
Daß ſeine Sinne ihn bethören.“

Die Schweſter flieht, es hört ihr Ohr
Der Gäſte nahen Tritt:
Sie kommen ſchon im frohen Chor,
Auch Roland nahet mit,
Doch mit des Kummers trüben Blicken;
Ihn kann nichts Ird'ſches mehr entzücken.

In traulichen Geſpräches Lauf,
Von leichtem Muth erhellt,
Erſtehn viel lichte Bilder auf,
Der fern und nahen Welt.
Aus wohl gefülleten Pokalen
Scheint Luſt und Freude neu zu ſtrahlen.

Es ſchlägt der Wanduhr heller Schlag,
Es öffnet ſich die Thür,
Da ſchweigt das laute Luſtgelag,
Es tritt der Geiſt herfür,
Und wie aus einer Nebelhülle
Naht die Geſtalt in tiefer Stille.

Schwach flimmert noch der Kerzen Strahl,
Verfinſtert ſcheint die Luft,
Ein kalter Hauch durchweht den Saal,
Als wie aus Todtengruft.
Es naht mit wildem Sturmesrauſchen,
Erwartend alle Gäſte lauſchen.

„Ich bebte nicht im Schlachtgefild,
Nicht vor des Feindes Schwert,
Doch ſchrecket mich dies Geiſterbild!“
Spricht leiſ' Graf Dagobert.
Sein Nachbar hört dies an: „Ich ſtaune!
Kannſt fürchten noch der Geiſter Laune?

„Komm nur, Du liebliches Geſicht
Aus einer andern Welt,
Komm näher mir, Dich fürcht' ich nicht,
Wenn Dir's bei uns gefällt.
Laß wiſſen mich, was Dein Begehren,
Was kann Dir Deine Ruhe ſtören?“

„Dir nah' ich,“ ſpricht die Nonne, „nicht!“
Und tritt zu Roland hin:
„Zu dieſem treibet mich die Pflicht,
Zu dieſem ſtrebt mein Sinn.
Verſöhnung will ich ihm verkünden,
Vergeben ſind ihm ſeine Sünden.“

Voll Zuverſicht naht Roland ſich:
„Du biſt mir längſt vertraut;
Mein Herz empfängt mit Wonne Dich,
Und hört den Friedenslaut.“
Doch kaum geendet ſind die Worte,
Da rauſcht es leiſe an der Pforte.

Und von des Thurmes Glocke klingt
Der letzte zwölfte Schlag;
Der vorgeſchob'ne Riegel ſpringt,
Es rauſcht in dem Gemach:
Und ſtaunend alle Gäſte ſehen
Zwei Nonnen bei einander ſtehen.

Die falſche Nonne zittert, liegt
An ihres Bruders Bruſt;
Des Schreckens Macht hat ſie beſiegt,
Sie iſt ſich nicht bewußt.
Mit leiſem feierlichem Schritte
Naht ſich der Geiſt der Freunde Mitte.

Aus ſeinem Mund erſchallt kein Laut,
Er hebet nicht die Hand;
Zu Roland ſchwebt er, der vertraut
Sich naht und wohlbekannt.
Die andern Gäſte fliehn betroffen,
Hier können ſie nicht Luſt mehr hoffen.

Gedicht von Ernſt von Schiller.

Lothar.

Eine Welt des Glückes in ſich tragend,
Weit erhaben über Tauſend ragend,
Blühte einſt der junge Mann Lothar.
Nach dem höchſten Ziele frei zu ſtreben,
War ſein einzig Denken nur, ſein Leben,
Nichts Gefahr, die zu beſiegen war.

Stark und glücklich trugen ſeine Schwingen
Ihren edlen Schwimmer, zu erringen,
Was der Seele Sehekraft ihm gezeigt;
Liebe folgte ſeinen kühnen Schritten,
Für ſein Wohl der Freunde fromme Bitten,
Alle Guten waren ihm geneigt.

Menſchlichkeit war ſeine hehre Tugend,
Menſchenwohl das Sehnen ſeiner Jugend,
Freiheit athmete ſein hoher Sinn.
Zarte Liebe wohnt' in ſeinem Herzen,
Jammer weckte ſeine tiefſten Schmerzen,
Freudig gab er ſich zum Opfer hin.

Doch das Schickſal von Millionen Braven
Sollt' auch ihn, das unverdiente, ſtrafen,
Weil dies Leben nicht vollkommen iſt.
Von des Glückes Höhen ſtürzt er nieder,
Nun verfolgt vom Haſſe ſeiner Brüder,
Bricht das Herz ihm durch der Feinde Liſt.

Einen Retter habt ihr euch getödtet,
Habt ſein edles Vaterhaus verödet,
Das ihn höher als das Leben hielt.
Ach, die Thränen werden nie verſiegen,
Nie der endlos bittre Schmerz verfliegen
Seiner Lieben, die ihn tief gefühlt.

Er iſt hin — freiwillig hingegangen,
Ohne Furcht und ohne feiges Bangen,
Wo der Seele ew'ger Friede wohnt.
Würdig war er, Throne zu beſteigen,
Seine Hand der Schönſten darzureichen,
Die das Große durch die Liebe lohnt.

Verſagt hat ihm des Ruhmes ew'ge Krone
Der frühe Tod; doch ward zum hohen Lohne
Der Liebe Schmerz ihm und ſein Selbſtgefühl.
Noch wäre er, wenn ſich das Glück ihm neigte,
In ferner Zukunft ſich der Stern der Hoffnung zeigte,
Die Bosheit nicht verrückte ihm das Ziel.

Den kühnen Schritt aus dieſem Erdenleben,
Wo Falſchheit und Gewalt ſich ſchaudervoll erheben,
Mögt ihr, o Brüder, dann dem Edlen gern verzeihn.
Ihr nahmt den Glauben ihm, dem Vaterland zu nützen,
Gerechtigkeit und Volk und ſeinen Herrn zu ſchützen:
So wählte frei er ſelbſt, dem Tode ſich zu weihn.

21*

„Lebt glücklich," ruft der edle Freund, „ihr Brüder!"
Von seinem hohen Pfad, dem schwindelnden, hernieder.
„Lebt ewig wohl, und alles sei verziehn.
Was ich gefühlt für Euch, war groß, was ich geduldet,
Ich selbst hab' es, mein Thun hat es verschuldet,
Lebt wohl! ein andres Glück kann dort mir noch erblühn."

Anhang II.

Die Schweſter des Verfaſſers dieſer Biographie war in den 1840er Jahren Erzieherin in der Familie der Frau von Türck, Hofdame der Herzogin Marie von Sachſen-Meiningen und kam in Meiningen ſehr oft mit der Hofräthin Reinwald, Schillers Schweſter zuſammen, die mit der Türck'ſchen Familie innig befreundet war. In ihrem nachgelaſſenen Album finden ſich folgende eigenhändig eingetragene Worte Chriſtophinens (in Beziehung auf einen bevorſtehenden längeren Aufenthalt der v. Türckſchen Familie und der Schweſter des Verfaſſers in der Schweiz).

„Ihre freundliche Zuneigung iſt mir Bürge, daß Sie auch in der Entfernung meiner mit Wohlwollen

gedenken. Ob mir ſchon durch die lange Abweſenheit manche ſchöne Stunde geraubt wird, in der ich mich mit Ihnen unterhalten würde, ſo iſt mir doch wieder tröſtend, daß dieſe Reiſe in Ihrer Jugend Ihnen ſo manchen Genuß für die Zukunft darbieten wird, der für Ihren Geiſt und Ihr Herz von den wohlthätigſten Folgen werden wird. Ich behalte mir daher vor, Sie Alle mit meinen herzlichſten Wünſchen zu begleiten, und wenn es Gottes gnädiger Wille iſt, auch mir mein Leben ſo lange zu erhalten, Sie dann Alle von Angeſicht zu Angeſicht wieder zu ſehen, mit dieſem Wunſche empfiehlt ſich Ihrer ferneren Liebe

Ihre

Meiningen, d. 30. März 1844.

treue Freundin
Reinewald, geb. Schiller,
im 86. Lebensjahre.

Mit dieſem Stammblatt überſandte Chriſtophine der Schweſter des Verfaſſers ein für dieſes Album von der Hand ihrer Nichte, Emilie von Gleichen-Rußwurm (Schillers jüngſter Tochter) geſchriebenes Gedicht Rückerts und dabei folgendes, von der Letzteren Sohn — Ludwig von Gleichen — eigenhändig geſchriebenes allerliebſtes Gedicht:

Am Geburtstage
der Kirchenräthin Griesbach.

Im Namen ſeines kleinen Sohnes Carl (von Schiller).

Mach auf, Frau Griesbach! ich bin da,
Und klopf' an Deine Thüre.
Mich ſchickt Papa und die Mama,
Daß ich Dir gratulire.

Sag ſelbſt, was ich Dir wünſchen ſoll,
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du haſt ja Küch und Keller voll,
Nichts fehlt in Deinen Schränken.

Ich bringe nichts, als ein Gedicht
Zu Deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter ſpricht,
Iſt ſo entſetzlich theuer.

Es wachſen faſt Dir auf den Tiſch
Die Spargeln und die Schoten,
Die Stachelbeeren blühen friſch,
Und ſo die Reineclauden.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die ſchmecken gar zu ſüße;
Und wenn ſie werden zeitig ſein,
So ſorge, daß ich's wiſſe.

Es haben Alle Dich ſo gern,
Die Alten und die Jungen,
Und Deinem lieben, braven Herrn
Iſt Alles wohl gelungen.

Viele fette Schweine mäſteſt Du,
Und gibſt den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft: muh! muh!
Und gibt Dir Milch und Butter.

Du biſt wohl auf, Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben;
Ja, höre, werde ja nicht krank,
Daß ſie Dir nichts verſchreiben.

Nun lebe wohl! ich ſag' Ade.
Gelt? ich war heut beſcheiden.
Doch könnteſt Du mir, eh' ich geh',
'Ne Butterbemme ſchneiden.

Meiningen am 28. Merz 1844.

Zur Erinnerung an Ludwig von Gleichen.

Anhang III.

Dem Verfaſſer ſind, nachdem ſeine Biographie der Gattin Schillers im Druck bereits weit vorgeſchritten war, von befreundeter Seite Schriftſtücke mitgetheilt worden, bei deren eingehender Prüfung er neue und für die Kenntniß der Erziehung Charlottens in ihrer frühſten Jugend im väterlichen Hauſe, ſowie für die pädagogiſchen Anſchauungen und häuslichen Ausgaben in den vornehmen Kreiſen der damaligen Zeit nicht unwichtige Aufſchlüſſe zu finden glaubte. Es waren dabei allerdings Rechnungen auszuziehen vergilbte, an ſich nicht viel ausplaudernde Papiere! Doch möchte ich den Inhalt derſelben meinen Leſern nicht vorenthalten. Beſonders intereſſant iſt das Kapitel über den Unterricht. Man ſieht daraus, daß für damalige Zeiten eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt darauf ver-

wendet worden ist. So erhielt Charlotte in ihrer frühsten Jugend von einem Seminaristen der ersten Ordnung in ihrem elterlichen Hause in Rudolstadt täglich Unterricht „im Christenthum, Schreiben und Rechnen, auch in der nöthigen Historie und Geographie". Nach dem Tode ihres Vaters war ein Verwandter desselben aus der von Lengefeldschen Familie neben der Mutter der Mitvormund Charlottens. Er besorgte die Zahlung der Rechnungen für die beiden Fräulein von Lengefeld (Caroline und Charlotte). Unter diesen lauten einzelne:

1) „4 Thlr. 12 gr. vor Unterweisung im Tanzen (für 1 Jahr) richtig bezahlt. Johann Gottfr. Pasche."

2) für Frl. Charlotte von Lengefeld sind 13 Ellen bunt Lein à 8 gr. abgeliefert und davor 4 Thlr. 14 gr. richtig bezahlt worden. Rudolstadt, Christoph Emanuel Kirchgeorg. Ferner Zuthaten:

   4 gr. 39½ Elle bunte Leinwand,
   4 — Glätterlohn,
   3 — Futterleinwand,
   3 — Seide und Zwirn,
   16 — Macherlohn,
   6 — 1 Schnürbrust,
   6 — 1 Rock.

3) „2 Thlr. pro Information im Schreiben für ein Quartal. Rudolstadt, Johann Christian Winzer."

4) „4 Thlr. 12 gr. für Frl. Charlotte von Lengefeld

für Friſiren (1 Jahr). Rudolſtadt, Ernſt Wilhelm Schwabhäuſer."

5) „10 Thaler für franzöſiſchen Unterricht H. Imbert."

6) „eine neue Schnürbruſt — 4 Thlr. —; eine ſolche reparirt 6 gr."

7) „4 Thlr. Schreiben und Rechnen (für 1 Jahr) J. Chr. Winzer."

8) „7 Thlr. 8 gr. kleine Ausgaben (für 3 Monate) Charlotte von Lengefeld."

9) „die halbjährigen Intereſſen für beide Frl. von Lengefeld betragen 229 Thlr. 18 gr."

10) „8 Thlr. 14 gr. kleine Ausgaben (für 3 Monate) — Charlotte von Lengefeld."

11) „für Friſiren 5 Thlr. 8 gr. Schwabhäuſer."

12) „Einnahmen für beide Frl. von Lengefeld 339 Thlr. 3 gr. (pro. 1/2 Jahr)."

12) „13 Sorten Bänder für Charlotte — 2 Thlr. 9 gr. —"

13) „desgleichen Kleiderſtoffe 13 Thlr. 7 gr."

14) „7 Sorten Bänder desgl. — 2 Thlr. 17 gr."

15) — „eine Schürze — 1 Thlr.
Seide und Fiſchbein — 4 gr.
1 Bügel — 8 gr."

Der franzöſiſche Unterricht Charlottens ſcheint einige Zeit nicht fortgeſetzt worden zu ſein, weil die Rechnungen dazu fehlen. Die Rechnungen über Friſiren

dagegen kehren nach damaliger Sitte regelmäßig wieder. Auch ſcheint ſie ſehr zu weiblichen Handarbeiten angehalten worden zu ſein; wozu ſonſt die 13 und wiederum 7 Sorten Bänder, wenn Charlotte nicht ſelbſt die Nadel geführt hätte?

Anhang IV.

Genealogiſches Schema
Schillers des Vaters.

Schema genealogicum
der
Familie des Dichters Friedrich von Schiller
nach den Kirchenbüchern von Bittenfeld.

Johann Kaſpar Schiller, Bäcker und Beiſitzers des Gerichts, † 4. Sept. 1687. act. 37. ann. 8 mens.
Anna Katharina, uxor.

Er iſt im Tauf- und Copulations-Buche nicht zu finden, und ſoll von Groß-Heppach hierher gezogen ſein.

Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß n. 20. October 1682. cop. 30. Okt. 1708. † 11. Juni 1733.

Eva Margaretha, ux. geborne Schazin von Alfdorf.

Johann Kaſpar, n. 27. Okt. 1723.

Im Taufbuche iſt von der Hand des † Pfarrers Hintrager geſchrieben:

„Wirtembergiſcher Hauptmann; er war der „Vater des großen Dichters Schiller, der an. „1805 in Gotha geſtorben.“

Die Uebereinſtimmung mit den hieſigen Kirchenbüchern bezeugt.

Bittenfeld, den 4. Auguſt 1839.

Königliches Pfarramt.

M. Hochſtetter.

Amtliche Notizen

aus dem Groß-Heppacher Familienbuch

und den dortigen Kirchenbüchern.

Ueber Schillers väterliche Abstammung.

Der älteste Schiller, der im hiesigen ältesten Familien-Register vorkommt, ist ein Peter Schiller, der 1720, 61 Jahr alt, gestorben ist. Dessen Geburtstag ist nicht angegeben, er findet sich auch weder im Taufbuch, noch im Kopulationsbuch, scheint daher von auswärts hierher gezogen zu seyn. Der Bittenfelder „Johann Kaspar Schiller" der von hier dorthin gezogen seyn soll und am 4. Sept. 1687, 37 Jahr 8 Monat alt, gestorben ist, mithin im J. 1650 geboren seyn muß, kommt unter den in diesem Jahr Geborenen nicht vor, auch nicht in den nächsten Jahren vor oder nachher. Dagegen findet sich unter dem Jahr 1650 ein am

13. März geborner „Hans Schiller", als dessen Eltern „Ulrich Schiller und Apellonia" genannt werden. Im Kopulationsbuch steht er nicht, aber auch nicht im Todtenbuch; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er von hier weggezogen, worüber jedoch keine nähere Notizen zu finden sind. Dessen Vater „Ulrich Schiller" wäre, wie es scheint, geboren den 2. Juni 1617, dessen Vater heißt „Georg Schiller" geb. den 15. März 1587. Georgs Vater heißt „Jacob Schiller."

Der Name Schiller kommt in den hiesigen Kirchenbüchern sehr häufig vor; einige dieses Namens werden als Gerichtsschreiber und Schultheißen aufgeführt. Die Verwandtschaft unter ihnen ist schwer ausfindig zu machen, da die Familien nicht bei einander stehen. Aus dem Taufbuch ist ersichtlich, daß obiger „Hans Schiller" einen Bruder „Jerg" und mehrere Schwestern gehabt hat.

Heppach, Oct. 1839.

Dr. Karl Klüpfel,
Vikar.

Genealogiſche Notizen

über

die Abſtammung Schillers

von mütterlicher Seite.

I. Der älteſte Vorfahr, der aus den Kirchenbüchern zu erheben iſt, (am 17. Juli 1693* nemlich iſt die Stadt Marbach von den Franzoſen eingeäſchert worden, und es ſind dabei auch alle Kirchenbücher zu Grunde gegangen, ſo daß dann durch den damaligen Diac. Mörleth die Notizen von den Familien ſelbſt geſammelt wurden) — iſt

Johann Kodweiß, Bürger und Bäcker, auch Bürgermeiſter, geb. den 5. April 1640, verheirathet mit Anna Maria, geb. Hampp.

* Durch einen Schreibfehler ſtand hier 1793, wodurch ich in der Sedezausgabe meiner Biographie irregeleitet worden, was im zweiten Drucke berichtigt worden iſt. Schwab.

Unter den 16 Kindern aus dieſer Ehe iſt der weitere Stammvater Schillers

II. Johann Kodweiß, Bürger und Bäcker; ſein Geburtstag iſt nicht mit Sicherheit anzugeben, da unter den aufgezählten Söhnen des vorigen (Nro. I.) 1) ein Johann Georg, geb. den 2. Febr. 1664, 2) ein Johannes, geb. den 3. April 1666, 3) ein Johann Jacob, geb. den 13. Dec. 1669, genannt werden, deren jeder es ſein könnte; die weiteren Nachrichten nennen ihn blos Johann. Dieſer war verheirathet mit Anna Eliſabetha N. N., und erzeugte 8 Kinder, unter welchen hieher gehört als drittes Glied:

III. Georg Friedrich Kodweiß, Bürger und Bäcker, auch Holzmeſſer, geb. den 4. Juni 1698, verheirathet mit Anna Maria N. N. Dieſer iſt der Großvater Schillers von mütterlicher Seite. Er wird zwar gewöhnlich, in Folge der Angabe des Taufbuchs bei der Geburt ſeiner Tochter, der Mutter Schillers, nicht Georg Friedrich, ſondern Johann Friedrich genannt; allein dieſes iſt ohne allen Zweifel ein Verſehen des damaligen Diaconus, indem unterm 1. Juli 1730, ein früher gebornes Kind des Georg Friedrich Kodweiß, mit Namen Johann Friedrich aufgeführt iſt, deſſen Vater ebenfalls Bäcker und Holzmeſſer war, deſſen Mutter ebenſo heißt, wie die vorhin genannte, Anna Maria N. N. (die Geſchlechtsnamen der Mütter ſind leider nirgends angegeben) und deſſen Taufpathen ebenfalls ganz dieſelben ſind, wie bei Schillers Mutter; womit auch die Zeit zwiſchen der Geburt jenes Sohnes

und dieſer Tochter, und der Umſtand harmonirt, daß vorher nirgends in der ganzen Familie, ein Johann Friedrich vorkommt.* Alſo die Tochter jenes Georg Friedrich Kodweiß, Bäckers und Holzmeſſers, iſt

IV. Eliſabetha Dorothea, geb. den 13. Dec. 1732, am 22. Juli 1740 copulirt mit Schillers Vater, Johann Caſpar Schiller.

* Ganz unzweifelhaft wird dies vollends dadurch, daß im Ehebuch von 1749 Schillers Großvater als „Georg Friedrich Kodweiß, Bürger und Bäcker, Löwenwirth und herrſchaftl. Holzmeſſer" angeführt wird.

Genealogiſche Notizen

über

Schillers Vorfahren

väterlicher Seits.

Sein Großvater war Johann Schiller, geweſener Schultheiß zu Bittenfeld, O. A. Waiblingen; bereits geſtorben, als ſich Schiller verheirathete. Dieſer hieß, wie bekannt iſt, Johann Caſpar.

Frühere Notizen enthält das Marbacher Kirchenbuch nicht; obgleich vorher ſchon Schiller vorkommen, namentlich ein Johann Caſpar Schiller, B. und Bäcker allhier, dem am 27. Mart. 1727 ein Sohn Chriſtoph Friedrich geboren wurde, ſo iſt dies nicht die Linie, aus welcher Schiller ſtammt, dieſe wird in Bittenfeld zu erheben ſeyn.

Die Richtigkeit der obigen Angaben beurkundet

Marbach, den 21. Sept. 1839.

T. Diak. Palmer.

Beilage.

Dem Herrn Carl Gottl. Franke zu Marbach, auf deſſen Requiſition diejenige Marbacher Inwohner vernommen worden ſind, welche über den Ort der Geburt des Dichters Friedrich von Schiller von Marbach Auskunft geben können, um demſelben ein Denkmal zu ſtiften, wird die Auskunft ertheilt, daß die zu Protokoll vernommenen Perſonen, welche von den einzelnen Verhältniſſen der Eltern des Fried. v. Schiller Kenntniſſe haben, einſtimmig das Haus des ehemaligen Seklers Ulrich Schöllkopf, welches nunmehr Sekler Günther allhier bewohnt, als dasjenige bezeichnen, worin Fried. Schiller geboren worden ſey, und kein einige Rückſicht verdienender Umſtand habe angegeben werden können, welche die Vermuthung, als ob Fried. Schiller in einem andern Haus geboren worden, begründe.

Marbach, 5. Oct. 1812.

Oberamtmann Mutſchler.

Die Richtigkeit der Abſchrift beurkundet

Oberamtsrichter Rooſchüz.

Auszug aus dem Marbacher Taufregiſter.

Taufſchein von Chriſtophine Schiller.

Den 4. September 1757 geb.: Eliſabeta Chriſtophina Friederika.

Vater. Johann Caſpar Schiller, Fähnrich und Adjutant unter Prinz Louis Infanterie-Regiment.

ux. Eliſabeta Dorotea, geb. Kodweiß.

Taufpathen. Joh. Chriſtoph Fried. Gerſtner, Fähnrich unter obigem Regiment.
Ferdinand Paul Hartmann, Amts-Pfleger und Burgermeiſter.
Maria Sophia Ehrenmännin, verwitibte Collaboratorin.
Eliſabeta Margareta Sommerin ledig von Stuttgardt.

Fidem extractus

T. Oberamtsrichter zu Marbach
Rooſchüz.

Lateiniſche Schulverſe Schillers

von 1771.

(Mitgetheilt von Herrn Rooſchüz.)

Carmen,

quo

Viro plurimum reverendo atque doctissimo,
M. ZILLINGIO,
Coetus sanctioris, qui Ludovicopoli Christo colligitur,
Decano dignissimo atque meritissimo,
Patrono suo longe omnium suspiciendo;
Pro
Venia feriarum autumnalium benignissime concessa,
gratias agere
Et benevolentiae ejus commendare sese voluit
Tanti viri
observantissimus cultor,
Joannes Christophorus Friedericus

Ludovicopoli
d. 28. Septembris
MDCCLXXI.

Schiller.

O mihi post ullos nunquam memorande Decane,
Audi hilari grates nunc quoque fronte meas.
Quod libertatem nobis requiescere paulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies.
Aequor in aequales cessant vexare procellae,
Paxque, catenato Marte, quieta redit.
Ille decus Grajûm curru prius actus ovanti,
Doctos arundineo currere gaudet equo.
Saepe solent Musae, plectro citharaque relictis,
Pactilibus [*sic*] violas implicuisse rosis.
E quibus annosae crescunt sacra robora silvae,
His quoque numinibus grata Myrica viret.
Parva subinde Tibi labor improbus otia suadet,
Quem semper tensum [?] rumpitur arcus habes.
Biga boûm (armantur dura cervice) recusat,
Pressa diu incurvo subdere colla jugo.
Jugera sic fas est, dederint ubi foenora, cessant,
Est cum victor eques frena remittat equis.
Et rude donatur fassus gladiator in armis
Tingens ad postes Herculis arma sua.
Hoc est, cur nobis permisisti otia quaedam,
Nam scis quod semper discere nemo queat.
Accipe nunc grates deductas pectore grato,
Quas ego pro venia debeo jure Tibi.
Opto, ut sis semper salvus cum conjuge salva,
Et liceat fato candidiore frui.
Detur inoffensae metam tibi tangere vitae,
Te jubet ex terra donec abire Deus.
Summe Decane, precor mea carmina spernere parce,
Me Tibi commendo de meliore nota.

Cop. testatur
Oberamtsrichter zu Marbach am Neckar
G. Rooschüz.

Zeugniſſe Schillers

bei'm Eintritt in die Karls-Akademie.

(Mitgetheilt von Herrn Pfarrer Wolf zu Beinſtein.)

Solitude, 16. Januar 1773.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat ſich, bei vorgenommener Unterſuchung ſeiner Leibesbeſchaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, ſonſt aber geſund befunden.

T. Hof- und Militairiſcher Pflanzſchule Medicus
D. Storr.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, confirmirt, überſetzt die in den Trivial-Schulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das Griechiſche

neue Teſtament mit zieml. Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lat. Poeſie; die Handſchrift iſt ſehr mittelmäßig.

Solitude, 10. Jan. 1773.

prof. **Jahn.***

* In der Biographie heißt er Präceptor; aus dieſer Unterſchrift erhellt, daß er ſchon damals den Profeſſortitel führte. S.

Brief Schillers des Vaters

nach

Aufnahme seines Sohnes in die Militair-Akademie.

Wohlgeborner Herr,
Insonders hochzuverehrenster [sic]
Herr Obristwachtmeister.

[den 20. Jan. 73. beantw.]

In schuldigster Folge des — mir gemachten Auftrags, habe anmit die Ehre, in dem Anschluß den Taufschein von meinem Sohn gehormsamst an Euer Wohlgeboren zu übersenden. Ganz durchdrungen von den letzthin selbst bemerkten Wirkungen der zum Wachsthum der herz. Mil. Pflanz-Schule vorkehrenden (sic) großen Anstalten und von der glücklichen Aussicht für

meinen Sohn, weiß ich nicht Worte zu finden, mit denen ich meine tiefste Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herz. Durchlaucht nur einigermaßen ausdrücken könnte. Wäre es möglich durch Gebete und Wünsche das endliche Loos aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel hernieder steigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landesregenten, unserem durchlauchtigsten Herzog zu Theil werden, doch! wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unschäzbaren Guten, welchen höchstdieselbe mit eigenen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reifet? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen; werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken? Sein Name und Sein Thun sey bey uns im Segen!

Möchten doch alle Pflänzlinge ihre große Bestimmung erkennen und sich derselben gemäß verhalten! Möchte auch besonders mein Sohn die Erwartung von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen soll es niemals fehlen, wenn es mir anitzt gnädigst erlaubt ist, durch solche zu seiner Aufmunterung etwas beyzutragen.

Von seinem lenksamen Herzen sowohl, als von den edlen Gesinnungen Euer Wohlgeboren vollkommen versichert, empfehle ich mich samt diesem meinem

Sohn zu deroſelben ſchätzbarer Gewogenheit in bey (und bin) mit der größiſten Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgeboren

Ludwigsburg,
d. 18. Januari 1773.

ganz gehorſamſter Diener.
Schiller, Hauptmann.

Auszug aus Hr. Schillers Taufschein.

Schiller.

Marbach, d. 16. Jan. 1773.

Johann Christoph Friedrich, Titl. Herrn Johann Caspar Schillers, damaligen Lieutenants unter dem löbl. General-Major Romannischen Infanterie Regiment, und Frau Elisabethä Dorotheä geb. Kodweisin ehelicher Sohn, ist hier in Marbach anno 1759 den 11. Nov. geboren und eodem getauft worden:

Die Taufzeugen waren:

Titl. Christoph Friedrich von Gablenz, Sr. Herzoglichen Durchlaucht wirkl. Cammerherr, Obrist ꝛc.

Hr. Johann Friedrich Schiller, phil. Stud.

Hr. Ferdinand Paul Harttmann, Bürgermeister.

Hr. N. N. Hübler, Bürgermeister zu Vayhingen.

Jgfr. Beata Dorothea Wölfingin, gewesenen Vogts ledige Tochter.

Jgfr. Bernhardine Fridrika Bilfingerin, Pflegers zu Vayhingen ledige Tochter ꝛc.

Daß dieſes aus dem hieſigen Taufbuch richtig extrahirt worden ſey, beſtetiget durch eigenhändige Unterſchrift und beygedrücktem gewöhnl. Pettſchaft,

(L. S.) **M. Ernst Vrb. Keller,**
Helffer zu Marbach.

Ein Brief Schillers

an den

reichsstädtischen Amtsbürgermeister Wacks in Heilbronn

vom Jahre 1793.

In dem Heilbronner Archive hat sich kürzlich ein Original-Brief Schillers an den dortigen Amtsbürgermeister Wacks vorgefunden, folgenden Inhalts:

Hochwohlgebohrner Herr,
insonders hochzuverehrender Herr Amtsbürgermeister und Regierungsrath,"

„Es kann Euer Hochwohlgebohren nichts unerwartetes seyn, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anständigen Freiheit blühet, und mit den Reizen einer schönen fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunsch

einflößt, dieſer Wohlthaten eine Zeitlang theilhaftig zu werden.

Da ich mich gegenwärtig in dieſem Falle befinde, und Willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſt davon zu benachrichtigen, und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magiſtrats zu empfehlen."

„Eine Unpäßlichkeit iſt ſchuld, daß ich dieſe Pflicht nicht früher und nicht anders als ſchriftlich erfülle; ſobald aber meine Geſundheit es erlaubt, werde ich mir die gnädige Erlaubniß ausbitten, Ew. Hochwohlgeboren perſönlich meinen Reſpekt zu bezeugen.

Ich verharre hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgeboren

Heilbronn, 16. Aug. 1793. gehorſamſter Diener
F. Schiller.

Nachdem dieſes Geſuch um Aufenthalts-Erlaubniß dem Senat vorgelegt worden war, beſchloß derſelbe laut Raths-Protokolls vom 20. Auguſt 1793 Nr. 1315:

„wird willfahrt und ſoll dem Herrn Hofrath „durch eine Kanzlei-Perſon (Senator) vergnügter „Aufenthalt gewünſcht werden."

Zwei Briefe

an die Malerin Frau von Simanowitz.

Ludwigsburg, den 8. Nov. 93.

Ich habe es bey dem anhaltend ſchlechten Wetter nicht wagen wollen, meine vortreffliche Freundin, Sie an das Verſprechen zu erinnern, das Sie uns neulich auf der Solitude gemacht haben, mir und meiner Frau eine Zeitlang hier das Vergnügen Ihres Umgangs zu gönnen, um unſer kleines Familienfeſt mit uns zu feyern. Vor einigen Stunden hat das Wetter ſich aufgeklärt, und es ſcheint, daß wir ſchönere Tage zu hoffen haben.

Erlauben Sie mir alſo, daß ich meine Bitte erneure, und Sie ernſtlich beym Wort nehme. Ich erſuche ihren Herrn Gemahl, ſich unſerer alten Bekanntſchaft zu erinnern, und Sie zu uns zu begleiten. Sie ſollen uns Beyde herzlich willkommen ſeyn.

Alle die Meinigen tragen mir auf, ſie Ihnen aufs Beſte zu empfehlen, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr

gehorſamſter

Fr. Schiller.

Von Haus, den 6. April 94.

Das rauhe Wetter und meine zurückkehrenden Krämpfe haben mich am Ausgehen gehindert, sonst würde ich Ihnen, meine theure Freundin, und ihrem Herrn Gemahl meinen Besuch gemacht haben. Meine Frau war bey Ihnen, hat Sie aber nicht getroffen. Ich wollte Sie mündlich bitten, mir meine Frau zu mahlen, und zwar eben von der Größe, wie mein Portrait ist. Da ich nicht weiß, wann ich Sie sehe, und diese Sache doch nicht länger aufschieben darf, so thue ich es hiemit schriftlich. Bestimmen Sie also, wann meine Frau Ihnen gelegen kommt. Am besten ist's, wir sehen Sie hier bey uns, so können wir das weitere verabreden.

Ich erwarte heute meine Mutter. Vielleicht finden Sie heute Nachmittag Zeit, einige Stunden bey uns zuzubringen.

Alles bey mir empfiehlt sich Ihnen auf's beste, und ich verharre mit Hochachtung und Freundschaft

ganz der Ihrige

Schiller.

Die Richtigkeit vorstehender Abschrift beurkundet
Oberamtsrichter zu Marbach
Rooschüz.

23*

Auszug aus dem Adelsdiplom Schillers.

(Mitgetheilt aus dem „Historisch-genealogischen Adelsbuch des Königreichs Würtemberg", Stuttgart, bei Gärtner 1839.)

d. d. Wien, den 7. Sept. 1802.

Wir Franz der Andere, von Gottes Gnaden u. s. w. u. s. w. — Wann uns nun allerunterthänigst vorgetragen worden ist, daß der rühmlichst bekannte Gelehrte und Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller von ehrsamen deutschen Voreltern abstamme, wie denn sein Vater als Officier in herzoglich würtembergischen Diensten angestellt war, auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten hat, und als Oberstwachtmeister gestorben ist, er selbst aber in der Militairakademie zu Stuttgart seine wissenschaftliche Bildung erhalten, und, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinen und seltsamen Beifall Vorlesungen, (besonders über die Geschichte,) gehalten habe; ferner daß seine historischen sowohl, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt

mit gleichem ungetheilten Wohlgefallen aufgenommen worden sein, und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben hätten; auch im Auslande würden seine Talente hoch geschätzt; so daß er von mehreren ausländischen Gelehrten-Gesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen sei; seit einigen Jahren aber, als herzoglich sächsischer Hofrath und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hause verehelicht, sich in der Residenz Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden aufhalte, es auch der lebhafte Wunsch Seiner Liebden sei, daß gedachter Hofrath sowohl wegen dessen in ganz Deutschland und dem Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes, als auch sonst den verschiedenen auf die Gesellschaft, in welche derselbe lebe, sich beziehenden Rücksichten, noch eine besondere Ehrenauszeichnung genieße; Wir daher gnädig geruhen möchten, denselben sammt seinen ehelichen Nachkommen in des heiligen röm. Reichs Adelstand mildest zu erheben, welche allerhöchste Gnade er Lebenslang mit tiefschuldigstem Danke verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll.

So haben Wir demnach in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen Weimar Liebden, wie auch auf oben angeführte ausgezeichneten, seltenen Verdienste, mit wohlbedachtem Müthe, gutem Rathe, und rechtem Wissen ihm, Johann Christoph Friedrich Schiller die kaiserliche Gnade gethan, und ihm sammt seinen ehelichen Leibes-

erben und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts, in gerader Linie abſteigenden Stammes, in des heiligen römiſchen Reichs Adelſtand gnädigſt erhoben, eingeſetzt und gewürdigt, auch der Schaar, Geſell- und Gemeinſchaft anderer adliger Perſonen dergeſtalt zugeeignet, zugefüget und verglichen, als ob ſie von ihren vier Ahnen, väterlicher und mütterlicher Seits, in ſolchem Stande hergekommen und geboren wären. Thun das, erheben, ſetzen und würdigen ſie in des heil. röm. Reichs Adelſtand aus römiſch-kaiſerl. Machtvollkommenheit kommen, meinen, ſetzen und wollen u. ſ. w. u. ſ. w. — —

Gebieten darauf allen und jeden Kurfürſten, Fürſten, Geiſtlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Rittern, Knechten, Landmarſchallen u. ſ. w. und ſonſt allen anderen Unſeren und des Reichs Unterthanen und Getreuen, was Würden, Standes und Weſens die ſein, ernſt- und feſtiglich mit dieſem Briefe, und wollen, daß die oftgenannten Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller, ſeine ehelichen Leibeserben, und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts in gerader Linie abſteigenden Stammes, für und für in ewige Zeiten als Unſeren und des heiligen römiſchen Reiches rechtsgeborene Lehens- und Turniergenoſſen, adelige Perſonen erkennen, bekennen, ehren und würdigen an oberzählten Unſere kaiſerl. Gnaden, Ehren, Würden, Vortheilen, Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, Erhebung in des heil. römiſchen Reichs Adelſtand, adeligen Wappenkleinode und Benamſung nicht hinderen, noch

irren, ſonderen ſie Deren allen u. ſ. w. u. ſ. w. — eine Pön von 50 Mark löthigen Goldes vermeiden u. ſ. w., u. ſ. w.

Mit Urkund dieſes Befehls, beſiegelt mit Unſerem kaiſerlichen Inſiegel, der gegeben iſt zu Wien, den ſiebenten Tag im Monat September, nach Chriſtus, Unſeres lieben Herrn und Seligmachers, gnadenreicher Geburt, im acht Hundert und zweiten Unſerer Reiche, des römiſchen, wie auch des hungariſchen und böhmiſchen im eilften Jahre.

Franz

vdt. F. zu Colloredo-Mansfeld

Ad Mandatum Sac. Caes. Majestatis proprium.

Peter Anton Frhr. von Frank.

Anhang V.

Der Weimarische Park.

Der herrliche Park zu Weimar verdankt seine Entstehung dem großen Dichter Wolfgang von Göthe. Es war im Jahre 1778, kurz vor dem 9. Juli, als ein schweres Gewitter in Weimar ausbrach, welches den ganzen Stern* überschwemmte. Man pflegte den Geburtstag der Herzogin Luise im Stern zu feiern. Für dieses Mal war es jedoch unmöglich; denn wenn das Wasser sich auch verliefe, würde es doch feucht und ungesund gewesen sein. Deshalb besann sich Göthe auf einen anderen passenden Platz, und bald hatte er einen ausfindig gemacht. Es wurde in aller Stille ein Borkenhäuschen im Style eines Klosters gebaut. Die Arbeiter mußten Tag und Nacht daran arbeiten, damit es ja fertig würde. Als nun der 9. Juli heran kam und mit ihm der Geburtstag der Fürstin, wurden die hohen Herrschaften in das Kloster eingeladen. Herr

* Schloßgarten.

von Seckendorf hatte ein Lustspiel gedichtet, in welchem die darin auftretenden Personen Mönche vorstellten. Das Fürstenpaar nebst Gefolge wurde an der Treppe von den Mönchen, unter welchen sich auch Göthe* befand, an der Treppe empfangen. Die Mönche geleiteten die Herrschaften auf den Gang durch die hintere Thür hinein. In dem Stübchen stand ein Tisch, welcher mit einem groben Tischtuch bedeckt war. Auf demselben standen Teller mit einer Bierkaltschale, und es lagen blecherne Löffel daneben. Die Mönche entschuldigten sich, daß Alles nur so einfach wäre, aber in einem Kloster gäbe es nichts Besseres. Die Herrschaften rümpften die Nasen bei diesem Anblick. Doch das hatte Göthe blos gewollt; denn als alle verlegen umherblickten, wurde eine Thür geöffnet, durch welche man auf einen mit köstlichen Speisen besetzten Tisch sah, welcher auf einem schönen freien Platze stand.

Im Hintergrunde fiel ein Bächlein hernieder, und aus dem Gebüsch tönte liebliche Musik. Alle rühmten den vortrefflichen Einfall Göthes, und es ward ihm viel Lob zu Theil, namentlich von dem Herzog und seiner Gemalin. Der Herzog ließ die Wege erweitern, kaufte Felder und den früheren Schießplatz, um den Park zu vergrößern. Auch zu der Verschönerung des Parkes that er viel. Als er z. B. von Italien zurückkehrte, ließ er das Römische Haus bauen. Das Tempelherrenhaus ließ er errichten, um daselbst das Frühstück

* Als Pater „Dekorator".

einzunehmen. Der Park des Fürsten Franz von Dessau gefiel ihm so gut, daß er Vieles, was er darin gesehen hatte, nachahmte. Er ließ aus einem Steine, welcher in dem an der Belvedereallee gelegenen Steinbruch gebrochen worden war, Franz von Dessau einen Gedenkstein setzen. Schiller hat oft und gern in dem Parke verweilt und soll die Glockenwiese, welche sich im Parke befindet, ihm erst die Idee gebracht haben, das weltberühmte Lied von der Glocke zu dichten. So entstand nach und nach der Weimarische Park, welcher unter der sorgfältigen Pflege prächtig gedieh.

In diesem Jahr (1878) wurde das 100jährige Jubiläum der Gründung des Weimarer Parks gefeiert zu gleicher Zeit mit dem erhebenden Fest des Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, dieses kunstsinnigen Fürsten, der im Verein mit seiner für alles Schöne, Große und Edle erglühten Gemalin, der Großherzogin Sophie, Tochter König Wilhelms II. von Holland, durch seine hohen Regententugenden und durch sein eminentes künstlerisches Verständniß seinem unvergeßlichen Vorgänger in der Regierung — Carl August — vollkommen ebenbürtig, ein leuchtendes Vorbild für seine engere Heimat, wie für das deutsche Volk überhaupt geworden ist und der, klaren Blicks in das innere Wesen und den wahren Beruf seines hohen Standes, zu dem Fürstenstuhl reiche Fülle der Gedanken, edle menschliche Gesinnung und tüchtige Stählung des Characters mitgebracht hat.

Stammbaum
der Familie von Lengefeld.

Carl Chriſtoph von Lengefeld, Herr auf Reſchwitz und Pippelsdorf, geb. am 15. Mai 1715, geſt. 1775, Fürſtlich Schwarzenburg-Rudolſtadter Oberforſtmeiſter.

Eleonore Luiſe Juliane Friederike von Wurmb, verheirathet mit Carl Chriſtoph von Lengefeld am 31. Octbr. 1761, ſie iſt geb. den 27. Juli 1743 und geſt. im Jahre 1823.

Töchter:

Caroline, geb. den 3. Febr. 1763, geſt. den 14. Jan. 1847, in erſter Ehe verheirathet (im Jahre 1779) mit Geh.-Rath v. Beulwitz, in zweiter Ehe (im Septbr. 1794) mit Wilhelm von Wolzogen, geb. den 25. Novbr. 1762, geſt. den 9. Dezbr. 1809, als weimariſcher Oberforſtmeiſter und Kammerherr.

Luiſe Charlotte Antoinette, geb. 22. Novbr. 1766, geſt. 9. Juli 1826 (Schillers Gattin).

Stammbaum der Familie Schiller.

Ulrich Schiller,
geb. 2. Juni 1617 zu Groß-Heppach.

Johann Caspar Schiller, geb. 13. März 1650 zu Groß-Heppach, † 4. Sept. 1687 als Bäcker und Mitglied des Gerichts in Bittenfeld.

Johannes Schiller, geb. 20. Oktbr. 1682, † 11. Juni 1733 als Bäcker und Schultheiß zu Bittenfeld; verheirathet seit 30. Oktbr. 1708 mit Eva Margaretha Schatz von Altdorf.

Johann Caspar Schiller, geb. 27. Oktbr. 1723 zu Bittenfeld; † 7. Sept. 1796 als Major auf der Solitude bei Stuttgart; verheirathet seit 22. Juli 1749 mit Elisabetha Dorothea Kodweiß, Tochter des Holzmessers Georg Friedrich Kodweiß zu Marbach, geb. 13. Dez. 1732, † 29. April 1802.

Elisabeth Christophine Friederike Schiller geb. 4. Sept. 1757 zu Marbach, † 31. Aug. 1847 in Meiningen, verh. seit 22. Juli 1786 mit Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald (geb. 11. April 1737, † 6. Febr. 1815).	Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805 zu Weimar, verh. seit 20. Febr. 1790 mit Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt, † 9. Juli 1826 in Bonn).	Luise Dorothea Katharina Schiller, geb. 24. Jan. 1766 zu Lorch, † 14. Sept. 1836 zu Möckmühl, verh. seit 1799 mit M. Joh. Gottlieb Frankh (geb. 20. Dez. 1760, † 1839 zu Möckmühl.	Karoline Christiane Schiller (Nanette) geb. 8. Sept. 1777 auf der Solitude, † 23. März 1796 ebendaselbst.

Karl Friedrich Ludwig von Schiller, geb. 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, verh. seit 12. Febr. 1825 mit Luise Friederike Locher, geb. 12. Febr. 1804, † 21. Juni 1857.

Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Schiller, geb. 28. Dez. 1826 auf dem Reichenberg, † 9. Mai 1877, k. k. österr. Rittmeister im Kürassier Regt. Kaiser Nicolaus I. von Rußland No. 5., verh. mit Math. Wilhelmine Irmgard von Alberti (geb. 30. Nov. 1835).

Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller, geb. 11. Juli 1796 zu Jena, † 19. Mai 1841 zu Vilich bei Bonn, verh. seit 28. Sept. 1823 mit Magdalena Pfingsten, verw. von Mastiaux.

Karoline Henriette Luise von Schiller, geb. 11. Oktbr. 1799 zu Jena, † 19. Dez. 1850 in Würzburg, verh. seit 1838 mit dem Bergrath Junot, † 4. Jan. 1846.

Emilie Henriette Luise von Schiller, geb. 25. Juli 1804 in Jena, verh. seit 1828 mit dem Freiherrn Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm (geb. 28. Nov. 1803 auf Greifenstein im Untermainkreis), † 1872.

Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm geb. 25. Oktbr. 1836, verh. mit Elisabeth Sophia Clara Freiin von Thienen-Adlersflust (geb. 15. Aug. 1837, † 19. Dez. 1865).

Schillers Urenkel Heinrich Adelbert Conrad, Carl Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm, geb. 6. Nov. 1865.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

Die

Reform des Gefängnisswesens in Deutſchland.

Verlag von A. Freyſchmidt.

Caſſel, 1872.

Die Gefängnißverbeſſerung

und der

Strafvollzug für das Deutſche Reich.

Verlag von A. Freyſchmidt.

Caſſel, 1873.

William Shakespeare,

eine Studie über ſein Leben und Dichten,

insbeſondere

über ſeinen Einfluß auf alle ſpäteren dramatiſchen Dichter und darſtellenden Künſtler,

Ihrer Kaiſerl. Königl. Hoheit der Frau Kronprinzeſſin von Preußen und des Deutſchen Reichs zugeeignet.

2. Auflage 1877.

Marburg, Verlag von Oskar Ehrhardt,

1875.

Heſſiſche Zeiten
und
Heſſiſche Perſönlichkeiten
aus den Jahren 1750—1831,
herausgegeben von
Carl Fulda und **Jakob Hoffmeiſter.**
Verlag von Oskar Ehrhardt,
Marburg, 1876.

König Friedrich II.
und
der Oſtfrieſiſche Präſident Jentz.
Abdruck aus Weſtermanns Monatsheften und
den Oſtfrieſiſchen Monatsblättern für Geſchichte, 1876.

Die dramatiſche Kunſt
auf der
Deutſchen Bühne.
Feſtrede zu Göthes 127. Geburtstage, im Freien Deutſchen Hochſtifte im Göthehauſe in Frankfurt a./M. vorgetragen.
Verlag des Freien Deutſchen Hochſtifts,
1877.

Adalbert von Chamisso.

Zum 21. August 1878.

Von

Carl Fulda.

Ein Brief

König Friedrich Wilhelms IV.

von Preußen,

an Adalbert von Chamisso.

Von Demſelben.

Beide Aufſätze veröffentlicht in der Allgem. literar. Correſpondenz.

Leipzig, Verlag von Hermann Foltz.

Ueber Luthers Tiſchbecher,

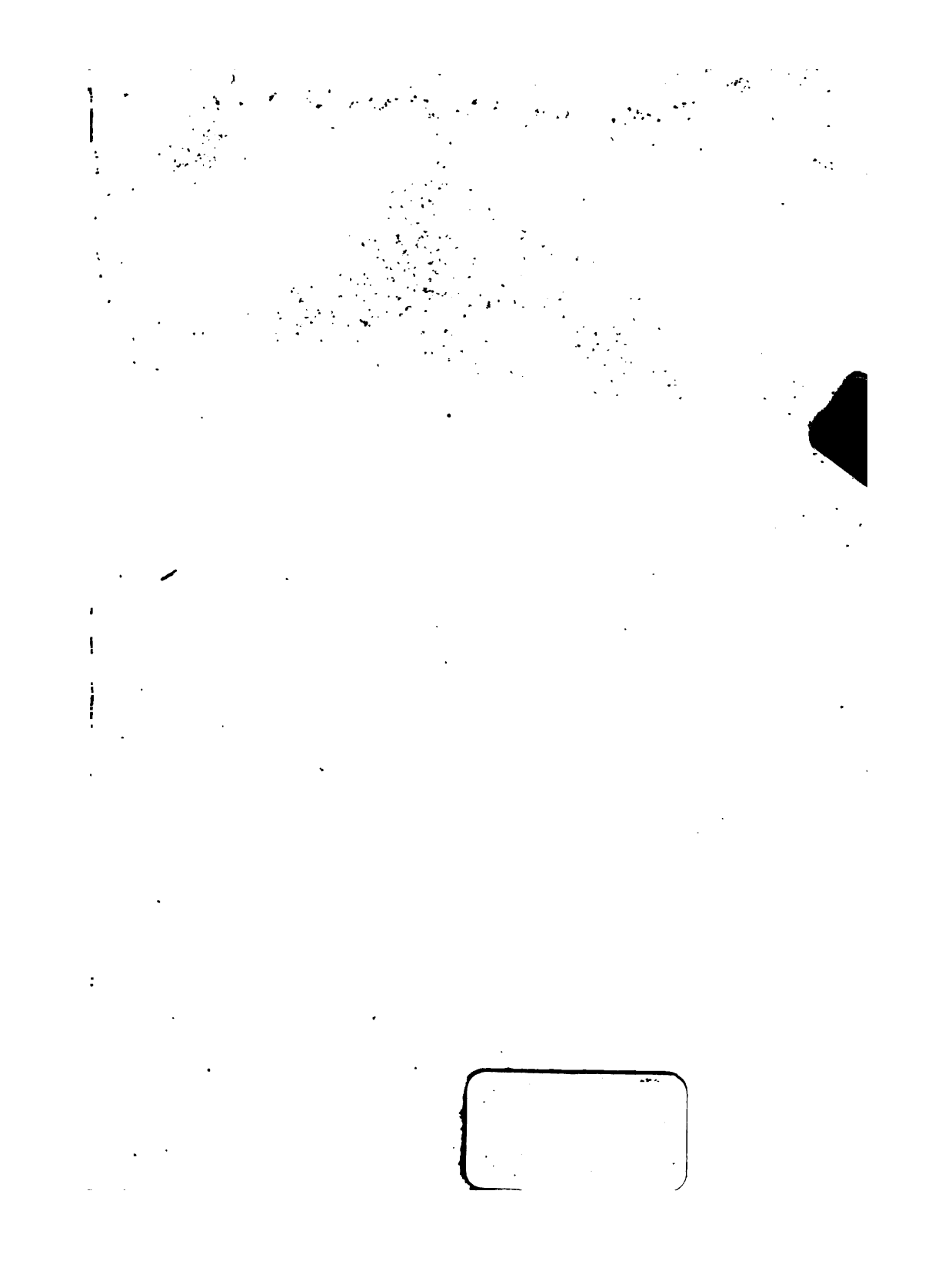
von

Carl Fulda,

Veröffentlicht in der Leipziger illuſtrirten Zeitung und
in den Oſtfrieſiſchen Monatsheften für Geſchichte u. ſ. w.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershauſen.

Berichtigungen.

S. 5 Zeile 8 von oben lies statt sichtliche — sittliche.
S. 40 „ 5 „ unten „ „ italiänisch — italienisch.
S. 67 „ 10 „ „ „ „ Lanz — Lenz.
S. 74 „ 2 „ oben „ „ nud — und.
S. 79 letzte Zeile von unten lies statt Herder — Göthe.
S. 91 Zeile 10 von unten lies statt eindringenden — eindringendem.
S. 94 „ 12 „ „ „ „ vor — von.
S. 120 „ 16 „ oben „ „ Deprimirter — Deprimirten.

Nach weiteren, von dem Verfasser eingezogenen Mittheilungen und danach angestellten Vergleichungen erscheint es zweifelhaft, ob die S. 301—304 auf den Grund von Schriftstücken, Rechnungen u. s. w. mitgetheilten Auszüge über Ausgaben ꝛc. für Charlotten in ihrer frühsten Jugendzeit sich auf Schillers spätere Gattin oder auf ein Frl. von Lengefeld beziehen, die eine Seitenverwandte und Zeitgenossin von ihr gewesen.